

Almanach

S. Fischer Verlag




SF
V

S. F. V.



S. FISCHER / VERLAG

19 BERLIN 13

Ausgegeben Oktober 1913.

Mit 17 Bildnissen, 25 Abbildungen und 3 Faksimilen.

INHALT

DAS JAHR

DIE BÜCHER DES JAHRES

Gedichte

Erzählungen und Novellen

Dramatisches

Briefe

Skizzen

Essays

DAS JAHR

WILLI HANDL: HERMANN BAHRS SENDUNG

Weit hinter jeder Wirklichkeit liegen nun die Jahre, die uns gereift haben. Es waren die Zeiten, da die bourgeoise Herrlichkeit die ersten Erschütterungen empfand und noch nicht recht wußte, woher. Da ein altgewordenes Behagen zu säuern begann; Dämmerung für überzählige Ideale. Unser Wien — das damals noch mit einigem Recht als ein österreichisches Zentrum gelten konnte — hatte noch kaum die ersten Wehen der Erneuerung zu spüren, fühlte sich aber in seinen alten Lebensformen schon matt, bewegungsarm, verdrossen. Noch prunkte allenthalben die besondere Art von Schönheit, die alle Sinne in einen Taumel von Farbe, Schwung und Klang hineingerissen und außerhalb der Sinne nichts Menschliches anerkannt hatte. Aber schon war auch überall Gärung und Umformung zu spüren.

Das Burgtheater, damals der Glanz und der Inbegriff der Wiener städtischen Kultur, strotzte, zitterte, keuchte unter alterworbenem, hochaufgetürmtem künstlerischen Reichtum und wußte nicht mehr recht, was damit anfangen. Es sieht wie eine Ironie der engeren deutschen Theatergeschichte aus, daß fast um dieselbe Zeit Wien sein neues Burgtheater und Berlin seine neue Literatur bekam. Als hätte ein boshafter Witz des Zeitgeistes heimtückisch täuschende Geschenke in Schachteln mit doppeltem Boden verteilt. Der Berliner Naturalismus, prunklos und vernünftig, war aus dem rücksichtslosen Willen der neuen Menschen geboren, und mit stürmischer Gewaltsamkeit schlug er die Pforten in die Zukunft. Das Wiener Burgtheater aber stand da als der

verspätete Schlußstein einer glänzenden, üppigen, von der Börse aus reich gewordenen, an Farben und Festen berauschten Zeit. Ihre Liebe zu Prunk und Aufwand, ihre Verschwendung echten und aufgelegten Goldes, wahren und erlogenen Purpurs, ihr falsches Spiel mit Größe und Herrlichkeit, ihr Gedränge halbnackter Frauenleiber, die sich darbieten, ihre lärmende, unkeusche Sinnlichkeit, ihre kostspielige Stillosigkeit — das ist der Stil dieses Hauses. Renaissance, die durch das pulvernde, glimmernde Feuer Makarts gegangen ist, Renaissance, deren stärkste Mäzenaten nicht kleine Fürsten, sondern große Jobber waren. In diesem Gedächtnistempel eines Wien, das im Taumel der Lust und des Verdienens raste, fehlt nur, um die Repräsentation jener Zeit auch durch ihr menschlichstes Dokument zu vollenden, das Bildnis der unsterblichen Fiaker-Mili, das irgendwo, weithin sichtbar, unter dem Vorwande einer erhabenen Allegorie angebracht sein müßte; und Makart hätte sie malen müssen, wie sie halbnackt über ein Pflaster von Dukaten und Banknoten tanzt.

Bei der Eröffnung dieses ungeheuren, schimmernden, mit Prächtigkeiten aller Art vollgestopften Palastes ächzte nun der „Geist des alten Burgtheaters“ bedrohlich auf. Und der Geist des alten Wiens antwortete ihm mit verständnisinnigem Gezeter. All diese Sehnsucht nach Behagen und Stillstand mochte nicht begreifen, daß sowohl das stolze, schöne Profil dieser Architektur, als auch der übersplendide Reichtum dieser Ausstattung ganz im Sinne der vielgeliebten und eingelebten Burgtheater-Schönheit gedacht war, ihrer Entwicklung ins Großartige dienen und ihren Forderungen mit unerhörter Freigebigkeit antworten wollte. Der gesellschaftliche Geschmack, die literarische Hoffnung, die in der Atmosphäre des neuen Hauses lebten, hatten ihre Perspektiven in der Richtung des pathetischen

Jambendramas und des elegant zugeschnittenen Salonstückes. Für jede Pracht und Vornehmheit, die das Zeitalter kannte, für die Vollendung seiner sinnlichen Ideale war es gebaut. Der Geist des alten Burgtheaters aber, grämlich und halbblind, fühlte sich nur beschämt und höchst unbehaglich, ja verloren in dem Hause, wo alle seine Kräfte erst hätten wunderbar auferstehen müssen, — hätten sie überhaupt noch existiert. Es war eine heillose Verwirrung, wie man ihn suchte und nirgends fand. Und so kam es, daß plötzlich die Enge und Kahlheit des früheren Hauses als die höchste Schönheit und das heilige Wesen des Burgtheaters erkannt wurden. Man vermißte jetzt die Gemütlichkeit, den Kontakt mit dem Publikum.

Ja, die Gemütlichkeit war aber auch im Leben, der Kontakt mit dem Publikum vorläufig auch in der Literatur verloren gegangen. Auch bei bester Akustik und intimster Behaglichkeit hätte das Wiener Hoftheater den Stil und die ruhige Größe von vordem nicht lange mehr halten können. Von innen, von der Seele der Zeit her, kam die Zerstörung, das Sprengen alter Formen, der Drang in andere Weiten; man merkte es aber nicht und klagte über die verlorene Gemütlichkeit des alten Hauses. Darum ist es vielleicht gut, daß dieses letzte Monument einer verlebten Kultur so heillos glanzvoll, so beunruhigend groß und schön gebaut wurde. Es half zertrümmern, was nicht mehr bestehen wollte. Diese ganze Herrlichkeit hatte im Innersten keinen Atem mehr. Und von außen blies der Sturm literarischer Revolutionen Keime der Erneuerung hinein. Deutschland, das große, helle, neue, stand vor den Toren. Aus München, später aus Berlin, drangen die Schriften der Moderne herüber, laut und lebendig, wie Quellfluten in ein Becken stehenden Gewässers. Wirbel schäumten auf; kleine Zentren bildeten sich,

in denen das neue Bewußtsein und der neue Wille die ersten organisatorischen Stützpunkte hatte.

Längst war indessen in der Politik und in der sozialen Schichtung das Neue Gestalt geworden. Die Hoffnung des Proletariers und die Verzweiflung des Kleinbürgers, bis dahin formlose Träger sozialer Beunruhigung, waren schon aus dem Zustand unterbewußter Instinkte, zager Versuche, brutaler Vorstöße herausgetreten und in die bedeutende Form festgeschlossener Parteien gebracht. Viktor Adler und Karl Lueger, die beiden produktiven politischen Energien jenes Österreichs, hatten es vermocht, daß aus dem trüben rissigen Material des Elends und des Hasses die großen Gebilde menschlicher Hoffnungen, starke, aktionsfähige Organismen wurden. Die bedeutende Leistung der beiden Männer, im innersten Wesen dem Künstlerischen nahe verwandt, besteht — trotz allem und allem! — heute noch lebendig fort. Hinter Programmen, Schlagworten und mancherlei kleinlich wichtigem Gehabe sind doch die großen Züge festgelegt, in denen der Kampf der Zeit um ihre notwendige Erneuerung zugleich Symbol und wesentlichen Ausdruck hat. Im Altgewohnten stehenbleiben und das Erworbene eifersüchtig schützen — oder auf jede Gefahr hin vorwärts, vorwärts, vorwärts marschieren: das war im Grunde auf allen Gebieten die eigentliche Frage der Zeit. Arbeiter, Handwerker, Kaufleute, Unternehmer, Pfaffen, Gelehrte, Advokaten, Adelige verstanden und beantworteten sie; jeder auf seine Art. Jeder wollte zugreifen, die Hand in diesem Spiele um die Welt haben. Nur die eigentlich Intellektuellen, die gewisse unbestimmbare geistige Oberschicht des Bürgertums, die sonst am beweglichsten und am schnellsten voran ist, blieb gerade diesmal sonderbar zäh und unbewegt. Aus mancherlei Gründen: einmal, weil von der Väter Zeit her, aus den Tagen

des verbleichenden liberalen Idealismus, noch ein Hang zu Abstraktion und doktrinärem Hochmut in ihnen geblieben war, der vor der ungeheuren Sachlichkeit und Erdigkeit dieser neugeformten Weltanschauungen zurückscheute; dann aber, weil eben die jungen Bewegungen, beide auf dem Haß gegen den liberalen Bourgeois errichtet, beide auf die Zerstörung von Bourgeoisie und Liberalismus zielend, den Intellektuellen der ökonomisch satten Bürgerklasse mißtrauisch von sich abwehrten. Auch sonst hat im deutschen Österreich — und insbesondere in Wien — diese Klasse nie viel Selbständigkeit und unternehmenden Geist gehabt. Nun waren sie gar von allem, was stark und jung sein wollte, wie abgeschnitten. Da blieben denn die Künste auch länger als sonstwo außer der allgemeinen Bewegung. Aus Deutschland hallte in vollem Lärm der Kampf um den Naturalismus herüber — der in Frankreich fast schon abgeschlossen war. Nach Deutschland, nach Frankreich sahen die jungen Wiener, während die Deutschen in der österreichischen Provinz, knochiger und weniger beweglich, sich alle erdenkliche Mühe gaben, auf dem Heimatboden ihre besondere künstlerische Echtheit zu ziehen. Bezeichnend ist ja, daß die erste Embryonalform einer modernen österreichischen Zeitschrift nicht in Wien, sondern in Brünn entstand. Aber auch in den Wienern regte sich das Gefühl: was den Norddeutschen billig ist, kann uns nicht durchaus recht sein; denn wir sind anders und aus anderen Vergangenheiten aufgebaut. Der Naturalismus war für die deutsch-österreichischen Künste nie ein Problem, sondern von allem Anfang her eine Unmöglichkeit. Das Problem dieser Menschen war vielmehr: den Stillstand der alten festgerannten Kultur zu überwinden, innerhalb der neuen, trotz ihrer sozialen und politischen Feindseligkeit, einen würdigen Platz zu finden und nun

die alten Schätze und den neuen Bestand in der Harmonie eines ausgeglichenen Stiles zu vereinigen. Die Lösung des Problems ist bis heute noch nicht erreicht; noch wissen unsere Künstler nicht, für welche Schichte, für welches Volksganze, ja für welches Zeitalter sie eigentlich schaffen. Sie sind — möchte man sagen — noch gar nicht durchdrungen davon, daß sie einer organisierten Menschheit organisch mitangehören; sie sind, ihrer ungeheuren Mehrzahl nach, im tiefsten und im beschämendsten Sinne unpolitisch. Und man muß schon, so paradox es klingen mag, die zeitgemäße Vollendung unserer Kultur und das rechte Erblühen der heimischen Künste — denn bisher haben wir nur vereinzelte Könner, aber kein nationales Niveau — von zwei Dingen erwarten: davon, daß unser fiebertolles Parlament den Brocken allgemeines Wahlrecht endlich in Gesundheit verdaue, und davon, daß unsere acht zisleithanischen Völkerschaften sich endlich mit Anstand untereinander vergleichen. Zwei Dinge übrigens, die untrennbar zueinander gehören, wie Avers und Revers einer Münze; das Innere und das Äußere eines gewaltigen neuen Baues, den ich nennen will: zentraleuropäischer Völkerbund mit dem Titel Kaisertum Österreich. Er muß aufgerichtet werden, oder das große Europa ringsum wird uns stückweis einsaugen, so gut es kann.

Bleiben wir indessen, wo wir sind. Daß unsere Probleme, wie sehr sie sich auch ästhetisch und psychologisch gebärden, doch alle irgendwie einen politischen Sinn in sich tragen, ist ja leider bis heute unseren Intellektuellen noch nicht durchaus bekannt. Und zu jener Zeit dämmerte kaum erst eine Ahnung davon herauf. Ein paar Deklassierte oder Wißbegierige da und dort bemühten sich um den Zusammenhang der neuen Bewegungen. Aber es lag so viel Anfang, Irrtum,



Hermann Bahr

I



Hermann Bahr (Ende der achtziger Jahre)

Verzagtheit, Überstürzung in dieser Atmosphäre, daß sie davon ganz dick und undurchsichtig wurde. Man hörte die Rufe, aber man sah keinen Weg. Stärker und drängender wuchsen indessen auch die Kräfte moderner Geistigkeit in der jungen Bourgeoisie heran. Alles stand bereit und erwartete eine Losung. Es war Zeit, daß einer kam, der mit Witz verwegen war, stürmisch und kritisch zugleich, ein entschlossener Lenker seiner eigenen Wildheit; ein Mann der Richtungen und Überblicke, aber auch des Schaffens und Streitens; einer, der bei vielen anderen Gaben auch die Kraft hatte, zu orientieren.

Dieser Eine war Hermann Bahr.

Der Wuchs eines Jünglings, durchpassioniert die Züge eines Mannes, die grauen Fäden des Alters: in solcher Körperlichkeit, wie sie der Geist sich baute, offenbart sich, was Dehmel heut, ein Fünfzigjähriger, vereint: noch immer Ekstase der Jugend, noch Dämonie des Mannes, und doch schon Klarheit, Stille. Wer sein Porträt mit Zwanzig, mit Fünfunddreißig, mit Fünfzig vergleicht, mag zwischen diesen Stationen Entwicklung spüren.

Und doch liegt nicht hierin der Kampf verborgen, den er ein Leben lang geführt. Dehmels Wesen ist wichtiger als seine Entwicklung: weil dieses Wesen die Widersprüche, die es in sich trug, nicht etwa im großen Crescendo eines Menschenalters, vielmehr kontinuierend, an jedem Tag, zu jeder Stunde, von Anbeginn bis heute immer neu zur Harmonie geführt hat. Und da dieser Dichter die jüngsten Gegenstände gern zum Gleichnis verwendet, so formulieren wir: Dehmels Leben läuft wie ein Motorrad. Durch eine unendliche Kette von Explosionen feindlicher Triebkräfte wird es ständig erschüttert — zugleich ständig vorwärts getrieben.

Richard Dehmel ist der Mensch, der am meisten Widersprüche in sich versöhnt. Ein Blut, bedrängt von Dualismen; ein Geist, geladen mit Antithesen; ein Herz, erschüttert von Zwiespalt — und doch ein Ganzes, völlig entspannt, seit Anbeginn wundersam geheilt. Wie schließt sich dies Geheimnis auf? Wer hat den Dämon befreit?

Sein Genius, indem er ihn bändigte. Hier liegt der tiefste Grund, warum Dehmel das wurde, was er zu oberst ist: Rhapsode. Nur als Rhapsode vermag er, dies heiße mit dem kalten, dies hingegebene mit dem betrachtsamen Temperamente in Einen Ausdruck zu

~~Mann und Weib.~~ [Herr und Herrin.]

Der Mann:

Da du so schön bist, darf ich dich beschwören,
errege nicht mein leicht erregtes Blut.
Da du so schön bist, kann ich dir nicht wehren,
dass deine Hand zu ~~lang~~ [sehr] in meiner ruht.
Da du so schön bist, muss ich dich begehren,
denn alle Schönheit ist mir freies Gut.
Da du so schön bist, will ich dich zerstören,
damit es nicht ein Andrer tut . . .

Das Weib:

Da du so stark bist, musst ~~ich dich~~ [du mir] beschwören,
[dass du beschützen wirst mein schutzlos] ~~beschwichtige dein aufgeregtes~~ Blut.
Da du so stark bist, will ich dir nicht wehren,
dass deine Hand ~~so fest~~ in meiner ruht . . !
Da du so stark bist, darfst du mich begehren,
doch meine Schönheit bleibt mein freies Gut.
Da du so stark bist, kannst du mich zerstören,
wenn dir ~~es~~ [bitter] nicht [selbst] zu wehe tut.

Verkleinertes Faksimile aus Richard Dehmel, Gesammelte Werke in drei Bänden (Bd. II, S. 47).

verschmelzen. Nur Künstler? Schaffe Vorbilder!, ruft immer wieder diese liebesreiche Seele sich zu und umarmt die Menschheit. Was Menschen! Schaffe Abbilder!, schüttelt sich immer wieder dieser bildnerische Geist. Gefühlskonflikte darstellen will dieser Dichter — und braucht und mißbraucht mit schöner Kälte Welt und Menschen, die er noch eben an das glühende Herz gedrückt.

Denn Dehmel ist in gleichem Maße Seher wie Dichter, Prophet wie Künstler, Verkünder wie Gestalter. Darum durchströmt ein Grundgefühl — kein Grundgedanke — sein ganzes Werk.

Wir reißen die mannigfachen Kämpferpaare, die in Kopf und Herzen dieses Dichters ihre Klingen kreuzen, in drei Gruppen zusammen.

Das erste: Kampf Gottes mit Luzifer, — oder Apollons mit dem Vampyrweibe, wie er sie im „Bastard“ nennt:

„Drum sollst du dulden, Mensch, dein Herz,
das so von Wünschen bangt und glüht,
wie nach dem ersten Sonnenschimmer
die graue Nacht verlangt und glüht:
und sollst in deinen Lüsten
nach Seele dürsten wie nach Blut,
und sollst dich mühn von Herz zu Herz,
aus dumpfer Sucht zu lichter Glut.“

Durchdrungen von der Heiligkeit der Triebe; entschlossener Verächter aller moralischen Stufenleitern: „triebselig“ schlichtet er jede Feindschaft zwischen Sinnen und Seele. Statt sich in ihrem Kampfe zu zerreiben, taucht er immer wieder gestärkt daraus empor: Gotteins mit der Welt, — seinem Schicksal gewachsen. Aus dem „Tierisch-Trüben“ wird ihm so das „Göttlich-Klare“. Dehmel ist der typisch untragische Geist unserer Epoche. —

Zwischen Selbstgefühl und Mitgefühl, zwischen Ego und Verbindlichkeit spielt sich der zweite große Zweikampf dieser Seele ab. Niemand ist minder egoistisch als Dehmel, niemand zugleich egozentrischer. Indem er weder Gott noch Schicksal, indem er nur sich selbst mit allen unbefangenen Trieben als Zentrum der Welt fühlt: sieht er in jedem Nebenmenschen ein neues Zentrum, das er willig ehrt. Dehmels Religion ist der Mitmensch.

„Und hier steht einer, der mit tausend Händen
sich selbst wie Saat ins Weltall möchte streun,
um tausendfach sein Dasein zu vollenden,
um tausendfach sein Dasein zu erneun."

Sein großes Ethos ist ganz amoralisch — im Gegensatz zu Schillers — und darum ist Dehmel nichts minder als Sozialist oder auch nur sozialer Geist (im Sinne Björnsons). Zu stark, um sich den zufällig in seiner Zeit Unterdrückten zu verschreiben, und viel zu tief, um eine Klasse zu führen, hat Dehmel kein spezielles Mitleid mit dem Arbeiter, hat überhaupt kein „Mitleid". Er liebt ihn nicht, liebt nicht einmal den Menschen; sondern die Menschheit.

„Ach, wer die Menschheit liebt,
der lernt die Menschen hassen."

Was den Vierten Stand so tief ergreift, wenn Dehmel auf dem Podium steht und rhapsodiert, sind nicht die wenigen Gedichte aus der Sphäre dieses Standes. Es ist sein religiöses Pathos, die große Hingabe dieser Seele in Brunst und Inbrunst, dieser strömende Ausgleich von Ich und Welt. —

Der dritte Kampf, der diesen Geist erschüttert: das Widerspiel von Bewußtsein und Ekstase, führt mehr in seine künstlerischen Formen. Denn Dehmel — patheticus — ist zugleich Analytiker seines Gefühls. Strömt eben noch die rhapsodierende Leidenschaft aus ihrem

Urgrund auf, — schon sprudelt ihr eine kleine kluge Zweifelquelle eigensinnig dazwischen. Der Grund: Dehmel will alles Bewußtsein ins Triebhafte zurückleiten — und alle Triebe ins Bewußtsein erheben. Daraus entstehen jene barocken Verse, an die sich seine Gegner halten. Wachsein hemmt dann zuweilen den schönen Wahnsinn, Gedanke hemmt das strömende Gefühl, zuweilen.

Aber hundert andere Male, fern diesem Zwiespalt, springt der Genius mit himmlischem Gelächter über alle Klärung des „Bewußtseins" quer durch die Felder der Phantasie, ekstatisch, ungezügelt. Dann strahlt er in optimistischer Haltung, dann singt dies dunkle Blut sich in die helleren Gefilde, dann überschlägt er sich:

„Zehntausend Sterne aller Enden,
zehntausend Sterne stehn und spenden
dir ihre Strahlen in die Brust!"

Und wenn auch hier noch ein Gedankliches im Untergrunde murmelt, — in jenen seltenen, in seinen mystischen Gedichten schweigt es ganz, und er, der immer Welt- und Mensch-Berauschte, liegt wahrhaft stumm am Busen der Natur. Bis sich aus seinem Schauen, seinem Lauschen Töne lösen, fallend wie die großen Tropfen; Goethes mystischen Gesichten wohl verwandt.

„Die Welt verstummt, dein Blut erklingt,
in seinen hellen Abgrund sinkt
der ferne Tag,

er schaudert nicht; die Glut umschlingt
das höchste Land, im Meere ringt
die ferne Nacht,

sie zaudert nicht; der Flut entspringt
ein Sternchen, deine Seele trinkt
das ewige Licht."

Aber erst in Eros versöhnt der Dichter alle seine zerspaltenen Triebe. Der sein Erglühen stets in kalte

Formen zu ergießen trachtete: Dehmel, dieser feuerflüssige Krater, der jeden Augenblick zu Eis erstarrt, — in Eros schlichtet er seine Zwiste.

„Denn Liebe ist die Freiheit der Gestalt
vom Bann der Welt, vom Wahn der eigenen Seele."

Und darum wird die Huldigung des Eros ihm zum sakralen Dienste, wie den Alten. Seine eigene Zeugung und Geburt, Aufkeimen seiner Werdelust, bis zum Zusammenstoße der Geschlechter, zu neuer Zeugung, neuer Geburt: alles glüht auf in den Strahlen des Eros.

In den „Verwandlungen der Venus" hat er den Reigen kosmisch vorgeführt. Immer heller und höher schmilzt dort die Seele zu den Sinnen hin, immer klarer und kühner wird Brunst zu Inbrunst.

Da aber Eros Erlöser seines Weltgefühles wurde, muß Eros sich ins Weltall dehnen, wie das Meer. In den „Zwei Menschen" hat er das dargestellt.

Diese Dichtung ist als sein Zentralwerk zu betrachten, nicht weil sie gegen die vorigen Überraschendes brächte; nur, weil sie deren reinste Züge in glücklichster Form vereinte. Alles liegt hier im Geheimnis einer wahrhaft bronzenen Form begründet. In ein metallisches Netz von scheinbar höchster Pedanterie — in Wahrheit von höchster künstlerischer Geschlossenheit — hat der Dichter alles gezwungen, was an typischen Gefühlen in ihm und in der Jugend frei umhergeschwirrt. Hier wie nirgend sonst hat Dehmel den Dichter und den Denker in sich verschmelzen dürfen, dank einer Form, die den pathetisch breiten Strom und jede epigrammatische Quellkraft gleich willig aufgenommen.

Eros aber strömt hier nach allen Seiten aus: wird kosmisch und wird bürgerlich; sakral — und endlich wird er im „Weltglück" überwunden. Über dem

Eingang dieses geheimnisvollen Gartens stehen die Worte: „Wir Welt!" Über dem Ausgang steht zu lesen:

„Du sahst, o Mensch, zwei Menschen deinesgleichen
im kleinsten Kreis Unendliches erreichen.
Du sahst dein Glück ins Weltglück enden."

So antithesenreich und doch an jedem Tage neu zu untragischem Erobern, zu willigem Genuß entschlossen, taucht diese Natur ein in den Strom der Kunst. Was er dort an sich züchten mußte, ist: kalt gemeisterte Ergriffenheit. Das dringende Blut dieses Herzens mit einem Ruck ins Eis der Gestaltung zu drücken; das Bild der Seele, wann immer er's befiehlt, petrifizieren zu lassen: das ist sein stets erneuter Künstlerkampf.

Bildkraft muß Ursprung seines Dichtens sein. Und da dies eine dämische Natur ist, stellt diese Bildkraft sich in Visionen dar. So wurde Dehmel der größte Visionär seiner Zeit. Das Gesehene erstarrt ihm zur Vision; die Landschaft zur Landschaft der Seele. Sein ganzes Werk ist eine Kette von Visionen und Landschaften.

Das zweite, was in ihm dichterischer Antrieb wurde, ist der Rhythmus. Hier wird ihm sein eigenwilliger Intellekt zum Segen. Was er anfangs instinktiv zu ändern trachtete an Überlieferungen, hat er später mit Bewußtsein fortgebildet. Nur so konnte er der Anlaß zu jener völligen Umbildung werden, den die deutschen Rhythmen im letzten Menschenalter erfahren. Dehmel hat als erster, zugleich aber als Meister durch Auflösung überkommener Rhythmen eine Regeneration der lyrischen Sprache in Deutschland heraufgeführt; ähnlich jener, die Goethe inaugurierte. Nicht seinem Weltbild, nicht einmal seiner Phantasie: nur seinem rhythmischen Genius mag er es denn verdanken, daß er am

Photographie Dührkoop



Dehmel.



Richard Dehmel als Student

meisten vertont worden, unter allen Dichtern seiner Zeit. Mehr als 500 Werke der Musik, vom Liede bis zum Oratorium, hat er in zwanzig Jahren angeregt.

Diese schwere Natur betrachtet und verfolgt die leichteren mit edler Eifersucht. „Reich' mir noch einmal die leichte Sandale“ hat er der Göttin zugerufen; die aber nennt er „ewig seine Braut“. Doch jede Sehnsucht aus sich heraus, in eine andere Gestalt für immer, muß diesem Manne fremd sein; der an Tyche glaubt. Darum lebt kein Wille zur Leichtheit in ihm; nur ein Wunsch. Darum gestaltet er diesen Wunsch nicht in romantisch gedehnter Klage; sondern im Spiele.

Zuweilen nämlich nimmt er seinen Visionen die großen Traumflügel ab und bindet ihnen kleine Engelschwingen an: dann fängt er an szenisch zu fabulieren. So entstehen Dehmels Pantomimen.

Nicht als philosophische Allegorien, — als Bühnenvisionen wirken sie, rein phantastisch. Mag man immerhin bedauern, daß sein Formenwille sich die Mühe nimmt, holde Seifenblasen einzufangen und gleichsam in Bronze zu gießen: dennoch gehören sie zum Bilde seiner Phantasie und wirken überdies auf eine Erneuerung der Pantomime dichterisch hin; wie sie tänzerisch wieder begonnen hat.

Nicht an der Pantomime, wie man meint, an der Ballade erkennt man Dehmels dramatische Impulse; wie denn Balladen allgemein Versuche des Lyrikers sind, sich in den dramatischen Himmel einzuschleichen. Was Dehmel — den größten Balladendichter seiner Zeit — vom Drama abdrängt, das ist das Stück Romanze, das meist in seinen Balladen steckt. Aber sein kleinstes Gedicht ist oft so straff dramatisch gespannt, daß es, um wenige Worte vermehrt, den Grundfaden zerreißen,

ins Chaos stürzen möchte. Geladen mit dramatischer Elektrizität will es den Bannkreis seiner Form zersprengen. („Vorspiel“ ist ein erster Akt aus 8, „Finale“ ein letzter aus 4 Zeilen.) Nicht was Dehmel bis heute als Dramatiker geleistet — Zwischenformen —, grade was er als Lyriker bedeutet, birgt ein großes dramatisches Versprechen. Freilich hält ihn das Hingegebene in seiner Seele auf. Das Antithetische aber drängt ihn zum Drama. Jene willige Kampfesfreude, die sich im Vorhinein ihres Trostes bewußt ist: der Kämpfer, der Spieler in Dehmel drängt ihn zum untragischen Schauspiel.

Heut steht er wahrhaft in der Mitte seines Weges. Denn diese, in allen Stücken spät entwickelte Natur braucht noch lange Jahrzehnte, um den Bogen ihres Geschickes zu vollenden. Ein ergrauter Jüngling, hat er noch eben einen Reigen von Gedichten hingeschrieben, an die schöne, wilde Welt. Schon süß und noch herb wie fünfzigjähriger Burgunder, so schlürfen sich seine letzten Verse, voll bedachter Helle, voll elegischer Klarheit. Aufgetan seinem Lose, mit wachsamer Geduld steht er vor der Zukunft, die die Rolle seines Schicksals in Händen hält. Langsam ringt er ihr die Zeilen ab:

„bis der Augenblick kommt,
wo das entrollte Papier,
eh' ich das letzte Wort noch las,
meinem erschöpften Arm entfällt;
und mit gefesselten Händen
gibst du den Winden zur Sage anheim,
was ich tat.“

ERINNERUNGEN AN OTTO BRAHM VON PAUL SCHLENTHER

Vor mir liegt ein Stoß von Briefen, Karten, Kärtchen. Sie reichen bis ins Jahr 1878 zurück. Sie sind ohne alle Förmlichkeit von einer winzigen lateinischen Schrift bedeckt, bei der jeder einzelne Buchstabe ein Dasein für sich zu führen scheint. Es werden öfters schwer ernste Fragen des Lebens und der Kunst behandelt, aber immer in einem gut gelaunten Ton, der auf ein witziges Wortspiel ungern verzichtet und im Vertrauen darauf, daß diese Briefe nicht für die Öffentlichkeit bestimmt sind, darin so waghalsig weit wie irgend möglich geht. Nirgends fällt ein Wort der Leidenschaft, nirgends entladet sich ein Erguß des Herzens. Aber im Zusammenhange spürt man ein zähes Festhalten an Ideen, ein zielsicheres Bestreben, Ideale in Wirklichkeit zu verwandeln. Phrasen und Hyperbeln werden nur ironisch-parodistisch gebraucht. Es weht eine kühle, herbe Luft durch diese Korrespondenz. Man merkt nicht, daß der Schreiber der ersten Briefe erst zweiundzwanzig Jahre alt war. Man merkt aber auch nicht, daß er mit der Zeit älter wird. Das Herz spricht sich nirgends aus, aber es äußert sich durch Hilfeleistung und mindestens durch Hilfsbereitschaft. Eine Tat zugunsten anderer wird so vorsichtig, so grundgescheit angebahnt, entwickelt, durchgeführt, daß sie unfehlbar ihren Zweck ganz still erreicht. Ohne große Worte entsteht Gutes.

So sind die Briefe, die Otto Brahm während eines Zeitraumes von vierunddreißig Jahren an mich schrieb, und wie seine Briefe, so war er selbst.

Wie so manches, was standgehalten hat, begann auch unsere Kameradschaft mit Sturm. Wir lernten uns im Mai 1877 im Café Leers zu Heidelberg kennen. Er trug damals eine große, goldene Brille, das kurz gescho-

rene Haar stachlig gesträubt, und war ziemlich dick. Er erinnerte uns an Bilder, die der „Kladderadatsch" von Windthorst brachte, und wir tauften ihn daher Exzellenz oder die Perle von Meppen. Mit seiner dünnen, hohen Stimme, die damals noch den Hamburger verriet, begann er sofort, wie ein Untersuchungsrichter: „Im wievielten Semester sind Sie?" „Im vierten." „Was hören Sie?" Ich zählte meine Collegia auf, darunter eines über historische Propädeutik. Er lächelte und zeigte seine großen, blanken Zähne: „Im vierten Semester, und erst bei der Propädeutik?" Der wildfremde, unbefugte Rüffler erhielt eine sackgrobe Antwort, deren Ton durch böses Gewissen noch gesteigert war. Aber gerade das schien ihm zuzusagen und reizte seine mephistophelische Laune; er ließ sich nicht abschrecken. Wir sprachen dann öfter vom Theater und von der modernen Literatur. Er freute sich, zum Herbst wieder nach Berlin zu kommen und dort Wilhelm Scherer kennen zu lernen, der gerade von Straßburg nach Berlin übersiedeln wollte.

Richtig trafen wir uns in Scherers erster Vorlesung wieder. Wir gingen dann während der Pausen im Kastanienwäldchen auf und ab; sein kluges, sicheres, ruhiges Urteil über gemeinsam Interessierendes überwand allmählich meine antipathischen Vorurteile, obwohl es durchaus nicht in seiner Absicht lag, sich beliebt zu machen. Im Gegenteil, er blieb in seinem Ausdruck scharf, hart und schroff, wickelte nichts in Watte, beschönigte nichts und goß mit Vorliebe über jugendlichen Überschwang eiskalte Duschen. Die geistige Unerschrockenheit dieses kleinen Menschen imponierte, und man empfand sehr bald, daß von diesem verneinenden Geiste zur Klärung der Begriffe und Anschauungen sehr viel zu profitieren war. Im peripatetischen Verkehre mit ihm konnte man zwar nicht den Lernstoff bereichern,

wohl aber die Urteilskraft. Dieser geborene Kritiker erzog sich und andere zur Kritik.

Ganz unvermerkt bildete sich aus dem Berufsinteresse eine gemütliche Beziehung, die sich auf zwei günstige Eindrücke stützte. Die Gespräche mit ihm waren amüsant wegen seiner witzigen Wendungen; er konnte wie ein Jongleur, an den er sonst nicht erinnerte, mit Worten spielen. Und wenn wir unsere Spaziergänge erweiterten, etwa bei Sonnenuntergang an den Rand des Tiergartens kamen oder im Boot die Oberspree hinauffuhren, so entwickelte sich etwas, das ich im schönen Heidelberg noch nicht an ihm bemerken konnte: ein tiefer Sinn für die Natur. Wenn in Heidelberg unsere jugendliche Schwärmerei extravagant wurde, empörte uns sein ironisches Lächeln, das zu sagen schien: Ihr redet ja doch nur nach, was euch der betrunkene Scheffel vorgeredet hat. Jetzt, in und um Berlin entdeckte er unbeachtete, kaum noch besungene Reize der Natur; die Entdeckerfreude strahlte dann mit einer gewissen inneren Schönheit aus den klugen, klaren, braunen Augen, die unter der hohen Stirn in seinem Gesicht das einzig Schöne waren.

Wenn ich jetzt auf viele, längst vergangene Jahre zurückdenke, so habe ich mit Otto Brahm nirgends so angenehm, so fördersam verkehrt, wie auf gemeinsamen Spaziergängen, Ausflügen und Reisen. Bei diesen im wahrsten Sinne des Wortes abgewandelten Zwiegesprächen habe ich meinen Stil und meine künstlerische Anschauung tiefer ausgebildet als jemals durch Lektüre oder Vorlesungen. Ich glaube, es ist Otto Brahm nicht viel anders ergangen, denn es wurde keine gegenseitige Belehrung getrieben, sondern man ging auf gut Glück los und ließ die Gedanken von selbst über den Weg laufen. Dabei war es gewiß für beide das größte Glück, daß wir in unserm ganzen Naturell Gegensätze waren, und jeder

die Lücken des andern deckte. Sehr viel unersprießlicher war unser Verkehr in geselligen Kreisen, im Theater oder sonst in der Öffentlichkeit. Denn sein rasches, rücksichtsloses, fest formuliertes Urteil und die herrische Ruhe, mit der es abgegeben wurde, reizte so sehr zum Nachdenken, daß die Lust am Widerspruche zumeist erstarb und dann nicht mehr Zeit fand, sich zu wappnen.

Die Gegnerschaften, die Brahm immer fand, solange er rein kritisch wirkte, erklären sich aus dem machtlosen Protest gegen seine überlegene Art, zu urteilen und Urteile zu oktroyieren. Daß er in langen Dialogen jedem Widerspruch zugänglich war und jeden Einwurf erwog, wußten nur die wenigen, mit denen er, wie mit mir, auch zweisam verkehrte. Wir beide hatten uns an dieses Leben in Dialogen so sehr gewöhnt, daß wir Mitte der achtziger Jahre für einige Zeit unter das Dach desselben Hauses zogen. Daraus bildete später ein phantastischer Wiener Chroniqueur die Legende, wir hätten selbander nur e i n paar Stiefel besessen, und wenn einer ausgehen wollte, hätte der andere daheim bleiben müssen. Im Gegenteil, gerade im Ausgang, im Spaziergang lag unsere Gemeinschaft. Zu Hause saß jeder in einer eigenen Stube an seinem Schreibtisch und schrieb seinen Stil, der von dem des anderen ebenso verschieden war wie unsere Stiefel.

Aber unsere Wandelgespräche hörten immer mehr auf, sich mit der Fachsimpelei zufrieden zu geben. Wir fingen an, lieber auf die Welt als auf die Kunst zu sehen, teils mit seinem schärferen Verstand, teils mit meiner vielleicht empfänglicheren Sinneswahrnehmung. Und je mehr wir sahen, je mehr wir um uns her beobachteten, je tiefer wir auch in das eigene Leben hineinblickten, desto mehr wurde uns die Welt zum Gegenstande der Kunst, desto offener gingen uns die Augen auf für Zola und für Ibsen, der gerade damals seine große

naturalistische Zeit begann. Zola war Modeschriftsteller, aber für Ibsen mußte noch gekämpft werden, und froh, kämpfen zu dürfen, zogen wir Feldgänger in dieses Feld. Erst der Kampf stellte uns auch vor der Öffentlichkeit nebeneinander. In Wahrheit konnte er uns nicht noch näher bringen. Vielmehr war er ein nicht ganz ungefährlicher Prüfstein für unsere vertrauliche Kameradschaft, denn die Öffentlichkeit ist immer ein dritter im Zweibund.

Was mich an Brahm zeitlebens festhielt, war weniger die Übereinstimmung künstlerischer Ansichten, weniger sein steigender Ruhm, als die unverlierbare Erkenntnis, an diesem kühlen und so leicht erkältenden Verstandesmenschen den treuesten Freund zu haben, als der er sich auch in späteren Jahren noch bewährt hat. Ich spreche das nicht aus, um ihm in seinen Sarg hinein dafür zu danken, denn das ist meine Privatangelegenheit. Ich spreche es aus, um sein scharf umrissenes Wesensbild nicht zu beschönigen (das wäre ganz gegen seinen Sinn), sondern über äußern Anschein hinaus der inneren Wahrheit näher zu führen. So wenig Sympathie er — mindestens in früheren Jahren — bei der kompakten Majorität der Menschen suchte und fand, so wenig Sympathie er den meisten entgegenbrachte, so tief gegründet lag in seiner Seele ein Bedürfnis nach innerem Anschluß an einige wenige Menschen, denen er freundschaftliche Neigung zutrug. Form und Ausdruck hielten sich auch dann in den Schranken beherrschter Empfindung, aber die Empfindung war viel stärker, als oberflächliche Bekanntschaft glauben mochte. Je seltener sein Herz warm wurde, desto fester hielt es Freundschaft.

Als er noch jung war, neigte er sich nicht ohne Kritik, aber mit einem kräftigen Bekennermut zu denen, die ihm als Meister ihres Metiers, zugleich aber auch als menschliche Individualitäten zusagten. Unter den

akademischen Lehrern war es neben Herman Grimm vor allem Wilhelm Scherer. Am 8. Dezember 1878 schrieb er mir aus Straßburg, wo er seine Doktordissertation vollendete, nach Berlin: „So laut wie möglich rufe ich Ihnen zu, suchen Sie in ein Verhältnis zu Scherer zu kommen, wenn Sie es noch nicht sind. Sie haben den unglaublichsten Nutzen davon. Ich habe das Glück gehabt, in Hamburg ihm nahezukommen; ich würde, wenn es nicht trivial klänge, die Tage, die ich mit ihm verleben durfte, als die schönsten, die ich erlebte, bezeichnen. Lassen Sie wieder von sich hören und grüßen Sie Philo und (eventuell) Scherer." Man hat später den Scherz gemacht, Otto Brahms höchster Enthusiasmus gipfelte in dem Wörtchen „Immerhin". Was er hier über seinen Meister äußert, ist nicht mehr bloß „immerhin".

Mehr als „immerhin" ist trotz dem Ulkton, was der spätere Ibsenapostel am 15. Oktober 1879 mir über Paul Heyse zusammenreimte. Der alte Dichter, der selber auf dem Krankenbette liegt, und der so lange mit Otto Brahm gern verkehrte, bis die „neue Richtung" sie völlig auseinanderbrachte, hat jetzt vielleicht seine Freude an diesen bewußt knütteligen Versen:

„Wenn ob Deines Heysekultus
Dich auch mancher heißet: stultus,
O, so trage mit Geduld Du's!
Wahr' dem Dichter Deine Huld! Tu's!
Denn im Dichterreiche ist er, —
Wie auch schreien die Philister —
Ist zur gegenwärt'gen Frist er,
Ist er doch — Premierminister."

Allerdings erkannten wir zur damaligen Frist im Dichterreich auch einen Kaiser und König an; das war Gottfried Keller. Brahm besuchte den göttlichen alten Isegrim oft in Zürich, und Keller blieb von beiden der



Otto Brahm.



Friedrich Huch.

kühlere; Brahm hatte ihm die neue Fassung des „grünen Heinrich“ allzu philologisch mit der älteren verglichen und dadurch die ältere, die der Dichter selbst beseitigt wünschte, wieder ins öffentliche Interesse gezogen.

Von Keller lernte Brahm den Wert der philologischen Methode modernen Autoren gegenüber auf das richtige Maß herabsetzen. Sein Meisterwerk über Kleist ist frei von „Akribie“, und ebenso sein erster Band über Schiller. Nach fast einem Menschenalter benutzte Brahm die Ferienmuße des vorigen Sommers, um das Kleistbuch neu zu bearbeiten, und wird zuletzt Kellers Abneigung gegen ältere, verworfene Fassungen geteilt haben. Um das Schillerbuch über die Jugendzeit hinaus fortzusetzen und zu vollenden, war sein Leben zu kurz. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er jetzt, da er sich vom Theatergeschäft zurückziehen wollte, mit „wiedergeborenem Auge“ zu dem großen Gegenpart der „modernen Richtung“ zurückgekehrt wäre, den er angeblich als Student gehaßt hat, und den er als Theaterdirektor vergeblich in die Formen moderner Schauspielkunst fügen wollte. Auch sein Umgang mit Schiller hätte des Alleinseins oder vielmehr der Zweisamkeit bedurft; dann hätten diese beiden so miteinander harmoniert, wie auf einer humoristischen Radierung Karl Stauffers das Profil des Begasschen Denkmalschiller am Gendarmenmarkt mit dem Profile seines Biographen Otto Brahm.

Als Stauffer von Bern so den Schillerbiographen huldigend verhöhnte, ahnte er nicht, daß Otto Brahm auch sein eigener Biograph werden würde, ja sogar der Herausgeber seiner Gedichte und der Verteidiger seiner Ehre. Unter allen Freundschaftsdiensten, die Brahm seinen Freunden jemals geleistet hatte, ist dieser eine am weitesten in die Welt gedrungen und mag für alles, was er sonst in der Stille tat, mitzeugen. Aus

diesem herrlichen Buch über den unglücklichen Meister spricht Brahms ganze Unerschrockenheit, ganze Entschiedenheit, ganze Schärfe, die er auch zugunsten eines Menschen zu brauchen verstand, wenn seine Überzeugung es forderte.

Es wäre sonderbar gewesen, wenn er mit seinem durchdringenden Theaterblick nicht auch im Schauspieler den Menschen entdeckt hätte. So trat er besonders zu Josef Kainz und Rudolf Rittner in einen freundschaftlichen Verkehr, den nur vorübergehend das Mißverhältnis zwischen Direktor und Mitglied stören konnte.

Am liebsten aber suchte er die ihm sympathischen Menschen unter den neuen Dramatikern, denen er Bahnbrecher war. Allen voran stand als das größte Verdienst seiner kritischen Erkenntnis, zugleich als das größte Glück seines Lebens Gerhart Hauptmann, in dessen „Entdeckung“ er sich mit seinem geliebten alten Freund und Gönner Theodor Fontane zu teilen hatte. Im schmerzlichen Gedenken an den Sterbenden ließ sich Emanuel Reicher neulich zu dem Spruche hinreißen: „Ohne Brahm kein Hauptmann.“ Als der Kranke am nächsten Morgen davon hörte, war er über die schöne Wallung seines treuen Altgesellen etwas ungehalten und bemerkte abwehrend: „Ich habe doch Hauptmann nicht geboren.“

Sein sarkastischer Humor verließ ihn erst, als die Schmerzen der Todesstunde kamen. Zehn Abende zuvor war ich bei ihm. Er ging im Zimmer umher, bot Erfrischungen an, war von allen Vorgängen des Tages genau unterrichtet, scherzte mit der Krankenschwester, die ihm ein breiiges Süppchen aufnötigte, und teilte mir dann mit, daß die Operation nahe bevorstehe. Da er von der Todesgefahr, in der er schwebte, nichts wissen sollte, so mußte der Besucher vorsichtig sein, keine Sorge zu verraten, aber vor seinem scharfen

Blick auch nicht eine verdächtige Sorglosigkeit zu heucheln. Ich meinte, eine Operation sei heutzutage nicht viel mehr als eine Spazierfahrt. Und in seinem gewohnten Triebe, alles auf das richtige Maß zu bringen, erwiderte er schmunzelnd, aber keineswegs verzagt: „Nun, wir wollen sagen, es ist eine Automobilfahrt.“ Erst als ich aufbrach und ihm so konventionell, als es mir möglich war, „auf Wiedersehn“ sagte, blieb er stumm, hielt meine Hand länger fest, als es ein Vertrauen auf Wiedersehen gefordert hätte, und über Augen und Mund flog etwas bitter Verzerrtes. Ich ging und dachte an das, was Lionel zu Talbot sagt: „Auf Wiedersehn in einer anderen Welt! Kurz ist der Abschied für die lange Freundschaft!“ Und ob er selbst nicht so gedacht haben mag, wie der ihm geistesverwandte Talbot? „So geht der Mensch zu Ende — und die einzige Ausbeute, die wir aus dem Kampf des Lebens wegtragen, ist die Einsicht in das Nichts und herzliche Verachtung alles dessen, was uns erhaben schien und wünschenswert.“

Ein Rückblick auf das Leben Otto Brahms zeigt, daß ihm erhaben die Kunst in ihren tiefsten Offenbarungen und menschlichsten Gestalten schien. Wünschenswert schien ihm der heiterernste Verkehr mit Freunden beiden Geschlechts in einem sorgenfreien Dasein.

Dieses sorgenfreie Dasein hatte er sich aus eigener Kraft endlich erschaffen. Als ich ihn kennen lernte, lebte er ganz kümmerlich; das wenige, was er besaß, opferte er seinen Studien und Reisen. Seine erste Berliner Wohnung, die ich betrat, war ein kleiner rechteckiger Raum mit einem unbedeckten Tisch in der Mitte, einem schmalen Bett und einer Waschschüssel auf dem Holzschemel, Spandauer Straße, Hof, drei Treppen hoch. Seine Arbeit verrichtete er in den Lesesälen der Universität und Bibliothek. Sein Mittagsmahl genoß er bei Knaack vormals Götze in der Behrenstraße

und sättigte sich meist durch beigelegte Gratisbrötchen. Infolge dieser notgedrungenen Diät wurde er bald magenleidend, und vielleicht führt von jener jugendlichen Hungerkur eine Entwicklungslinie bis an den Tod.

Auch als er mehr und mehr zu Gelde kam, blieb er ein sparsamer Haushalter und lebte besonders daheim auf das allerbescheidenste. Noch als er die Freie Bühne leitete, mußte er in seiner Hofwohnung in der Wilhelmstraße die Tür selber öffnen, wenn geklingelt wurde; Nachbarsleute bedienten ihn.

Eines Mittags aber, im Spätsommer 1892, stand ich mit ihm vor dem Briefkastenspalt des Postamtes am Potsdamer Platz, das damals noch ungefähr dort lag, wo jetzt Siechens Terrasse ist. Er hielt einen dicken großen Brief in der Hand und zögerte, ihn in das lange, schmale Schicksalsmaul hineinzuwerfen. „Soll ich, oder soll ich nicht?“ „Zählen Sie an den Knöpfen ab, mein Brahm.“ Er zählte und warf. Es war der Brief seines Schicksals. Auf der Adresse stand: „Adolf L'Arronge, Direktor des Deutschen Theaters.“ Es war seine Pachtbewerbung.

Nun zog er von der Wilhelmstraße in ein Vorderhaus am Luisenplatz. Aber es wollte anfangs gar nicht gut gehen. „Kabale und Liebe“ versagte, Anzengrubers „Viertes Gebot“ versagte. Mehr versagte. Und nach der dritten Woche seiner Direktionsführung erklärte er abends an unserem Stammtisch: „Ich habe nichts mehr zu spielen.“ Damals sah ich zum erstenmal um Mund und Augen jenen bitter-bissigen Zug, den ich zum zweiten- und letztenmal beim Abschied sah.

Aber Brahm erholte sich; auf das Deutsche Theater folgte das Lessingtheater; beiden Theatern prägte er seinen Namen auf, und nach zwanzigjähriger emsiger Mühe und Arbeit wollte er sich nun bald als wohlsituierter älterer Herr zur Ruhe setzen, ohne Geschäft

und ohne Kabalen, nur noch seinen literarischen Interessen, seinen Freunden lebend.

Er ist zur Ruhe gegangen. Sein allernächster Freund, der zugleich der nächste seines Blutes ist, sein zärtlich geliebter Bruder Ludwig, hat an seinem Sterbebett gesessen und durfte ihm die Augen schließen. Als ich diesen Bruder am nächsten Morgen sprach, rief er schluchzend: „Und ich hab' ihn ja mehr geliebt als mich selbst!“ Glücklich der Mensch, dem auch nur ein einziger anderer Mensch dies nachsagen darf!

GEDÄCHTNISREDE AUF FRIEDRICH HUCH

GESPROCHEN BEI DER TRAUERFEIER AM 15. MAI VON THOMAS MANN*)

Das ist ein harter, bitterer Abschied, den wir in dieser Stunde nehmen. Wir müssen uns trennen — im Raum und in der Zeit, wenn auch nicht im Geiste — von einem seltenen Menschen, von einem reinen und liebenswerten Dichter.

Seit Herman Bangs Tode hat der moderne Roman keinen so schweren Verlust erfahren, wie durch das Abscheiden Friedrich Huchs.

Uns Deutschen ist jene französische Unterscheidung ja fremd, welche nur den, der Verse schreibt, einen Poeten, denjenigen aber, der sein Weltbild in Prosa gestaltet, einen écrivain, einen Schriftsteller nennt. Und doch liegt manchem unserer Theoretiker noch heute Schillers strenges Wort im Blut und im Sinn, wonach der Romanschreiber nur der Halbbruder des Dichters wäre. Er mag weniger sein als das, in gewisser Sphäre. Aber nicht diese Sphäre war es, worin unser Freund atmete, und jede Seite seines Lebenswerkes läßt jene Lehre als unhaltbar und veraltet erscheinen. Denn der Autor des „Peter Michel“, der „Geschwister“ und des „Enzio“ gehörte zu den Wenigen, welche den deutschen Roman zur Dichtung zu erhöhen, emporzuläutern, ihm als Kunstgattung die Ebenbürtigkeit mit dem Drama, der Lyrik zu erwirken bestrebt waren und sind. Nicht in programmatischer Absichtlichkeit zeigte er sich an diesem Werke, sondern in freiem, sendungsmäßigem Schaffen, und wie es im Epilog zur Glocke heißt, daß der verewigte Meister das „bretterne Gerüste“ nicht verschmäht habe, um die höchsten Gegenstände der

*) Zuerst abgedruckt in den Süddeutschen Monatsheften 1913, Nr. 8.

Menschheit darauf abzuhandeln, so war hier ein Künstler, der, ausgestattet mit allem, was nur irgend für dichterisch gilt: mit lyrischen und symbolischen Kräften, mit einem geheimnisvollen Humor, mit tiefinnerlicher Musikalität, mit heiter-schmerzlichster Kenntnis der Menschenseele, mit inbrünstigem Naturempfinden, die Form oder Unform der breiten Prosaerzählung, des Romans nicht verschmähte, um solchen dichterischen Vollgehalt darein zu ergießen: „Und manches tiefe Werk hat, reichgestaltig, den Wert der Kunst, des Künstlers Wert erhöht."

Daß so zarten und gehobenen Werken sofort Erfolg beschieden sein konnte, daß wenigstens ein und das andere von Friedrich Huchs Büchern schon heute massenweise im Publikum verbreitet ist, das ist eine der erfreulichsten Tatsachen der neuesten Literaturgeschichte; und uns Zurückbleibenden mag es ein tröstender Gedanke sein, daß der zu früh Geschiedene Zeit gehabt hat, die Sympathie, das Vertrauen, den erwärmenden Beifall seines Volkes zu erfahren. Wenn es so sein konnte, so lag es an den hervorragend nationalen Eigenschaften, welche dies Werk auszeichnen: denn ein außergewöhnliches Kunstwerk kann unmittelbar einleuchten und Anklang finden, wenn es stark national ist. Friedrich Huch, dieser Mann mit dem holzschnittartigen Kopf und den blauen Seemannsaugen war ein kerndeutscher Künstler. Seine Kunst war allem verwandt, was uns deutsch heißt: der Dürers etwa, der Wilhelm Raabes, und der deutsche Leser fand darin den skurrilen Humor, den er versteht, die fromme Liebe zur Musik, die er teilt, und jene männliche Reinheit der Phantasie und Empfindung, die er dort fordert, wo er verehren und kränzen soll.

Allein der kulturelle Sinn von Friedrich Huchs Leben war nicht rein literarischer Natur. Er beruhte, wie mir scheint, in einer persönlichen, neuen und heute fast ideal-

gemäß wirkenden Mischung aus feinster Intellektualität und prachtvollster Körperlichkeit, einer Mischung, welche alle modernen Wünsche und Bestrebungen, die man in das Schlagwort „Regeneration“ zusammenfaßt, sinnfällig verwirklichte. Seine Erscheinung, obgleich vom Geiste gezeichnet, blieb jünglingshaft bis zuletzt, und jünglingshaft war seine Lebenshaltung. Ich sehe ihn draußen im Würmbade, wie er, vom Sonnenbad kupferfarben, sich mit irgend einem gymnastischen Sprunge und Schwunge ins Wasser stürzte. Ich sehe ihn auf dem Lande, in den Bergen, wie er mich vorigen Sommer von fernher zu Rade besuchte, — bestaubt, gebräunt, im offenen Leinenhemd, — ein großer, muskelfreudiger Junge. Und seine Bücher, darin sich die zartesten, innigsten Analysen und Gestaltungen seelisch-geistiger Angelegenheiten finden, — enthalten sie nicht fast ebensoviele Seiten, die von Freiluftleben, von Skilauf und Schlittschuhlauf und allen körperehrenden Übungen handeln? Mit dieser zwiefachen Orientiertheit, dieser persönlichen Mischung von geistiger Verfeinerung und Körperfreudigkeit und betonter Verehrung des Leibes, mit dieser wiedergewonnenen Vollmenschlichkeit schien er mir ein führender Verkünder jenes neuen Humanismus, dessen Heraufkunft wir fühlen und dem unsere Besten heute die Wege bereiten. Und war es nicht vielleicht dieser humanistische Zug seines Wesens, der ihn zum Pädagogen machte? Wiederholt war er als Erzieher tätig, und ich glaube es wohl, daß die Jungen an diesem Lehrer gehangen haben. Ich habe ihn ja mit Kindern gesehen: niemand verstand es besser, mit ihnen umzugehen. Er hatte eine Art, mit ihnen zu sprechen und ihnen zuzuhören, — eine vollkommen unironische, allem freundlichen Erwachsenen-Hochmut ferne, ernste, taktvoll sich gleichstellende Art, die wiederum human im schönsten Sinne des Wortes war.

Daß dieser blühende Mensch dahin, schon dahin sein soll, — wir fassen es nicht. Aber wenn er am Leben hing, wenn er gern gelebt hätte, — ich glaube nicht, daß der Tod ihm als ein Fremder erschienen ist. Er war ein Dichter, und solche pflegen mit dem Tode auf vertrautem Fuße zu stehen; denn wer so recht der Vertraute des Lebens ist, der ist auch derjenige des Todes. Ein Philosoph hat gesagt, daß ohne den Tod auf Erden schwerlich philosophiert werden würde. Es würde schwerlich gedichtet werden auf Erden, ohne den Tod. Wo wäre der Dichter, der nicht täglich seiner gedächte — in Grauen und in Sehnsucht? Denn die Seele des Dichters ist Sehnsucht, und die letzte, die tiefste Sehnsucht ist die nach Erlösung.

Wer „Mao“ schrieb, der kannte längst jederlei Müdigkeit, jederlei Heimverlangen — lange vor jener wundervollen Träumerei, die er zuletzt unter dem Titel „Requiem“ in der Münchener „Jugend“ veröffentlichte. Man hat Todesahnung in diesem Gedicht gefunden. Aber ist nicht mehr, ist nicht Todessehnsucht darin? Der Tod erscheint hier eigentlich nicht als epische Lösung und Notwendigkeit, er ist novellistisch kaum gerechtfertigt, die kleine Dichtung ist innerlich kaum komponiert, sie ist nichts als eine lyrische Phantasie vom Tode, und ihr Held, jener Künstler, in dessen erstarrtes, wunschloses Antlitz am Ende der Schein des Mondes fällt, — er war es selbst, der ruhen sollte, Friedrich Huch.

In einem Briefe schrieb er: „Ich ziehe mich jetzt auf vierzehn Tage in die Klinik zurück. Dann will ich nach Polen aufs Gut meiner Freunde und tüchtig arbeiten.“ Das dachte er, das wollte er. Wußte und wollte seine Seele es anders? Zu denken, daß er ein Vollendeter war, ist schwer; denn er prangte ja in seiner Manneskraft, und wir wissen von einem unfertigen Werk, von

weiteren Plänen. Zu denken, daß der Tod eines wichtigen Menschen ein bloßer, blinder, sinnloser Zufall sein könne, das ist noch schwerer. Er ahnte und starb. Und uns bleibt nichts, als zu erschauern und uns zu beugen.

Aber gibt es Todesahnungen nicht allein für den, der sterben wird? Ich hätte hundertmal Veranlassung gehabt, ihm zu schreiben, ihn zu seiner Produktion zu beglückwünschen, ihn meines herzlichen Anteils zu versichern. Jetzt, vor ein paar Wochen, schrieb ich ihm, dankte ihm aus spontanem Bedürfnis für eine Novelle von seiner Hand, die eben in einer Monatsschrift erschienen und die erfüllt war von seinem herben Einsamkeitspathos, seinem tiefen und liebevollen Spott über philisterliches Glück. Der Brief soll ihm ein wenig Freude gemacht haben, noch auf dem Krankenbett, und wie froh muß ich sein, daß ich in allerletzter Stunde tat, was ich so oft hätte tun können. Aber warum tat ich es eben jetzt?

Wir nehmen Abschied von dir, Friedrich Huch, lieber, edler Freund, lieber und edler Dichter. Wir grüßen dich, wir danken dir, wir werden dich niemals vergessen.

DIE BÜCHER DES JAHRES

PETER ALTENBERG: AUSGEWÄHLTE STÜCKE

Gegen

Es ist eine der infamsten Lügen der „Modernen", daß es „ewigen Fortschritt" gäbe! Wenn ich das schon sage, will es etwas heißen! Die Kremoneser Geigen, die Amati, Guarneri, sind nicht zu übertreffen, ja nicht einmal ihr „Spiegel-Lack" und ihre „Schnecke". Der Seiltänzer Blondin, der vor vierzig Jahren über den Niagara tanzte und mitten über dem Katarakte auf einem zusammenlegbaren Sparherde sich eine Eierspeise kochte und aß, auf einem Klappsessel sitzend, ist nicht zu übertreffen. Ebenso nicht die Koloratur der Adelina Patti, die Lackarbeiten, Seidenstickereien der Japaner und Goethes Gedichte. Aber diese Herren nomina sunt bekannt, wollen in Malerei, Musik und Dichtkunst „ewige Fortschritte" uns einreden? Und gerade ausgerechnet sie? Schmeck's!

Waschungen

„Ich wasche mich täglich unmittelbar nach dem Aufstehen vom Kopfe bis zu den Zehen, zuerst lau und dann kalt," sagte das wertvolle moderne Mädchen zu mir.

„Sehr gut," erwiderte ich, „aber ich glaube nicht, daß Jeanne d'Arc dazu immer Zeit hatte, als sie in die Schlacht mußte, um Frankreich zu erretten!"

Als ich sehr krank lag, nahm es mich immer „wunder", daß meine Geliebte, nach einer durchwachten und

durchsorgten Nacht, noch immer die Energie fand, sich morgens vom Kopf bis zu den Zehen einzuseifen und abzuspülen.

Sie sagte zwar: „Das tue ich, um mich für dich frisch zu erhalten!"

Aber, siehe, ich glaubte ihr das nicht.

Es war das „gottlose Weibchen" in ihr, das trotz allem und unter allen Umständen sich appetitlich erhalten wollte! Für wen?! Nun — — — für alle!

Extrakt eines Königinnenlebens

„Die Königin fühlte sich am wohlsten, wenn sie bei einer edlen Zigarette, mit Gräfin P. A. über ihr Lieblingsthema, die Krankenpflege, plaudern konnte."

*

Als ich dem jungen Offizier mitteilte, ich hielte ihn für den Typus des „Eroberers" und beneidete ihn um sein Glück bei Frauen, erwiderte er: „Schau'ns, Peter, schau'ns, Glück gibt's nicht! Die, bei denen man Glück hat, da ist es doch kein Glück. Die hat man von selbst. Dort erst wäre es erst ein Glück, wo man kein Glück hat. Und grad' da hat man kein Glück!"

*

Moderne Gemäldegalerie der Armen: Farbiger Kunstdruck der „Jugend", 50—25 Zentimeter, Emil Hoeß: Rehe. Text von P. A.: „Es gibt Menschen, die sich an der Anmut dieser edlen Tiere berauschen! Es gibt Menschen, die der Leidenschaft der Jagd ergeben sind! Es gibt Menschen, die, ohne Rausch und Leidenschaft, gern Rehrücken mit Sauce Cumberland fressen! Es gibt Dichter, Don Juans und normale Männer!

*

Essen, um das Vergnügen zu haben, zu essen! Hungern, um das Vergnügen zu haben, zu essen! Hungern, um das Vergnügen zu haben, zu hungern!

Philister, Lebenskünstler, Dichter!

*

Millionäre trösten uns immer damit, man könne sich auch an Austern „überessen". Aber in diesen Zustand eben einmal zu gelangen, ist ja das Glück!

*

Als der Kutscher uns liebenswürdig die Gegend erklärte, notierte ich bei jedem Bergnamen zehn Heller Trinkgeld. Als er die „Hohe Veitsch" nannte, waren es bereits theoretisch 3 Kronen 70. Wir rundeten es auf 1 Krone 50 ab!

*

Wenn ein Blumenmädchen in einem Vergnügungslokale an deinen Tisch tritt, dir für deine Dame eine Rose anzubieten, so muß die Dame sofort erklären, daß sie keine wünsche. Sonst macht sie sich ebenfalls einer Erpressung schuldig.

*

Die Prinzessin sagte: „Man macht dem Sudermann immer den Vorwurf, daß er theatralisch sei. Das finde ich ungerecht. Wenn man das meinem Cousin, dem Louis Liechtenstein, nachsagen dürfte, so wäre es gerecht. Denn der hat's nicht nötig. Aber der arme Sudermann, der ist doch dazu da, theatralisch zu sein!"

*

Was nützt es dir, o Jüngling, daß du mit Sorgfalt und Geschmack ein Bukett zusammenstellest aus herrlichen Bergblumen und Gartenrosen?! Die Dame fühlt: „Die Bergblumen kosten nichts, und die sieben Rosen je eine Krone!"

*

Wenn jemand magenkrank ist, so muß ein moderner Arzt ihn sogar fragen: „Haben Sie mit Ihrer Wäscherin nie so „leichte Konflikte", oder verkehren Sie nicht mit ärmeren Leuten als Sie sind, oder schläft Ihre Geliebte nicht gern bei anderen?!" Solche Kleinigkeiten schon können einen überempfindlichen Organismus aus dem sogenannten Gleichgewichte bringen.

SCHALOM ASCH: DER BUND DER SCHWACHEN

Aus dem zweiten Akt

Stepan: Ja, ja, du hast recht, Frau Hündin, du sprichst gut, sehr gut, aber warum läßt du deinen Mann sich so aufführen? Wie ist er mit dir umgesprungen? Ins Haus seiner Geliebten hat er dich gebracht, damit du hier freundlich winseln sollst, damit du bei seiner Buhle Brot bettelst. Hält dich mit deinen Kindern auf ihrem Hof und läßt dich ganze Nächte allein. Du hörst ihr Flüstern durch die Wand, ihre Küsse, ihre zärtlichen Reden. Mußt mit deinen Augen alles sehen, alles hören mit deinen Ohren ... Er nahm dich, ein junges Mädchen, — eine Blume warst du doch, — und was hat er aus dir gemacht? Ausgesogen hat er dich, wie man eine Feige aussaugt, und dich weggeworfen. Sieh in den Spiegel, was er aus dir gemacht hat. Jedes Jahr hat er ein Kind mit dir gehabt und dann hat er dich mit deinen Würmern der Gnade seiner Geliebten überlassen, die auf dich mit Verachtung heruntersieht und dir jeden Morgen ein Stück Brot hinschmeißt, wie man einem Hunde einen Knochen zuwirft. Dafür nimmt sie dir deinen Mann. Und du mußt alles durch die Wand hören. Oh, hätt' ich so einen Mann! Ich hätte mich gerächt! Mit dem letzten Rest von Kraft, der noch in den Knochen steckt, hätt' ich mich gerächt für diese Schande, mit meinen





Apotheose Farinellis, Stich von Wagner nach Amiconi

Aus „Bie, Die Oper“

Fingern, mit meinen Nägeln hätt' ich ihm den Hals aufgerissen, mit meinen Zähnen hätte ich ihm die Adern aufgebissen, den letzten Blutstropfen aus den kranken Lungen hätt' ich ihm ins Gesicht gespien. Ah, wenn ich so einen Mann gehabt hätte! *Aus der Nebenstube hört man ein Lachen. Stepan schleppt die kranke Frau mit Gewalt zur Wand. Er sucht eine Ritze in der Wand, findet keine, kratzt mit den Nägeln im Mauerwerk herum.* Hörst du, wie sie lachen? Über dich lachen sie so. Er erzählt ihr, wie er dich betrogen hat ... wie er dich gehabt hat ... in der ersten Nacht.

Helenka *reißt sich von ihm los:* Nein, über dich lachen sie. Sie erzählt ihm, wie du zu ihren Füßen liegst, und wie ihr Fuß über dich hinwegtritt, und er wieder erzählt ihr, wie er dich hierher ins Hundeloch geworfen hat.

Stepan: Nein, nein, über dich lachen sie. Er erzählt ihr, wie er dich morgen wieder antreiben wird, daß du der Herrin die Hände küssen sollst für das Brot, das sie dir hinschmeißt.

Helenka *hysterisch:* Über dich lachen sie, über dich!

Stepan: Nein, über dich!

Helenka: Über dich!

Stepan: Über dich, über dich!

RAOUL AUERNHEIMER: DAS PAAR NACH DER MODE

Aus dem ersten Akt

Onkel Adolf *großer, schlanker, aristokratisch aussehender Mann von etwa Fünfzig. Freundliches Wesen, heiterer Gesichtsausdruck. Tritt lebhaft ein:* So, die Geschichte mit dem Badezimmer wär' in Ordnung. Und ein Telephon bekommen sie auch — in den nächsten Tagen. — O, Frau Hofrätin. *Er begrüßt die alte Dame förmlich und ein wenig ironisch.*

Fauner: Wie hast du denn das gemacht mit dem Telephon? Es war doch natürlich kein Kabel frei.

Onkel Adolf: Selbstverständlich nicht. Aber zum Glück kenn' ich einen Hofrat, mit dem ich hin und wieder im Café Pucher Tarock spiel'. Na, und wenn man in Österreich einen Hofrat kennt, dann ist fast immer ein Kabel frei — auch wenn keins frei ist. — Bitt' um Vergebung, Frau Hofrätin.

Hofrätin *empfindlich:* Bitte, bitte. Der Zeißel war zwar auch ein Hofrat, aber Tarock gespielt hat er nie. Wenigstens nicht —

Onkel Adolf: — im Café Pucher.

Hofrätin: So ist es. *Steht auf.* Ich muß noch die Regierungsrätin Winterstöger besuchen, die da nebenan wohnt. — Derangier' dich nicht, Julie. Ich komm' nachher wieder. Aber die Leuchter mußt mir lassen, die übergeb' ich selber. Sonst regardieren s' mir sie nicht. Man muß sie aber regardieren. *Kindisch.* Weil's nämlich Gegenstücke sind . . . *Geht trippelnd, von der Familie begleitet, ab.*

Onkel Adolf: Das ist auch so eine Marott' von den alten Leuten, jungen Ehepaaren Gegenstücke zu schenken. Es wimmelt von Gegenstücken, wohin man schaut. Die einzigen, die keine sind, das sind gewöhnlich die Neuvermählten selbst. — Findet ihr übrigens nicht, daß ich auf die Tante Zeißel wirke, wie das Ichneumon auf die Schlange? Sowie ich erscheine, verläßt sie den Schauplatz der Begebenheiten.

Fritz: Was hat sie gegen dich?

Onkel Adolf: Das reicht weit zurück. Der Zeißel hat einmal, vor fünfundzwanzig Jahren, herausgebracht, daß ich sozialdemokratisch gewählt hab'. Seither hat er mich immer den „Jakobiner“ genannt. Das bin ich auch in den Augen seiner Witwe. Was der Zeißel gesagt hat, ist ihr heilig.

Fauner: Eine prächtige Frau.

Onkel Adolf: Ja . . . Aber fragt sie einmal, was das ist, ein Jakobiner. Ich wett' mit euch, sie weiß es nicht. Ist wahrscheinlich auch nicht nötig in einer guten Ehe.

Frau Fauner: Er philosophiert schon wieder über die Ehe. Daß das die älteren Junggesellen so gern tun.

Onkel Adolf: Gott, was sollen die älteren Junggesellen denn sonst tun? — Ich hab' auch nicht immer philosophiert.

Paula: Man weiß das, Onkel. — Du hattest in deiner Jugend sogar ziemlich wenig vom Philosophen.

Onkel Adolf: Gott sei Dank! — *Frieda, mit einem Blumenarrangement.* Ah! Blumen! — Chrysanthemen.

Paula: Und noch dazu grüne!

Frau Fauner: Das ist Fred. *Ein Billett ergreifend, das an den Blumen hängt.* Natürlich, Fred.

Onkel Adolf: Alfred Freiherr von Ums von der „Statthalterei". — *Er spricht das Wort im ärarischen Tonfall, beiläufig: „Sta-a-rei".* Der „Trockenwohner".

Fauner *indigniert:* Trockenwohner?

Onkel Adolf: Das Wort ist aus der „Welt, in der man sich langweilt" — entschuldige. „Der Trockenwohner", heißt es dort: „kommt, bevor die richtige Partei einzieht. Er wohnt das junge Mädchenherz trocken . . ." Aus Eigenem möcht' ich noch hinzufügen, daß er sich dabei meistens einen kleinen Rheumatismus holt . . . Fred soll ja ganz unglücklich sein, seitdem Mulli Bobs Frau geworden. Er findet keinen Schlaf, sitzt nächtelang im Trocadero —

Paula: Warum hat er nicht um sie angehalten? *Onkel Adolf macht eine Bewegung.* Er ist aus guter Familie — reich —

Onkel Adolf: Nicht so reich, um ein reiches Mädchen heiraten zu können. Dazu gehört sehr viel Geld.

Frau Fauner *nickt:* Und außerdem hätt' ihn die Mulli auch schwerlich genommen. Bob war ihr lieber.

Onkel Adolf: Na? — Ein Baron? Das macht Eindruck.

Fritz: Und Bob? Jung, hübsch, elegant und eine Million — das findet sich auch nicht alle Tage.

Fauner: Eben. *Zu Julie.* Du dürftest nicht dulden, daß Fred jetzt wieder ins Haus kommt.

Frau Fauner: Bob und Fred sind Freunde —

Onkel Adolf: Um so schlimmer.

Frau Fauner: Und übrigens hab' ich in dieser Richtung nie viel zu dulden oder zu verbieten gehabt. Die Mulli hat — als ein modernes junges Mädchen — immer ihren eigenen Willen gehabt. Gar jetzt, wo sie verheiratet ist . . . Nein, das sollen sie nur unter sich ausmachen. Wenn Mulli Bob gern hat, wird sie Freds Huldigungen bald zurückweisen. Wenn nicht, allerdings —

Onkel Adolf: — wird sie sich sie gefallen lassen. Das ist die ganze Ehe-Moral.

Fauner *indigniert:* Moral?

Onkel Adolf: Also Physik.

HERMANN BAHR:
ERINNERUNG AN BURCKHARD

Burckhard war kaum bei Gericht eingetreten und Adjunkt geworden, als ihm schon klar war, daß ja der ganze Dienst, wie er das später gern ausdrückte, „bloß die Wand zu machen hat". Er vertrieb sich nun die Zeit damit, seinem braven Vorgesetzten, dem das noch immer nicht klar geworden war, unerbittlich darzutun, daß er alles, woran das Herz dieses trefflichen Bezirksrichters hing, für einen Schwindel hielt. Es ist

das die bei uns übliche Methode, sich als junger Beamter hervorzutun. Er wurde denn auch, sobald man oben davon erfuhr, ins Unterrichtsministerium berufen. Die Leichtigkeit seines Auftretens, die Anmut seines Wesens, die Ausdauer seiner Arbeitskraft, sein Verstand, der sich nichts vormachen, sein Witz, der sich nicht einschüchtern ließ, die Verwegenheit, alles beim rechten Namen zu nennen, die Rücksichtslosigkeit, mit der er die Verachtung des Dienstes zur Schau trug, seine Offenheit, seine Respektlosigkeit, sein Zynismus empfahlen ihn, und er gewann rasch das Vertrauen des Ministers, der an ihm sich seiner eigenen Jugend erinnerte und daher wußte, daß es gefährlich ist, Menschen dieser Art ungeduldig zu machen, aber freilich auch wußte, wie man sie geduldig macht. Er wies dem jungen Ministerialvizesekretär gleich eine Gelegenheit sich auszuzeichnen an. Es stand damals so, daß es der Minister für geraten hielt, nun wieder einmal den Klerikalen zu drohen, und er plante also eine liberale Schulreform. Diese ließ er Burckhard ausarbeiten und fand, daß es ein Meisterstück sei, was ihm der junge Beamte brachte. Inzwischen zeigte sich aber, daß es doch nicht so stand, wie der Minister gemeint hatte, und er hielt es also für geraten, doch lieber den Klerikalen nicht zu drohen, sondern eher nach der anderen Seite hin. Er ließ sich also wieder den Vizesekretär kommen und gab ihm das Meisterstück mit dem Ersuchen zurück, es ebenso meisterhaft umzuwandeln, nämlich ins Gegenteil zu kehren, bis es ganz so meisterhaft klerikal wäre, wie es jetzt meisterhaft liberal war. Da trug sich etwas zu, worauf der Minister nicht gefaßt sein konnte, weil sich derlei bei uns noch nie zugetragen hat, der Minister kannte keinen Präzedenzfall. Der junge Beamte schlug es ihm ab. Warum? Es sei gegen seine Überzeugung. Der Minister sah ihn an, als ob er nicht recht gehört hätte, doch der

junge Beamte blieb dabei. Der Minister staunte, nahm ihm die Arbeit ab, entließ ihn und dachte lange nach. Was wollte dieser junge Mensch, den er zu kennen glaubte wie sich selbst und der aber da plötzlich etwas ganz Unbegreifliches tat? Der Minister hatte keinen Augenblick den Verdacht, daß der junge Mensch am Ende wirklich eine Überzeugung haben könnte. Nein, das war kein Subalterner, dem sah man doch an, daß er zu den Eingeweihten gehörte, die derlei wohl den Leuten sagen, aber doch nicht selber glauben! So konnte der Minister es sich nicht anders erklären, als daß vielleicht der Ehrgeiz des neuen Beamten noch schneller emporwollte, daß er sich vielleicht von andern zu einer Intrige gegen ihn benützen ließ, daß es vielleicht gerade darauf abgesehen war, einen Märtyrer seiner Überzeugung zu schaffen, diese Methode gibt es ja auch. Also Vorsicht! Scharf ging dieser junge Mensch ins Zeug, das mußte man ihm lassen! Er stieg immer mehr in der Achtung des Ministers, da war doch endlich einer, mit dem es dafür stand! Aber Vorsicht, und vor allem natürlich auf seinen Vorwand eingegangen, vor allem Respekt vor seiner „Überzeugung", dann aber diesen ungeduldigen Ehrgeiz, bevor er einen zweiten Anschlag zu planen Gelegenheit fände, rasch von hier weggebracht, und zwar ohne Kränkung für ihn, vielmehr so, daß er dabei auf seine Rechnung kam, also zwar weg und möglichst weit weg, zugleich aber empor und möglichst hoch empor! Es hat sich erprobt, Untergebene, die unbequem werden, abzuschieben, indem man sie „befördert", womöglich zu Vorgesetzten, denen man das gönnt und die man gern geängstigt oder jedenfalls für einige Zeit beschäftigt weiß. So wurde Burckhard Direktor des Burgtheaters.

Darüber schwirrt heute noch ein Schwarm lustiger Geschichten. Sie entstanden aus dem richtigen Gefühle, daß Burckhard nicht, weil man ihn für einen guten

Direktor hielt, dazu ernannt wurde. Er wurde dann einer, der beste seit Laube, aber das konnte damals niemand vorher wissen, auch er selbst nicht. So wurde denn damals erzählt, der Minister, für dessen Günstling Burckhard galt, habe sich den Gouverneur einer Bank, bei der er seinen Schützling gern untergebracht hätte, kommen lassen und ihn, der daneben auch Intendant der Hoftheater war, nachdem er ihm die Gaben des ungewöhnlichen Beamten geschildert und sich für seine außerordentliche Tüchtigkeit verbürgt, in unserer lässigen Art, die keinen Wunsch ausspricht, sondern nur „nahelegt", gefragt, ob denn ein so fähiger, zu einer so großen Zukunft bestimmter junger Mensch nicht etwas für den lieben Baron wäre, was nun aber der liebe Baron, Bankgouverneur und Theaterintendant in einer Person, mißverstanden und den Befehl, der der Bank galt, auf das Burgtheater bezogen hätte. Die Geschichte hätte sich gar wohl ereignen können, es werden durch ärgere Verwechslungen Karrieren gemacht, aber der Baron ist unschuldig, er hätte sich auch gar nicht getraut, im Burgtheater etwas vorzuschlagen, in dem er ja nichts zu sagen hatte, alles aber der Kanzleidirektor, ein sehr kluger, herrschsüchtiger, in seinen Methoden unwählerischer, in allen österreichischen Finten gewandter, mit allen Ölen der Bureaukratie gesalbter, rücksichtsloser Kopf, der ebenso den Obersthofmeister wie den schwachen, furchtsamen, nicht gern in seinen kleinen Liebeshändeln gestörten Intendanten mit List, Lust und Laune als seine Subalternen zu behandeln verstand. Der hatte Wilbrandt gestürzt und sah nun, nach Försters Tode, um einen Nachfolger aus, mit dem er halbpart und gemeinsame Sache gegen den Intendanten und den Obersthofmeister, sozusagen eine Art Duumvirat machen könnte. Auch er täuschte sich wieder in Burckhard und hielt ihn für einen seiner Rasse, es war ihm nicht bang,

daß sie sich schon verständigen, in die Macht teilen und zusammen die Fäden ziehen würden, an denen der Intendant mit dem Obersthofmeister vor dem Publikum tanzen sollte. Auch war es ihm erwünscht, sich den mächtigen Minister zu Dank zu verpflichten, indem er ihm den unbequemen Günstling abnahm. Er wußte, sobald er darüber bei sich im reinen war, Burckhard bei Freunden zu treffen, die wöchentlich einmal kegelten. Einst kam er dahin sehr spät, man schalt ihn, und er entschuldigte sich mit seinen Sorgen im Burgtheater. Welchen Sorgen? fragte jemand. Wir suchen einen Direktor und finden keinen, der dazu paßt, erwiderte er. Da sagte Burckhard, die Kugel in der Hand wiegend und in die Knie gebeugt, um zu zielen: „Ernennen S' halt einen, dann paßt er, es wird doch kein Mensch so unpatriotisch sein, daran zu zweifeln, sonst läßt man ihn verhaften." Der Kanzleidirektor fragte: „Glauben Sie?" Burckhard sagte: „In Österreich macht man das doch immer so." Dann fuhren sie zu kegeln fort und sprachen nicht mehr davon. Als sie fortgingen, fragte der Kanzleidirektor: „Also hätten Sie Lust?" Darauf Burckhard, der ihn mißverstand: „Ja, gehen wir noch in ein Café!" Darauf der Kanzleidirektor: „Das können wir auch, aber ich meinte, ob Sie Lust hätten, Burgtheaterdirektor zu werden." Da lachte Burckhard laut auf, mit jenem trompetenden „Ha", das er gern, wenn er etwas ganz absurd fand, schallend in die Luft warf. Er war doch Beamter genug, daß ihn diese Zumutung, zum Theater zu gehen, beleidigen mußte. Doch ekelte ihn seit jener Szene mit dem Minister so, daß ihm schließlich jede Gelegenheit recht war, loszukommen. Viel ärger kann's ja bei den Komödianten auch nicht sein! Er wußte nicht, was der Burgtheaterdirektor können muß, aber er zweifelte nicht, daß er es können würde, er zweifelte ja nie, daß, wer irgendetwas kann, alles

kann; es komme nicht darauf an, was einer gelernt, sondern ob er Verstand hat. Er ließ einst, bei einem Unfall im Gebirge, aus dem nächsten Dorf den Briefträger holen, nicht den Arzt, mit der Begründung: „Ich kenne beide, der Arzt ist ein Esel, der Briefträger ist ein ganz gescheiter Bursch und wird eine Sache, von der er nichts versteht, immer noch besser behandeln als ein gelernter Esel.“ So gingen sie zusammen ins Café und machten es ab. Des Obersthofmeisters und des Intendanten war der Kanzleidirektor sicher, nur einer Schauspielerin nicht, auf die man bei Hofe hörte. Burckhard kannte sie nicht und erkundigte sich bei dem Kanzleidirektor nach ihr. Dieser sagte: „Sie ißt gern Mohnbeugeln, besonders die von Demel, darin besteht ihre Haupttätigkeit.“ Sie beschlossen also noch in der Nacht zum Hofzuckerbäcker Demel zu gehen, läuteten dort an und erreichten es, daß sogleich frische Mohnbeugel zubereitet und in aller Frühe an die Schauspielerin geschickt wurden, mit einer Visitenkarte des Ministerialvizesekretärs Doktor Max Eugen Burckhard, der als unbekannter Verehrer der gefeierten Künstlerin seinen ehrfurchtsvollen Gruß entbot. Am Nachmittag fuhr der Intendant bei ihr vor und begann sie behutsam zu sondieren. Man müsse ja nun endlich Ernst machen, das Burgtheater, der alte Stolz der Wiener, könne nicht länger der Führung durch einen kunstsinnigen und kunstbegeisterten, bewährten und erfahrenen Theatermann entraten und dergleichen mehr, bis er zuletzt auf Burckhard kam, in dem er noch am ehesten eben jenen erfahrenen und bewährten Theatermann gefunden zu haben glaubte, vorausgesetzt natürlich, daß nicht etwa die gefeierte Künstlerin einer anderen Meinung darüber wäre. „Ich kenne den Herrn persönlich noch nicht,“ sagte die Schauspielerin, „aber ich weiß nur Gutes von ihm.“

Hempels bedurften keiner Weckuhr, die erste Straßenbahn, die am Morgen ihren Weg gesaust kam, ließ Betten und Stühle, Tisch und Schrank tanzen und schwingen, wie wenn ein Zauberstab sie berührt hätte.

Die natürlichsten Mittel sind die besten. Frau Hempel erwachte davon ohne jede Vorbereitung. Sie richtete sich auf und sagte: „Der Haushahn hat gekräht."

Mit einem langen Gähnen nahm sie Abschied von der Nacht und der Ruhe, zündete ein Licht an, schlurfte zum Fenster und öffnete die Laden. Ein grauer Schein fiel in den viereckigen Raum, wo die Betten allen anderen Dingen den Platz wegnahmen.

Wenn die zweite Bahn mahnend an den Möbeln rüttelte, stand Frau Hempel schon im roten Unterrock da. Sie schlug ein Tuch um die Schultern, holte das große Schlüsselbund von der Wand und klapperte auf Holzpantinen hinaus.

Die schwere Haustür wurde aufgeschlossen, und einen Augenblick lang blinzelte Frau Hempel auf die Straße hinaus, die grau und leer war. Dann machte sie kehrt, um die Tore des Gartenhauses zu öffnen.

Zwischen den Steinen des schmalen Hofes lagen zwei grüne Rasenflecke, die ein Wasserbecken umkreisten, in dessen Mitte ein angeschwollener Knabe auf einem Bein stand. Er nagte an einem Fisch, aus dem er an heißen Tagen einige Wassertropfen zu blasen hatte.

Kleine Ursachen, große Wirkungen. Diese bescheidenen Gegenstände waren der geheime Grund, aus dem sich der steinerne Kasten hinter dem Vorderbau das Gartenhaus nennen durfte. Hier, vor den Fenstern, verlor Frau Hempel mit lautem Klack einen Holzpantoffel. Ehe sie ihn wieder auf den Fuß schob, blickte sie mit zusammengekniffenen Augen nach dem ersten

Stockwerk hinauf, wo Graf von Prillberg wohnte, der gern das Fenster aufriß und „Ruhe“ schrie. —

Als Frau Hempel wieder in ihre Wohnung zurückkehrte, war es im Zimmer lebendig geworden. Hempel zog sich die dicken, grauen Socken an, und hinter dem Vorhang aus grüner Wolle hörte man sich Laura plätschernd waschen.

„Beeilt euch,“ rief Frau Hempel und verschwand in der Küche. Das war ein kleiner Raum, der immer dunkel war, denn sein vergittertes Fenster versuchte vergeblich nach dem Hof hinauszusehen. Erst als das Feuer auf dem Herd aufloderte, wurde es behaglicher hier. Die Kaffeemühle wurde mit kräftigem Arm geschwungen, und auf die Glut ein großer, brauner Topf gesetzt, der den Vorrat an Kaffee für den ganzen Tag barg und stets in der Nähe des Feuers bleiben mußte. Er durfte niemals kalt und leer werden. Er bedeutete für Frau Hempel dasselbe, was den Vestalinnen die heilige Lampe war. —

Draußen trotteten eilende Füße über den Hof, die Treppen hinauf und wieder zurück. Das Haus, im Halbschlaf, wurde mit Milch und Brot versorgt und den neuesten Nachrichten aus aller Welt.

Mürrische Dienstbotengesichter erschienen in den Türen und an den Fenstern und blickten ohne Neugierde in den neuen Tag. Man schüttelte den Staub aus von gestern und öffnete die Fenster dem Staub von heute.

Vom Pflaster stieg grollend der neue Eifer der vielen Räder auf, die wieder zur Unermüdlichkeit erwacht waren. Die Straßenbahnen warnten mit pochender Glocke, einzelne Schreie aus Autohupen antworteten. Die Milchwagen klingelten und klapperten zu den schweren Hammerschlägen, mit denen die ersten Lastwagen den Morgen erschütterten. Die Maschine Großstadt begann einen neuen Tag in Atome zu mahlen.

Frau Hempel kehrte mit kräftigem Besenschwung den

Flur aus. Jedes Dienstmädchen, das, den Henkelkorb am Arm, an ihr vorüber mußte, begrüßte sie, um ein Weilchen bei ihr stehen zu bleiben.

Hinter dem Treppenfenster sah man Hempel neben dem gefälligen Gummiball, der auf einen Druck der Hand hin die schwere Haustür aufpustete, auf dem Schusterbock sitzen und hämmern.

Lächelnd arbeitete er an einem hübschen Lackschuh, denn er war ein Genußmensch und fing den Tag stets mit etwas Nettem und Neuem an. Nicht mit alten und mürben Stiefeln, die schon von tausend ruhelosen Schritten ausgetreten und geplagt waren.

Frau Hempel hatte den Hof und die Straße gefegt und kam mit vielen Neuigkeiten zurück. Bankdirektors gaben eine Gesellschaft. Zum Grafen von Prillberg hatte der Kaufmann die Rechnung gebracht, aber vergeblich. Frau Bombach, die nach zwanzigjähriger Ehe das Kind erwartete, hatte sehr schlecht geschlafen.

Hempel begleitete die Erzählungen seiner Frau mit ruhigen Hammerschlägen. Als sie eine Pause machte, sagte er, daß nichts so wäre, wie es sein müßte, und sie besser daran täten, an sich selbst zu denken. Besonders jetzt.

Frau Hempel seufzte, holte das Staubtuch und tappelte sich durch den schwarzen Schlund des Korridors zur Schlafzimmertür, um nach Laura zu sehen.

Sie fand das Zimmer, das nun ein wenig mehr vom Tageslicht abbekam, sauber und nett in Ordnung gestellt. Der Vorhang war beiseite geschoben, und Laura saß auf dem Bettrand und flocht sich vor einem Handspiegel, den sie mit einem Strumpf an die Stuhllehne gebunden hatte, den zweiten ihrer nußbraunen Zöpfe. Sie sah entzückend schlank und feinknochig aus, und Frau Hempel mußte wieder einmal denken, daß sie in schönen Kleidern feiner als eine Prinzessin aussehen würde.

Von dem Augenblicke an, wo Frau Hempel das zierliche Wesen zum erstenmal im Arm gehalten hatte, war es ihr klar gewesen, daß es das Mädchen besser haben sollte als sie. Wäre es ein Junge geworden, hätte er etwas wie Bismarck oder Zeppelin werden müssen. Aber auch ein Mädchen konnte Glück haben. Sie hatte ihr darum einen besonders schönen und klangvollen Namen geben wollen. Liselotte sollte sie heißen oder Bianka-Maria. Aber Hempel hatte gemeint, daß das Namen für Rennpferde wären und nicht für ein anständiges Mädchen. In den ersten Ehejahren wurde sein Wille durchaus anerkannt. So wurde Laura nach ihres Vaters Mutter benannt, die bis in das höchste Alter hinein eine vielgesuchte Kochfrau in den besten Familien war. —

Jetzt hatte Laura ihre Frisur beendet. Sie sprang vom Bett herunter und holte sich ihre Stiefelchen. Über die schwarzen Wollstrümpfe, ein Werk der Mutter, zog sie hohe Knopfstiefel, deren feines Leder mit hellrosa Seide gefüttert war. Es waren Stiefel, wie sie nur eine Prinzessin oder eine Schustertochter tragen konnte.

Als Laura das Kleid übergezogen hatte, ging sie zur Tür. Hier drehte sie sich noch einmal um, nickte der Mutter, die schweigend mit dem Staublappen über die Möbel fuhr, lächelnd zu und sagte: „Ich bin neugierig, was werden wird.“ Und ehe sie Antwort hätte bekommen können, war sie hinaus.

Hempels lebten nämlich in den Tagen eines großen Entschlusses.

Lauras Zukunft, die seit sechzehn Jahren unbestimmt golden in der Ferne geflimmert hatte, stand plötzlich vor ihnen, und wie alle Dinge, die wir dicht vor Augen haben, ohne jeden besonderen Glanz.

Es war ein Jahr her, seit das Mädchen eingesegnet worden war. In wenigen Tagen sollte sie auch die

Wirtschaftsschule verlassen, wo sie auf Fürsprache der Frau Bankdirektor einen Freiplatz erhalten hatte.

Nun mußte ein Beruf für sie gefunden werden. Frau Hempel hätte ihr Mädchen gern im Haus behalten, aber Hempel wollte es nicht dulden.

„Dazu haben wir kein Geld. Wer faulenzen will, muß einige Stockwerke höher zur Welt kommen," sagte er und zeigte mit dem Schusterpfriemen zur Decke, wo die Melodien der neuesten Operetten herumhüpften, die Bankdirektors junge Tochter den Tasten und Pedalen mit unerschrockener Mühe abtrotzte.

Bei solchen Worten lächelte Frau Hempel. Heimlich und verschwiegen.

Man kennt sich noch nicht, weil man miteinander verwandt ist.

Sie spielte ein ganzes Viertellos in der Klassenlotterie und konnte jeden Tag Millionärin werden. Aber nicht das allein. Im untersten Schub der Kommode, da, wo das dunkle Schlafzimmerchen am dunkelsten war, lagen auf Lauras Namen drei Sparkassenbücher, in denen es von Ziffern und Nullen wimmelte. Sie wußten, warum Frau Hempel unermüdlich freundlich, hilfreich und geduldig gegen alle Hausbewohner war, von denen auch nur der geringste Vorteil zu hoffen war. Wo jemand erkrankte, da sprang Frau Hempel ein, bei jeder Wäsche half sie, bei jeder Festlichkeit, bei jedem Unglück. Sie schleppte Kohlen für die feinen Köchinnen, sie seifte und scheuerte, sie putzte und nähte, flickte und fegte. Niemand verstand wie sie eine solche Fülle von Glück zu Neujahr und andern Festen zu wünschen. Noblesse oblige. Das Trinkgeld mußte sich halbwegs dem Reichtum der guten Wünsche anpassen.

Wenn Frau Hempel beim Ausbessern von Wäsche und Kleidern half, hatte sie eine herzgewinnende Art, die Damen davon zu überzeugen, daß dieses und jenes

Stück nicht mehr für sie tauge. Welcher feine Mensch will mit Flicken gehn? Höchstens für sie war so etwas noch gut.

Abends aber bei der Lampe, wenn das Haus geschlossen war und Laura schlief, verstanden die derben Hände aus diesen Lappen von Seidenbatist und Spitzen die zierlichsten Wäschestücke zu fertigen. —

So stand es im Geheimen um Laura. Wo aber war der Weg zum Glück?

Wäre man der Familienüberlieferung gefolgt, hätte Laura Dienstmädchen werden müssen. Das war ihre Mutter gewesen und ihre beiden Großmütter, und alle waren zu braven Männern gekommen.

Hempel sagte: „Schuster bleib bei deinen Leisten."

Aber seine Lebensgefährtin zuckte die Achseln über solche altmodischen Redensarten. Sie sagte, daß, wer heute oben ist, morgen unten sein kann und ebenso umgekehrt. Sie wollte nicht alle zählen müssen, die nur in die Volksschule gegangen wären und heute auf Millionen säßen, und sie fügte hinzu, daß man noch nicht weniger sei als die anderen, weil man nicht Geld genug habe, um sich dreimal am Tage den Magen verderben zu können.

Darin gab ihr Hempel vollkommen recht.

„Am Ende läuft jeder die Stiefel schief," sagte er.

Aber auch solche Reden führten nicht zum Ziel.

Schließlich hatte man Laura selbst gefragt, was sie werden wolle. Ohne Zögern antwortetete sie, daß sie bei einer feinen Putzmacherin die schönen Hüte austragen möchte, in großen und glänzenden Schachteln.

„Da kann ich immer hübsch angezogen sein," sagte sie fröhlich, „und wenn ich viel Stiefelchen verlauf', macht mir der Vater neue, so viel ich will."

„Einen Beruf, der auf der Straße vor sich geht, den duld ich nicht," knurrte Hempel, und schlug einen Nagel

so gründlich durch die Sohle, daß dem Hauswirt, dem Besitzer des Stiefels, der ganze Nachmittag verdorben wurde.

„Wie kommst du zu solchen Wünschen," rief Frau Hempel.

Aber nicht jede Frage bekommt ihre Antwort.

Laura sah mit den großen blanken Augen weit über die Eltern hinweg. Ihre Blicke zwängten sich durch das niedrige Fenstenviereck auf die Straße, wo man nur Stiefel sehen konnte, die über das Pflaster liefen. Sie dachte an ein Bild, das bei Bankdirektors im Flur hing: im Gewühl der Straße grüßte ein schneidiger Leutnant ein reizendes Putzmachermädchen. —

OSKAR BIE: MONSIEUR BOURGEOIS

Monsieur Bourgeois wohnte in einem bescheidenen, aber behaglichen Quartier, nicht weit von der Banlieue, durch deren Straßen er Soldaten in den Feldzug ziehen und Landleute, festlich geschmückt, in die Stadt kommen sah, was sein ständig wiederkehrendes Vergnügen bildete in der Reihe gleicher Tage, die sein Leben füllten. Es war eine geräumige Lustigkeit in seinem Herzen, und die rührenden Familienszenen, die sich von Zeit zu Zeit vor ihm abspielten, hatten im Gegenteil nur den Erfolg, seine wohlwollende Weltanschauung zu festigen und einen gewissen romantischen Humor in ihm zu wecken, der allen Stürmen trotzte. Er las Räubergeschichten, hatte einen gediegenen Appetit und noch gediegeneren Durst und ließ sich nach dem Souper gern von Gevatter Handschuhmacher und Schneider zu einem kleinen Tänzchen abholen. Er verehrte seine Nation, die Armee und die schönen Damen.

In seinem Garten lag von alten Jahren her ein Lust-



Dedié aux Citoyens de Genève.

Rousseau. Stich von Jugouf. *Aus „Bie, Die Oper"*



Die Malibran als Desdemona. Stich von Turnez nach Decaisne.
Aus „Bie, Die Oper"

Letzte Bitte
an meine lieben Genossen

! Deutlichkeit!

(Die grossen Noten kommen von selbst;
(die kleinen Noten und ihr Text sind die
Hauptsache. —
Nie dem Publikum etwas sagen, sondern
immer dem Andren; in Selbstgesprächen
nach unten oder nach oben blickend, nie
geradeaus. —

Letzter Wunsch:
Bleibt mir gut, ihr Lieben!

Bayreuth. 13 August 1876.

Richard Wagner

Die letzte Bitte in Bayreuth. Aus „Bie, Die Oper".

haus, wie alle Lusthäuser mit zwei Eingängen, über der einen Tür war eine Urne mit einer Flamme in Relief geschnitten. Das Lusthaus, einst ein verschwiegenes Juwel der Regence, war jetzt in Schönheit verfallen, seine großen Platten waren losgelöst, grünlicher Schimmel deckte die stolzen Blöcke, der Wind pfiff durch die Löcher. Im Innern war mancherlei gut erhalten, das gelbe chinesische Bett, die große Muschelpendüle, ein Gemälde der vier Jahreszeiten en camaieu und verschiedene merkwürdige Porträte, die das besondere

Interesse und den heimlichen Haß des Herrn Bourgeois erregten. Das eine stellte eine Dame als Diana dar, schneeweiß gepudert, in einem himmelblauen Kleid, den Halbmond auf der Stirn, in der Rechten den Bogen, in der Linken ein Rebhuhn und den Windhund zu Füßen. Man konnte zweifeln, ob es die Mätresse des weiland Besitzers dieses Schlößchens war oder gar die Marquise selbst. Jedenfalls zeigte das andere Bild auch unverkennbare Porträtzüge, eine Omphale auf einem Gobelin, die ihr kleines Aschenbrödelfüßchen in einen Herkuleskothurn gesteckt hatte und sehr verliebt zu diesem Halbgott aufblickte, der als Galan am Spinnrocken saß, von Amor und dem ganzen Chorpersonal der alten Oper umgeben. In damaliger Zeit kam Theophile Gautier häufig das Lusthäuschen besuchen, das er für eine Novelle brauchte. Bourgeois aber hatte so deutliche Zeichen der Verachtung für diesen, wie er sagte, frivolen Rest eines hermaphroditischen Klassizismus, daß er sicherlich den Pavillon zerstört hätte, wären nicht Historiker und Dichter Hand in Hand für seine Erhaltung eingetreten. So begnügte er sich auf gutes Zureden schließlich damit, das gelbe chinesische Bett und die Muschelpendüle in seine Wohnung herüberzuholen, und konnte später nicht leugnen, daß er sich mit ihnen einige lustige Stunden verschafft hatte.

Dieser Bourgeois war dem Schicksal aller liberalen Herzen unterworfen, am Tage zu träumen und in der Nacht zu wachen. Nachdem ihm die Revolution den Berechtigungsschein der Selbständigkeit gegeben hatte, blieb er zwar durch alle Zeiten sämtlicher Kaisertümer, Königtümer, Restaurationen und Republiken, unter allen klerikalen und allen bürgerlichen Herrschern seinem harmlosen Ideale treu, das er, von Tagesereignissen selten erschüttert, mit einem lachenden und einem weinenden Auge pflegte, aber er verlängerte doch die

Stunden nach dem Souper bald so bedenklich, daß ihm während der einst so heiligen Morgenandacht noch die Tanzmelodien des vergangenen Abends verführerisch im Blute lagen und seine Beine heimlich hüpfen machten. Er, der Mann der Prinzipien und der konsequenten Moralität, er, der Volksbeglücker und überzeugte Rechtsstaatler, kennt jetzt kaum noch eine Situation, die er nicht in ein Tänzchen auflöst, kaum eine These, die ihm nicht zur Parodie wird, kaum eine Freude, die nicht die Ausspannung der Frivolität verlangt. Er hat sich ein Theater geschaffen, das ganz sein Werk, aber auch seine Nahrung ist, beschränkt genug, um eine außerordentliche Popularität zu erlangen in der zärtlichen Leichtigkeit des Gefühls, das der Geist seiner Nation nach Möglichkeit vor dem Überschwang bewahrt, und in der rhythmischen Wohlgefälligkeit, die den Genuß nur empfiehlt, indem sie seine musikalische Methode feststellt. Der Bourgeois ist der Lehrer und der Schüler der Opéra comique, in der er denselben Fürsten decouvriert, mit dessen Requisiten er sich möblieren muß.

BJÖRNSTJERNE BJÖRNSON: AN HENRIK IBSEN

Kopenhagen, Vestergade 110, zweiter Stock
18. November 1867.

Teuerster Ibsen! —

Groß ist meine Dankbarkeit für „Peer Gynt“, und ich wüßte mich keines Buchs zu erinnern, das mir in meinen Schriftstellerjahren so sehr den Wunsch nahegelegt hätte, dem Spender warm die Hand zu drücken für seine warme Gabe. Ebenso sicher ist, daß kein Mensch und kein Buch in Norwegen mir persönlich so hilfreiche

Dienste geleistet hat wie „Peer Gynt". Alles, was meiner Arbeit im Wege steht, alles, was ich aus tiefster Seele hasse, umfaßt „Peer Gynt" und so voll und so konzentriert, daß vierhundert Pfaffen zusammengenommen kaum ein so erziehlich wirkendes Seitenstück zustande bringen würden, und doch würden sie höchstens das Verständnis für das Buch erschließen, nicht aber seine positive Arbeit leisten können. Das ist meine Meinung, und in „Norsk Folkeblad" habe ich das meine getan, sie zu popularisieren.

Lieber Ibsen, wenn ich auch immer soviel von Dir gehalten habe, seit Deinem Gedicht „Der Eidervogel", daß ich über alles in Aufruhr geriet, was mir an Dir mißfiel, Taten wie Schriften, — wenn ich immer eine liebende Teilnahme hatte für das, was Dir innerlichst eigen ist und was sich tief und leuchtend mir offenbarte selbst in den Dingen, die mich kränkten: so bin ich jetzt so ganz von Dir erfüllt, daß ich von nichts anderem reden kann als von Deiner Dichtung, an nichts anderes denken kann als an Dich, — und da muß ich Dir das wohl auch selbst sagen. Die Treue, die ich in Dir finde (denn wie treu bist Du in diesem Buch!) hat mehr noch als das Buch mein ganzes Herz erobert, — wie auch mein Denken in Deinem Bann ist.

Ich liebe Deine Treue gegen unsere großen Ziele, von der Dänenfrage bis zu den idealsten Ansprüchen. Ich liebe Deinen Zorn, ich liebe den Mut, der ihn mit Waffen ausrüstet. Ich liebe Dein Drama, ich liebe Deine Rücksichtslosigkeit, — hei, das war wie Meeresatmosphäre an der Küste nach der stickigen Krankenzimmerluft, — all mein Denken wurde auf Lachlust, Tatenfreude, rücksichtslosen Wahrheitstrieb gestimmt, — und so wurde das Kleine klein und das Große sandte Licht und Glanz über meine Sehnsucht hin. Am liebsten möchte ich fluchen, wie wenn ich zu lange im Salon

französisch gesprochen hätte und hungerte nun nach einem norwegischen Laut.

Ich sitze hier und schreibe „Das Fischermädel" und werfe manchmal einen Seitenblick auf „Sigurd Jorsalfar" —, und ich bin jetzt doppelt froh und hoffnungsvoll bei meiner Arbeit. Kein Mensch hat eine Ahnung, was es heißt, einen Mitarbeiter zu haben, wie ich ihn jetzt habe. Weiter so, weiter so, — und brauchst Du Erholung, so schreibe wie zum Spiel eine satirische Komödie, — da liegt der Kernpunkt Deiner Begabung, — Du brauchst es nur aus dem Ärmel zu schütteln: die Überzeugung habe ich in noch höherem Maße durch „Peer Gynt" gewonnen. Aber Du hast die Pflicht, auch Bücher wie „Peer Gynt" in die Welt zu senden, solange Du noch ein Schwert schwingen kannst. Man mag einwenden, es sei kein Gedicht, es fehle die abgerundete, methodische Behandlung, — meinetwegen — mag das Stück sein, was es will, mag es eine Sense sein und überhaupt kein Buch, — — eine Sense ist es jedenfalls, die häßliche Bäume von vielhundertjährigem Wuchs niedermäht wie andere Sensen das Gras.

Ich hätte Dir viel über das Stück zu sagen, aber dieser Brief ist nicht das geeignete Gefäß; denn er ist ein Liebesbrief, nichts anderes, und antwortest Du nicht, und zwar auf der Stelle, so bist Du der größte Idiot. —

Meiner Frau (die in „gesegneten Umständen" ist) geht es verhältnismäßig gut; sie läßt Dich grüßen. Deinen Sohn mußt Du von mir grüßen und mußt ihn lehren, mich lieb zu haben. Meine beiden Jungens machen mir Freude durch ihre Aufgewecktheit, ihre Gesundheit und die Mischung von Weichheit und Kraft.

Ja, schreib' mir bitte; dann sende ich Dir unverzüglich eine ganze Ladung von allem möglichen Plunder,

der Dir so ungefähr ein Bild von den augenblicklichen Verhältnissen in Norwegen geben soll.

Dein treuer
Björnstjerne Björnson.

Hast Du Großmutters Geschichte von Frau Thoresen gelesen? Fürchterlich! —

Habe den Brief noch einmal durchgelesen, weil er liegen geblieben war. In der Form, seh' ich, ist er wie eine Tischrede in der Champagnerstimmung, — ein bißchen solider hätte der Stil schon sein können — allerdings; aber der Sinn ist da, und ich schicke den Brief ab, denn er ist ein getreuer Niederschlag meiner funkensprühenden Begeisterung nach der Lektüre Deines Stücks. — Wirklich, „Peer Gynt" ist ausgezeichnet, Ibsen: nur ein Norweger kann verstehen, wie gut er ist!!

THEOPILE VON BODISCO: DIE KREBSPARTIE

Obgleich das Wetter nach Ansicht des alten Freiherrn unsicher war, erklärte doch Klotilde eines Tages, daß die Krebspartie zum Perlenfluß unternommen werden sollte.

Der alte Freiherr stand, auf seinen hohen Stock gestützt, und sah zu, wie die großen Jungen und Cäcilie auf den Jagdwagen kletterten und abfuhren; dann freute er sich über alle Meinungsverschiedenheiten, die mit dem Platzsuchen auf der großen Linie verbunden waren.

Dieses Gefährt sah aus, wie ein auf Räder gestelltes großes Bett, dessen Lehnen fortgenommen waren. Die Insassen mußten in zwei Reihen, Rücken an Rücken, dasitzen, und nicht jeder erklärte sich mit dem ihm zugedachten Rücken zufrieden. Valentin ging kritisch



Hogarth. Ticket zur Bettleroper. Aus „Bie, Die Oper“.

um die Linie herum und untersuchte die Räder. Am Ende eines jeden Sommers wurde das Gefährt als untauglich verworfen, aber regelmäßig, wenn der neue Sommer kam, zog man die alte Linie, an die sich so viele Erinnerungen knüpften, wieder aus dem dunklen Schauer heraus und stellte sie ins Leben zurück.

Ganz überraschend verhielten sich die Kinder; sie drängten sich nicht vor, bettelten nicht um einen guten Platz, saßen irgendwie zwischen den Rücken, wenn es nicht anders ging. Mit allem waren sie zufrieden, wenn sie nur mitgenommen wurden.

Der alte Freiherr trat noch einige Schritte auf die Straße hinaus, dem dahinwirbelnden Familiengefährt nachzusehn. So lange er noch den Staub spürte und das Rollen der Räder deutlich zu hören war, verließ das Lächeln seine Züge nicht. Dann erlosch es, und

sein Gesicht zeigte jenen großen Ernst, den nur wenige an ihm kannten. Langsam ging er seinem Zimmer zu, mehreremal schwer aufatmend, denn die Beschwerden im Herzen nahmen täglich zu, und der Kampf, es sich nicht anmerken zu lassen, um den anderen die Freude am Sommer nicht zu beeinträchtigen, wurde täglich schwerer. Im großen Zimmer, in das das Licht nur spärlich durch die farbigen Scheiben fiel, herrschte Dämmerlicht. Der alte Freiherr nahm eine Pfeife, die so groß war, daß ihr Kopf auf dem Boden ruhte, schellte und ließ sie sich anzünden. Dann versank er in tiefes Nachsinnen.

„Oh, *really*," rief Charles, als die Linie einige heftige Stöße empfing und nur so aufsprang, „das nenne ich in der Tat Familienleben! Sähe mein Londoner Kutscher mich eben, so bekäme er wohl Krämpfe! Aber ich wollte doch noch lieber, daß meine schlimmsten Feinde mich sähen, selbst die würden mich fortan für gemütvoll halten."

Klotilde sah ihren Neffen an und freute sich, wie frisch und zufrieden er aussah. Darauf mußte sie Valentin berufen, dessen Rücken stets eine so unruhige Lehne abgab, daß niemand ihn als Partner haben wollte. In dem Augenblick fuhr Gregor mit seinem Jäger auf einem hohen Jagdwagen, vom Seitenweg seiner Villa kommend, an ihnen vorüber. Ihm folgte, in einer niedrigen Kalesche, Wera mit Ossip Wladimirowitsch. Der junge Offizier saß nach vorn gebeugt da, indem er, selbst beim Grüßen, die Pferde, die unruhig schienen, nicht aus den Augen ließ.

Als Felix die vorüberfahrenden Equipagen sah, erfaßte ihn Neid gegen Ossip Wladimirowitsch. Er wußte, daß Gregor und Ossip die Nacht am Perlenfluß zu bleiben beabsichtigten, weil sie in aller Frühe zur Jagd wollten. Er faßte den Plan, bei der Rückfahrt Wera

zu begleiten, da sie doch nicht gut so spät allein nach Hause fahren könne.

Endlich war das Ziel erreicht. Der General, Cäcilie, die Jungen und die Jäger waren bereits in vollster Tätigkeit. Es wurden lange Stöcke geschnitten, Frösche gefangen, die Netze hergerichtet. Charles trat zu Cäcilie, um sie zu fragen, ob sie denn dieses Krebsen wirklich ernst zu nehmen gedenke? Sie sah ihn erstaunt an und meinte, daß sie deswegen hergekommen sei. So sehr Charles nun gerade das Impulsive eines unverbrauchten Lebens an seiner Kusine liebte, so war es ihm doch zuweilen unbequem; seufzend wandte er sich ab und suchte anderen Anschluß.

Felix stand neben Wera. Charles wußte, daß Felix jetzt so weit war, wie er es gewünscht hatte, und nahm sich vor, ihn noch mehr anzustacheln. Er trat hinzu und unterhielt sich mit Wera auf englisch, da er wußte, daß Felix diese Sprache nur mangelhaft beherrschte. Er schlug einen Gang in den Wald vor und forderte Ossip Wladimirowitsch, Valentin und Felix gleichfalls dazu auf. Valentin hatte heute einen besonders redseligen Tag, und da er in Felix nur einen zerstreuten Zuhörer fand, wandte er sich ausschließlich an den jungen Offizier und begann ihm auseinanderzusetzen, wie man in Sibirien reich werden könne, zum Beispiel durch Goldwäscherei, da sei es das reine Kinderspiel.

Unterdessen bereiteten Klotilde und Henriette Krug, gestört vom helfenwollenden Horst, eine Kaffeemahlzeit vor. Als sie fertig waren, schlug Horst auf einen Blechdeckel, und alle versammelten sich bei den Bauernhäusern. Felix war seiner Gesellschaft vorangeeilt, und Klotilde bat ihn, sich nach Cäcilie umzusehn. Er fand sie unten am Fluß bei den kleinen Mädchen.

„Immer sind Sie mit den Kindern oder Jungen," sagte er, „macht Ihnen das denn so viel Spaß?"

Cäcilie, die mit schnellem Blick sein Gesicht streifte, bemerkte seine Verstimmung.

„Ja. Mit den Kindern fängt alles doch immer wieder von vorn an.“

Sie gingen hinauf. Felix sah, daß neben Wera ein freier Platz war, sie rückte zur Seite, als sie ihn herankommen sah, und lächelte ihm zu.

Auch später, als nun doch alle ernstlich zu krebsen begannen, blieben Wera und Felix beisammen. Sie legten ihre Netze nahe beieinander ins Wasser. Wera setzte sich am Ufer auf halber Höhe hin, Felix warf sich vor ihr in den Sand und kehrte dem Fluß den Rücken zu. Ab und zu liefen die Kinder, die Jungen an ihnen vorbei, Valentin hatte seine Netze in der Nähe und kam dazwischen zu ihnen. Felix stützte sich auf die Ellbogen und sah zu Wera auf. Ihr von dichtem, schwarzem Haar umrahmtes Gesicht hob sich vom Abendhimmel ab. Sie trug ein himmelblaues mattes Kleid und hatte große rote Korallen im Haar und am Kleide. Wera sah an ihm vorbei auf die Kinder. Ihr Gesicht war ernst.

„Meine kleine Tochter,“ sagte sie leise, „ist nicht so gesund und froh, wie die Kinder hier.“

„Erzählen Sie mir von ihr,“ bat Felix.

„Nein,“ sagte Wera und ihr Gesicht bekam einen Ausdruck, den er an ihr noch nicht kannte, „ich kann nicht davon sprechen. Erzählen Sie mir lieber etwas von sich. Wie waren Sie als Kind? Wie war Ihre Kindheit?“

Felix begann zu erzählen, erst nur andeutungsweise und wie aus der Ferne, aber allmählich erwärmte er sich, als er von jenem vergangenen Leben sprach, erzählte ihr von seiner Mutter, seinen Spielen und den ersten Anfängen seiner Musik.

Da kam Valentin kichernd daher und zeigte einen

großen Krebs, den er vorsichtig am Körper gefaßt vor sich hinhielt.

„Sehn Sie doch," rief er, „mit welcher Kunst dieses Tier gemacht ist."

Wera beugte sich nach vorn, der Krebs spreizte seine Scheren, und es sah so aus, als wolle er nach ihr greifen.

„Ja," sagte sie gleichgültig, aber liebenswürdig, „erstaunlich —"

„Er soll leben, Ihnen zu Ehren, Wera! Weil Sie ihn bewundert haben, soll er leben!" rief Valentin und warf den Krebs mit großartiger Armbewegung in den Fluß zurück.

„Und unsere Krebse?" fragte Wera.

Felix stieg hinunter — aber ihre Netze waren leer. Er sah in einiger Entfernung Cäcilie mit den Kindern ein mit Krebsen gefülltes Netz herausziehn. Als er zu Wera zurückkam, rief er:

„Es scheint, daß die Krebse auch durch Wünsche und Aufmerksamkeit angelockt werden müssen!"

Sie schien seine Worte nicht zu hören, sondern sah auf Cäcilie hin: „Gefällt Ihnen dies Mädchen? Neulich sprachen Klotilde und ich über die Liebe. Cäcilie war auch dabei. Wir sprachen davon, ob man noch weiter lieben könne, wenn man verachten müsse, und dann, ob man jemanden noch weiter lieben werde, der einem die Liebe nicht vergelte? Ich sagte, wenn eine Frau liebt, so liebt sie eben, und daß sie sogar selbst Mißhandlung ertragen könnte, um ihrer großen Liebe willen. Da sagte Cäcilie: ‚Nein. Nie soll man etwas Erniedrigendes von einem Menschen ertragen, den man liebt. Seinetwegen vor allem; wie kann man es zulassen, daß er so schlecht werden kann, den, der ihn liebt, zu erniedrigen.' Gewiß ist das alles wohl so — aber ist es nicht die reine Theorie? Sie weiß nichts von der Liebe und wohl auch nichts vom Leben."

Felix sah aufmerksam forschend in Weras Gesicht, dann wandte er den Blick und sah auf Cäcilie hinunter. Wie verschieden waren diese beiden Frauen! Seine Phantasie begann zu arbeiten. Er fragte sich, ob Wera eine solche Liebe gekannt hatte? Etwas unruhig Quälendes stieg in ihm auf. Mehr als er eigentlich wollte, lobte er Cäcilie, sagte, daß sie fein musikalisch sei und viel Verstand habe. Er machte Wera darauf aufmerksam, wieviel Rasse in ihrer Gestalt, in ihren Bewegungen liege. Wera kniff die etwas kurzsichtigen Augen zusammen, aber auf ihrem Gesicht lag eine deutliche Ablehnung. Da wurde Felix' Neugierde wach, ob auch Cäcilie eine ähnliche Abneigung empfinde? Unter dem Vorwand, nach den Netzen zu sehn, ging er hinunter.

Der Abhang war steil an der Stelle, wo Cäcilie mit den Kindern stand. Felix lief das letzte Stück und kam mit einem großen Sprung an den Fluß. Kaum aber stand er unten, als eines der kleinen Mädchen ihn mit aller Kraft ins Bein kniff und ihm dann mit der Faust drohte. Cäcilie, die Felix' verdutztes Gesicht und die Wut des Kindes sah, lachte. Sie wies die Kleine zurecht und erklärte Felix, daß hier das Krebsen etwas sehr Ernstes sei. Die Kleine rief, Felix habe den größten Krebs, den Krebskönig, verscheucht.

„Ich habe kein Glück mit dem Krebsen,“ meinte Felix und kitzelte das kleine Mädchen mit dem Zopfende im Nacken.

Cäcilie sagte nichts, sie sah über Felix hinweg auf Wera hin.

„Was denken Sie?“ fragte er.

Ihr Gesicht blieb ernst: „Sie ist sehr schön; in den Linien ihrer Gestalt, in ihren Bewegungen, ja auch in den Farben, die sie trägt, liegt Musik.“

Felix war verwundert, er selbst hatte das oft so empfunden: „Sie bewundern sie also?“



Einladung der Milder. Aus „Bie, Die Oper".

„Ich bewundere alles, was schön ist," sagte Cäcilie ruhig und ging zu einer anderen Kindergruppe, um beim Herausnehmen der Krebse zu helfen.

Nachdenklich kehrte Felix zu Wera zurück.

„Nun?" fragte sie, „Sie hatten ja viel zu sprechen."

„Ich weiß nicht. Aber ich glaube nicht, daß Cäcilie nichts vom Leben weiß. Sie weiß vieles nicht, gewiß, anderes aber vielleicht besser als wir, und sie erfaßt alles auf ihre eigene Art."

Charles saß allein auf dem hohen Flußufer, an den Stamm einer Fichte gelehnt. Er hatte von hier aus einen weiten Blick über den Fluß. Gelb leuchtete der Sand des gegenüberliegenden Ufers, die Stämme der hohen Kiefern hüllten sich in Kupfergold. Im breiten

Fluß, aus dem hier und da kleine Inseln auftauchten, spiegelten sich rosige Abendwölkchen.

Immer stiller ward die Welt. In weitem Bogen schossen die Uferschwalben herzu und verschwanden in den runden, dunklen Löchern ihrer Nester, die in Reihen im gegenüberliegenden Ufer aus dem Sande hervorsahen. Langsam sank die Dämmerung herab und verwischte die Umrisse. Der General ließ Kienspäne bei den Netzen anzünden, um die Krebse durch das Feuer anzulocken. Nun war der Fluß von aufflammenden, kleinen Feuern umfaßt.

Charles versank ins Alleinsein. Die Beschäftigung der Menschen da unten war ihm gleichgültig, farbenprächtig stieg es aus seiner inneren Welt empor. Er hatte beobachtet, wie der Abendwind einen langen, hellblauen Schleier hin und her wehte, der in seiner Nähe über einem Ast hing. Das zarte Gewebe war ihm wie die Fahne der Frau erschienen, und jetzt fragte er sich, wie es gekommen war, daß er in den großen Plan seiner Mysterien noch kein Gleichnis der Liebe aufgenommen hatte? In welchen Kunstwerken menschlicher Darstellungen war die vollkommenste mystische Anziehung zwischen Mann und Weib festgehalten worden? Mystische Formen alter, verklungener Religionen zogen an ihm vorüber, und er blieb am Griechentum haften. Er gedachte der Weihen und Mysterien, der Sagen. Da schien es ihm, als sei in den griechischen Göttersagen, in der Liebe des Gottes zur Menschenfrau, das schönste Symbol der Frauenliebe gegeben. Hatte es nicht zu allen Zeiten Frauen gegeben, die die Liebe so empfunden hatten, als käme ihnen etwas Göttliches darin entgegen? War es nicht Verjüngung, Wiedergeburt, Bestärktsein im Manngefühl, das der Mann im Weibe fand? Die Ahnung der Unendlichkeit des Seins, der ewigen Fruchtbarkeit der Schöpfung? Suchte nicht

jedes echte Weib in der Liebe mehr als den Besitz des einzelnen Mannes, empfing sie nicht in der Umarmung des Geliebten das Schöpferische überhaupt, somit Gott und Ewigkeit? Und mußte nicht diese ihre Liebe, in ihrer grenzenlosen Erweiterung, jene Halbgötter hervorrufen, die über der Welt leuchteten? Nur die Frau, die im Mann dieses gesehn, wußte um den Halbgott. Wahrlich, die Liebe der Frau rief suchend in die dunkle Nacht, wartend, mit allen geheimen Kräften des Wachstums. Und nur derjenige, der jenen Ruf verstand, nahm wahrhaft teil am Mysterium von Liebe und Welt. Er erfuhr durch die Frau von dem Rauschen der geheimen Quellen und von jenen geheimnisvollen Inkarnationen, von dem Gott-Wachrufen im Mann.

Diesen Gang hatten Charles' Gefühlsgedanken genommen, als eine klare und doch tiefe Stimme suchend seinen Namen rief. So sehr paßte der schwebende Klang dieser Stimme in seinen Traum, daß er nicht antwortete, sondern ihn wie eine Bestätigung seiner Gedanken empfand. Erst als Cäcilie vor ihm stand, sah er in ihr den bestimmten Menschen und nicht jenes mystische weibliche Prinzip, von dem er geträumt hatte.

„Vergib," sagte sie, „du hast eben schön gedacht, und ich störe dich. Aber sie rufen dich, komm herauf. Ich will dir auch dort etwas Schönes zeigen, etwas, was da ist, Charles. Komm!"

Sie gingen zu den Bauernhäusern hinüber, wo auf dem freien Platz ein Feuer brannte, dessen gewaltige Höhe an ein antikes Brandopfer erinnerte. Die Kinder sprangen erregt umher, und Leonhard, der ohne Rock und mit aufgestreiften Ärmeln immerfort Holz und Reisig aufschichtete, sah, vom roten Schein beleuchtet, so schön aus, daß Charles bewundernd den Kopf schüttelte.

Dann setzten sich alle an die lange, aus Brettern

hergerichtete Tafel, auf der die roten Krebse schon dampften und die vielen mitgebrachten Vorräte aufgestellt waren. In heiterster Laune begann das Mahl. Auch hier brannten Kienspäne und trugen ein Moment von Romantik hinzu.

Da Cäcilie von den großen Jungen in Beschlag genommen war, ging Charles zu Wera. Felix war beim Entkorken der Weinflaschen behilflich und fand später Wera gegenüber einen Platz. Als der Perlenwächter kam und große Perlmuscheln brachte, und die Jungen endlich eine größere Perle gefunden hatten, die Klotilde Charles zusprach, nahm dieser die Perle, hob sie empor und ließ sie langsam in Weras Schoß fallen. Die Kinder jubelten, Wera wollte sie zuerst nicht annehmen, wurde aber nun von allen überredet. Da wickelte sie die glänzende, runde Perle sorgfältig in ihr Taschentuch.

Es wurde Champagner gereicht, den man aber aus Rotweingläsern trank, denn die Jugend müsse sich auch an die Unbequemlichkeiten des Lebens gewöhnen, meinte Gregor. Die Stimmung schwoll bald mächtig an. Die Kinder, die alle zusammen unten am Tisch saßen, schrien dazwischen vor lauter Daseinsglück auf, auch schien ihnen alles ganz furchtbar komisch vorzukommen. Valentin redete laut, von Horst herausgefordert, und war bei dem Abenteuer angelangt, wie er mit acht Mann durch den Mississippi geschwommen und allein am anderen Ufer angekommen war. Die Jungen riefen dazwischen, lachten und suchten auch Ossip Wladimirowitsch zum Sprechen zu bringen, was ihnen aber nicht gelang, denn er war noch verschlossener als sonst und warf finstere Blicke zu Wera hinüber. Gregor neckte Klotilde und forderte sie auf, mit ihm nach Indien auf die Elefantenjagd zu gehn. Als Horst Valentin genügend aufgeregt hatte, wandte er sich





Mussorgski. Nach Repin.
Aus „Bie, Die Oper"

Henriette Krug zu und begann ihr den Hof zu machen; er sagte ihr die reizendsten Dinge, von denen sie jedoch nie so recht wußte, ob sie sich direkt auf die Reize ihrer Person oder auf die schönen Gaben in ihrer Speisekammer bezogen.

Cäcilie war von der allgemeinen ausgelassenen Stimmung nicht erfaßt worden. Ja, allmählich war ihr der Lärm so bedrückend, daß sie aufstand und fortging. Sie ging dem Walde zu und blieb am Flußufer stehn. Sie atmete tief auf. Die anderen Menschen waren ihr unnatürlich und unschön erschienen, und sie fragte sich mit einem gewissen Grauen, was aus Menschen werden könnte, von denen man die Hemmungen fortnähme. Ab und zu drang lautes Gelächter zu ihr. Sie war erstaunt gewesen, Charles so mit Wera sprechen zu hören; er war wie ein anderer. Gröber, gewöhnlicher, ein Gesellschaftsmensch, wie andere auch, so war er ihr erschienen. Gregor, Horst, Onkel Valentin, die Jungen, alle waren anders gewesen als sonst, mit ihren geröteten Gesichtern, alle einander ähnlicher, als wäre etwas aus ihnen hervorgetreten, das sie noch nicht an ihnen kannte. Da stand plötzlich mit greifbarer Deutlichkeit Felix' Gesicht vor ihr. Zug für Zug sah sie es, ganz nah vor sich. Warum war in diesem jungen Gesicht mit den ausgeprägten Zügen und der edlen Stirn nichts gewesen, das sie abgestoßen hatte? Ja, es hatte eher etwas Hinreißendes in seiner Erregtheit gelegen.

Dort das große Feuer, die Kienspäne, die bunte, laute Gesellschaft, hier der stille, dunkle Wald und der ruhige, schwarze Fluß da unten. Cäcilie trat näher ans steile Ufer heran. Einen Augenblick lang packte sie etwas, heftig und stark, und sie rang mit sich. Aber immer wieder erstand jenes Gesicht doch vor ihr. Eine Stimme sagte ihr: es ist ja nicht vor dir, es ist in dir.

Ja, sie wußte es, es war in sie gedrungen; damals gleich, als sie ihn gesehn, hatte sie gefühlt, daß es so sein werde. Aber damals hatte das Leben noch tausend Möglichkeiten gehabt ...

Vom Nachtwind hin und her bewegt, sah Cäcilie etwas Helles, Zartes an einem Baumast flattern. Sie trat näher, darnach zu greifen, fuhr aber zurück, als sie Weras blauen Schleier erkannte. Schnell ging sie weiter, zurück zu den anderen. Es hatte angefangen zu regnen. Als sie aber ein Stück gegangen war, blieb sie stehn, kehrte schnell wieder um, lief zum Schleier und nahm ihn, um ihn nach oben zu bringen.

Hier fand sie eine große Verwirrung vor, der Regen hatte alles auseinandergetrieben. Klotilde und Gregor hatten das Kommando, und alles wurde eingepackt. Es ging eher so her, wie bei einem Aufbruch im Lager, wenn ein Feind gemeldet wird, als wie bei einem friedlichen Picknick. Die Kinder schrien und störten und wurden schließlich alle ins Bauernhaus geschickt. Wortlos, ohne sich um jemand anders zu kümmern, half Cäcilie; einmal durchzuckte es sie: bin ich denn so ganz allein hier — —?

JOHAN BOJER: EIN JAGDTAG

Es war beinahe wehmütig, an den langen Zug von Jägern und Hunden zu denken, die heute morgen durch das Tal hinaufgelärmt waren. Morgen würden sie sich auf die friedlichen Vögel stürzen, Meile auf Meile die Berge abstreifen, Schüsse würden auf jeder Höhe knallen, und mancher blutige Flügel würde zwischen den Weidenbüschen flattern.

Die Matratze in dem breiten Bett erwies sich als frisches Heu mit einem Tuch darüber. Die müden



Zettel der Uraufführung der Zauberflöte. Aus „Bie, Die Oper".

Jäger streckten sich nebeneinander aus und schliefen bald, während die Hunde in unruhigen Jagdträumen mit den Pfoten auf den Fußboden klopften und leise seufzten.

Früh am nächsten Morgen wanderten sie an den grauen Hütten vorbei über den Sennwall. Sie hatten

eine Tasse Kaffee im Leibe und die Pfeife im Munde. Ein schwerer, feuchter Himmel wölbte sich niedrig über Berge und Hochebenen und spiegelte seine wolligen Wolken in Teichen und Seen. Tangens weißer Setter kugelte sich über Sträucher und Steine, daß seine schwarzen Ohren sich umstülpten, und Reidars dunkelbrauner galoppierte zwischen einigen Wacholderbüschen hin und her, die Schnauze aufmerksam am Boden.

„Was ist das für eine Donnerbüchse, mit der du antrittst," schnarrte Reidar verächtlich gegen das Hahngewehr des Malers, das erst heute aus dem Futteral genommen war. „Sieh her, Junge!" Und er zeigte ihm seine neue Hamerleß neuesten Systems.

„Nimm dich in acht, Mann, daß ich nicht mit dem Ding da mehr Vögel pflücke," erwiderte Tangen selbstbewußt und schritt kräftig aus.

Das Heidekraut war so feucht, daß die Gamaschen an ihren Beinen schon glänzten und tropften, und ein scharfer Wind begann eisig gegen ihre Hände und Gesichter zu wehen. Aber wer bemerkte jetzt so Unwesentliches?

„Glaubst du an Träume?" fragte Reidar, während er zwei Patronen in sein Gewehr steckte.

„Ich zweifle mehr als ich glaube," antwortete der andere, der seinen Kameraden aufzustacheln hoffte, wieder etwas von sich selbst zu erzählen. „Hast du vielleicht heute nacht etwas Besonderes geträumt?"

„Da hat Pan Witterung!" Beide hielten an. Der dunkle Hund war so vorsichtig in seinen Bewegungen geworden. Sein Rücken wurde so lang, seine Beine so niedrig und sein Gesicht so menschenklug. Der weiße bemerkte es und näherte sich mit der gleichen Vorsicht, obgleich es klar war, daß er noch keine Witterung hatte. Dann begann dieses Spiel zwischen zwei Hunden, die Wild ahnen, aber noch nicht wissen, wo es ist. Sie

blieben zuweilen stehen, um den Luftzug in die Schnauze zu bekommen und sahen darauf einander an, wie um zu sagen: „Was meinst du?“ oder: „Nimm dich jetzt in acht und mache keine Dummheit!“ Die beiden Jäger standen mit geladenen Flinten da und sahen mit Spannung zu.

„Da hat Wild es!“ rief der Maler, froh darüber, daß es sein Hund war, und das weiße schöne Tier glitt gerade gegen den Wind, wobei der Schweif lebhaft wedelte. Jetzt blieb es mit vorgestreckter Schnauze einen Augenblick stehen, glitt dann wieder einige Schritte, blieb vor Erregung zitternd wieder stehn, dann noch ein vorsichtiger Schritt, und schließlich stand es mit ausgestrecktem Halse regungslos, ein wenig zur Seite starrend, wobei es das eine Vorderbein hob.

„Jetzt vorsichtig, Wild!“ ermahnte der Maler, während die Jäger sich mit klopfenden Herzen näherten.

„Dort steht auch Pan!“ sagte Reidar. „Das ist eine große Kette.“

Aber es war der erste Jagdtag, und die Vögel klebten gedrückt, so daß die Hunde vorwärts gezwungen werden mußten. Wahrscheinlich hatte sich die Kette hinter den großen Wacholderbüschen versteckt, denn wo die Jäger auch hinstarrten, war es ihnen unmöglich, eine Feder zu entdecken.

„Vorwärts, Wild — vorsichtig!“ Und der weiße Hund ging wieder einige Schritte, aber legte sich dann hin, vor Angst bebend, etwas Falsches zu tun.

Plötzlich wurde einige Schritte von den Stiefeln des Malers das Heidekraut lebendig, und ein Heer von braunen Vögeln mit weißen Flügelfedern flog auf. Vier Schüsse knallten, die des Malers zuletzt — und in guten Zwischenräumen, denn er nahm sich Zeit zum Zielen. Da fielen zwei Vögel, und er war sicher, daß sie ihm gehörten, aber Reidar behauptete erregt, daß

der eine ihm gehörte. „Ja, ja,“ dachte der Maler, „laß ihn! Aber er feuerte seine Schüsse wie ein furchtsamer Rekrut und fehlte, so wahr ich hier stehe. Es muß jetzt schlecht um ihn stehen.“

Sie beschlossen, sich zu trennen und jeder für sich zu operieren, und Reidar bekam viele Stände, aber die Vögel hatten den Fehler, daß sie flogen. Vom Maler klangen fortwährend Schüsse, und er hatte Glück. Aber als einige Stunden verstrichen waren und Reidar auf zwanzig Schüsse nur zwei Vögel bekommen hatte, rief er den Hund zurück, setzte sich auf einen Stein und trocknete sich die Stirn. „Es hat ja keinen Sinn,“ dachte er, „du denkst ja die ganze Zeit nur an Astrid.“

Und zum neunundneunzigsten Mal fragte er sich selbst, was seine Schwester wohl gemeint hatte. Weshalb wollte sie nicht damit herauskommen? Was war da geschehen?

„Sei nur ruhig!“ sagt er und zieht seine Pfeife hervor, stopft sie und zündet sie an, lehnt sich auf den Ellbogen zurück und sieht müde über das rote, blühende Heidekraut, das sich unter dem wolkigen Himmel ausbreitet, und er hört das düstere Sausen des Hochgebirges, Bachrauschen, das Rascheln des Heidekrautes im Wind, einen fernen Adlerschrei aus den Wolken, Glocken von der anderen Seite des Wassers, hier und da einen Schuß. Die Augen fallen zu, und er ist nicht mehr hier, sondern wandert in der gleichen roten Traumlandschaft wie in der letzten Nacht, er hört einen Schrei aus einem Gebüsch, geht dorthin und findet — sie, zerschossen und blutig — oh, das war auch ein Traum. Aber jetzt hört er die Glocken dicht bei sich, er fährt auf und sieht sich von einer rasenden Herde von Kühen umringt, die den Hund zu fassen versuchen. Im nächsten Augenblicke war er auf den Beinen und mußte sich mit

dem Gewehrkolben durchschlagen, und noch lange verfolgten die wütenden Tiere den Hund, der immer bei ihm Zuflucht suchte.

OTTO BRAHM: HAUPTMANNS „VOR SONNENAUFGANG“

„Bjarne P. Holmsen, dem konsequentesten Realisten, Verfasser von ‚Papa Hamlet‘ zugeeignet, in freudiger Anerkennung der durch sein Buch empfangenen, entscheidenden Anregung“, so lautete das Widmungsblatt eines neuen Schauspiels, das mir dieser Tage zuging: Vor Sonnenaufgang. Soziales Drama von Gerhart Hauptmann (Berlin 1889, C. F. Conrads Buchhandlung). Ich war erstaunt; denn — daß ich es nur bekenne — der Verfasser von „Papa Hamlet“ bedeutete eine unbekannte Größe für mich, und Bjarne P. Holmsen war, mit Luise Millerin zu reden, „ein Name, so fremd meinem Ohr, wie meinem Herzen.“ Auch die Freunde, denen ich Vertrautheit mit dem „konsequenten Realismus“ zuschreiben durfte, konnten keine Auskunft geben; und so suchte ich, neugierig gemacht, in der Lektüre des Schülers zugleich die Art des Meisters zu durchschauen: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Das Ergebnis ist überraschend günstig gewesen. Gerhart Hauptmann erscheint mir als eines der merkwürdigsten Talente, das ich in den letzten Jahren kennen gelernt habe, also muß Bjarne P. Holmsen wohl ein noch merkwürdigeres sein. Natürlich werde ich sehen, nähere Kenntnis zu erlangen von diesem nordischen (oder pseudonordischen?) Dichter und dann vielleicht von ihm zu erzählen haben; einstweilen aber wollen wir bei dem deutschen verbleiben; er gibt Anlaß genug, zu berichten und zu bewundern.

An sich zwar will es so viel noch nicht besagen, wenn

man unter den jüngeren dramatischen Autoren jemanden bemerkenswert findet. So dürftig ist unter den Deutschen die poetische Produktion geworden, so seltsam widersprechen sich bei jenen Neusten, die sich grenzenlos erdreusten, lärmendes Wollen und klägliches Können, daß unter diesen blinden Talenten auch der Einäugige leicht zum König ausgerufen würde. Doch was uns in Gerhart Hauptmann, einem bis heute unbekannten, aber in kürzerer oder längerer Frist vermutlich allgemein bekannten Autor, entgegentritt, ist mehr als ein nur relatives Talent: es ist Eigenart, klare dramatische Anschauung, ist neue Kunst, die nicht auf Nachahmung der großen Muster nur beruht, sondern sicher und selbstgewiß ihre eigenen Wege geht, jugendlich irrend und übertreibend vielleicht, aber stetig und tapfer in jedem Schritt.

Zwischen dem Helden und der Heldin des Stückes, dem sozialistischen Agitator Alfred Loth und der Tochter des reichen oberschlesischen Bauern, Helene Krause, findet im zweiten Akt der folgende Dialog statt:

Helene: Vielleicht geben Sie mir Auskunft; man redet so viel von Zola und Ibsen in den Zeitungen: sind das große Dichter?

Loth: Es sind gar keine Dichter, sondern notwendige Übel, Fräulein. Ich bin ehrlich durstig und verlange von der Dichtkunst einen klaren, erfrischenden Trunk. — Ich bin nicht krank. Was Zola und Ibsen bieten, ist Medizin.

Helene (gleichsam unwillkürlich): Ach, dann wäre es doch vielleicht für mich etwas.

Oberflächliche Leser, welche durch die bequeme Tendenzmacherei der alten Schule verführt individuelle Anschauungen der handelnden Personen und die eigene Meinung des Dichters vorschnell zu identifizieren lieben, werden hierin ein persönliches Glaubensbekenntnis Hauptmanns finden, während doch nur der so und so beschaffene Mensch, der sich gesund dünkende und doch



Roller. Rosenkavalier, erster Akt. Aus „Bie, Die Oper“.

im Innern kranke Held zu uns redet; in Wahrheit sind in dieser Stelle diejenigen beiden Vorbilder genannt, welche dem Autor (neben jener dritten Größe der Widmung) entscheidende Anregungen gewährt haben. Und zwar Anregungen, welche seine Selbständigkeit in keiner Weise antasten; von Ibsen empfing er die modernen Mittel des Dialogs und der Charakteristik, volle Natür-

lichkeit, Reichtum des charakteristischen Details, Verzicht auf äußere Handlung und das sogenannte „eigentlich“ Dramatische, von Zola empfing er das große Thema der Vererbung, und er konnte ihn lehren, der Dichter von „L'Assommoir“ und „La Terre“, den schönfärberischen Darstellungen der Bauernnovellen die rücksichtslos wahre Schilderung des Lebens auf dem Lande, dieser rohen Genußsucht, dieser verheerenden Wirkung des Alkohols, entgegenzusetzen. Nach Oberschlesien führt uns der Dichter, in eine äußerste Ecke Deutschlands, deren Zustände er mit greller Deutlichkeit malt: die Völlerei in den schnell reich gewordenen Bauernfamilien, die Trostlosigkeit im Leben der Armen, der Gutsleute und der Grubenarbeiter. In der Sphäre dieser volkstümlichen Gestalten, welche er mit allen Mitteln der Wirklichkeit, unter glücklichster Anwendung des schlesischen Dialekts knapp und sicher hinstellt, treten Menschen der höheren Bildungskreise ein, ein verbauernder Arzt, ein gewandter Ingenieur, ein idealistischer Agitator; und es wird nun das Thema des Stückes, wie diese beiden Welten, Stadt und Land, gegeneinander anstoßen, sich nähern und von einander entfernen, sich anziehen und bekämpfen. Alfred Loth, der Sozialist, der seinen Universitätsfreund Hoffmann als Gatten einer Bauerntochter wiederfindet, steht im Begriff, sich der Schwägerin des Jugendgenossen zu verloben, der aus dem Sumpfe des Heimathauses mit reinerem Sinn emporstrebenden Helene — als er zu nächtiger Stunde vom Doktor Schimmelpfennig („Schimmel, genannt das Rauhbein“) die schreckliche Wahrheit über diese ganze Fülle des Elends erfährt, in welchem Helene bisher gelebt hat: der Vater ein Säufer, die Stiefmutter eine Ehebrecherin, die Schwester dem ererbten Laster des Trunkes verfallen. Ihm graut; und da zu seinen innig gehegten Überzeugungen auch diese gehört: des Mannes

Pflicht sei, vor den Lastern der absterbenden Menschheit „vor Sonnenaufgang" eines neuen Völkertages die kommende Generation zu bewahren, so kehrt er mit idealistischer Rücksichtslosigkeit der Geliebten den Rücken, und sein Treubruch treibt die an jeder Rettung nun Verzweifelnde in den Tod.

Es kann nicht an Beurteilern fehlen, welche diesen Ausgang des Dramas heftig angreifen werden, abermals in vorschneller Gleichsetzung individuellen Handelns und der Anschauungen des Dichters: ein Stück Welt zeigt uns dieser, selbständige Menschen, denen er nicht seine moralische Auffassung, seine Tendenz ohne weiteres untergeschoben hat, sondern die aus eigenen Gnaden leben und sterben. Wie viel von des Autors Wollen in seinen Helden übergegangen ist, können wir um so weniger heute beurteilen, als uns nur aus diesem einen Werke seine literarische Physiognomie entgegentritt; doch läßt sich freilich vermuten, daß diese lebenswahre Gestalt des Alfred Loth nicht nur im großen ganzen, sondern auch in kleinen Einzelheiten Fleisch und Bein vom Dichter empfangen hat, und es sollte mich nicht wundern, etwa zu erfahren, daß auch dieser ein persönlicher Feind des Alkohols und ein geschworener Vegetarier ist. Aber auch auf den derben Arzt sind vielleicht Züge des Autors übergegangen, auf ihn, der sich zu dem Idealisten Loth verhält etwa wie Ibsens Doktor Relling zu Gregers Werle; und wir glauben ein persönliches Bekenntnis zu hören, wenn Schimmelpfennig etwa sagt: „'n bissel Humor könnte dir gar nicht schaden! Ich seh' nicht ein, warum man alles so verflucht ernsthaft nehmen sollte." So, mit einer eigenartigen Verbindung von idealistischem Entsetzen und realistischem Behagen, steht der Autor seinem Stoffe gegenüber, und auch die Wirkung ist eigenartig gemischt: auf dem Untergrunde derben Humors wächst das tragische Grausen empor. Hier

einen anderen Grundton wünschen zu wollen und dem Autor etwa zuzurufen, indem man ihm symbolisch auf die Schultern klopft: Junger Mann, lassen Sie doch Ihren Humor künftig freier walten, das Leben ist ja schon traurig genug — schiene mir so philiströs wie aussichtslos; eine so originelle Begabung, wie sie uns hier überraschend entgegengetreten ist, mag ihren Weg unbeirrt weiter schreiten, von niemandem beraten als von dem eigenen Talent.

Nation 14. 9. 89.

*

Was ich in Hauptmanns Drama zumeist bewundere, habe ich, unter dem unmittelbaren Eindruck der Lektüre, ausgesprochen; die Kühnheit und Originalität der Anschauung, die völlige Lebendigkeit der Charaktere und die unerschrockene Konsequenz zu der Ausgestaltung eines grausigen und „peinlichen" Stoffes. Ein Teil der Hörer, welcher in diesem Peinlichen, in einigen krassen und auf der Bühne heftig wirkenden Szenen, sogenannte naturalistische Ausschreitungen sieht, setzte sich bei der Vorstellung des Vereins „Freie Bühne" vom zweiten Akte an zu dem Werke in heftige Opposition; und da den fanatischen Gegnern fanatische Bewunderer entgegentraten, so ergab sich ein Kampf der Lungen und der Hände, der Zischenden und Klatschenden, der mit einer ganz ungewöhnlichen Heftigkeit geführt wurde und lange unentschieden hin und her wogte, bis eine große Liebesszene im vierten Akt selbst die Widerstrebenden zum Beifall hinriß. Hatte man vor der Aufführung die Schauspieler durch anonyme Briefe geängstigt und bedroht, so suchte man sie jetzt aus der Fassung zu bringen durch Anblasen, Aushöhnen und alle die bekannten ungezogenen Künste der Premierenbesucher; nur daß diesmal die Entrüstung nicht im Moment

hervorgerufen, sondern im Hause vorbereitet war durch die Lektüre des Werkes und durch Gespräche von einer ausdauernden Heftigkeit, wie sie in Berlin literarischen Erscheinungen gegenüber selten sind. Seit Wochen hat man von diesem Drama, von dem Wagnis dieser Aufführung reden, Dummes und Gescheites reden hören können; und hätte die Freie Bühne auch weiter kein Verdienst, als daß sie durch die Ankündigung dieses Stückes literarische Diskussionen geweckt, Anregungen aller Art gegeben und an Stelle der Stagnation den Kampf und die Bewegung gebracht hat, so dürfte sie schon ihres Wirkens froh sein, unbekümmert um den Lärm und die Rohheiten der Gegner, um ihr Mißverstehen und Verdrehen des Tatsächlichen.

Alle Mittel gelten, so schienen die Zuschauer zu sagen; und alle Mittel gelten, schienen die erbitterten publizistischen Vertreter des Alten zu sagen, die in ihrer moralischen Entrüstung je nach Temperament und Neigung, die ganze Skala durchlaufen; zahnloser Witz, Schnoddrigkeit, Fälschung sind ihre Waffen. Ich werde mich hüten, die Stimmen aus diesem kritischen Hexensabbath hier nachtönen zu lassen; nur einen Punkt greife ich heraus, einen Kernpunkt der Streitfrage, sofern ich sie recht verstehe.

Man glaubt den Dichter anzugreifen, indem man diejenige Figur schlecht macht, die in seinem Werke den breitesten Raum einnimmt, den Agitator Alfred Loth: welch ein wunderlicher Schwärmer, sagt man, welch ein verblendeter Doktrinär ist doch dieser Held des Dichters! Er verläßt seine Geliebte um einer Marotte willen; er glaubt — nein, Hauptmann glaubt an die Wirksamkeit des Alkoholismus in einem Falle, wo doch die prächtige Gesundheit der Bauerntochter Helene lieblich blickend vor uns steht. „Sein“ Held ist ein Tor; was soll uns also dieses Werk?

Dem gegenüber ist immer von neuem zu sagen, daß der moderne Dichter, heiße er nun Ibsen, Tolstoi oder Hauptmann, den Helden im Sinne der alten Kunst überhaupt nicht kennt: Posa mag Schillers Held und idealisiertes Abbild sein, aber Loth ist eine Gestalt mit vielen individuellen Zügen, kein Ideal und kein Träger einer subjektiven dichterischen Tendenz. „Handelnde Menschen", wie Hauptmann sagt, will er darstellen, nichts weniger und nichts mehr; und wie er mit einer plastischen Kunst, die neben den obersten Mustern der Poesie voll besteht, die episodischen Figuren seines Dramas gestaltet hat, vom „Sand" rufenden Hopslabaer bis zur scheinheiligen Gesellschafterin Frau Spiller und dem stotternden Bauernflegel Kahlwillem, so sind auch die führenden Personen der Handlung, Loth und Helene, deutlich angeschaute Charaktere, die aus Eigenem leben, nicht Ideenträger, für die der Dichter verantwortlich zu machen wäre. Lebendige Menschen tauschen ihre Ansichten aus, in den tiefgreifenden Gesprächen von Loth und seinen Freunden Hoffmann und Schimmelpfennig, über soziale Fragen, über Vererbung und Frauenemanzipation; und wenn nun ein Teil der Hörer bald den einen auslachte, bald dem anderen applaudierte, so mag man das als ein Zeichen naiver Wirkung und Gegenwirkung immerhin wahrnehmen. Aber von einer künstlerischen Auffassung ist derjenige in der Tat weit entfernt, der seine eigenen stofflichen Sympathien und Antipathien zu dem Dichtwerk trägt und den Verfasser verantwortlich macht für jedes Urteil und jede Anschauung, die „sein" Held ausspricht; er erlege Herrn Hauptmann nur auch gleich die Verantwortung für die Kunstanschauung auf, die seine Bauernfrau Madame Krause ausspricht: Der Goethe und der Schiller seien Sch...kerle.

Nicht beschönigen will ich reale Schwächen des Werkes, wenn ich es gegen verständnislose Vorwürfe also in

Schutz nehme. Daß Loth die Schöpfung eines jugendlichen Dichters ist, daß sich die Grünheit der Anschauungen in diesem Agitator stärker, objektiver herausarbeiten lassen, daß mit einem Wort er in diesem Werk, voll von volkstümlichem Leben und Wahrheit, die am wenigsten kräftige Gestalt ist, scheint auch mir unbestreitbar, und gewiß schädigt es die Wirkung, daß neben der bis ins Kleinste poetisch angeschauten, wundervollen Gestalt Helenens ein blasserer „Held" steht. Aber es scheint mir nicht die Aufgabe einer lebensvollen Kritik, die natürlichen Mängel eines Erstlingswerkes, seine jugendlichen Auswüchse und Unreifheiten mit breiter Selbstbehaglichkeit zu zergliedern und seine eminenten Vorzüge leicht beiseite zu schieben. Bei mir wenigstens überwiegt, wie nach der ersten Lektüre so auch nach der ersten Aufführung, die helle Freude über dieses große, über Nacht uns erstandene Talent alle Bedenklichkeiten; und ich vertraue: der Weg einer so mächtig und voll einsetzenden Begabung werde zu den höchsten Höhen der Kunst emporleiten. Und daß der Widerspruch der Kunstphilister den Dichter nicht um einen Schritt von seinem Pfade abführen wird, dessen bin ich gewiß; diese Herren haben stets nur für das Ewiggestrige den Sinn gehabt, nicht für das Werdende, und so mögen sie am Gesindetisch der Kritik denn sitzen bleiben, jetzt und immer.

Nation 26. 10. 89.

Daran schließt sich an die Originalstelle eine Fußnote: „Die Redaktion der ‚Nation' bringt die Ausführungen des Herrn Dr. Brahm gern zum Ausdruck, ohne sie im vorliegenden Falle völlig zu teilen. Sie begrüßt die lebhafte Bewegung, die sich im Anschluß an die Aufführung des Hauptmannschen Dramas entwickelt hat und wünscht dem Naturalismus jede Möglichkeit zu schaffen, seine Lebensfähigkeit vor aller Welt zu erweisen. Indem die ‚Nation' dem Naturalismus gerecht zu werden sucht, gehört sie damit aber nicht zugleich zu den Parteigängern des Naturalismus. Man kann etwas als Gegengift für nützlich halten, ohne es als Nahrung zu empfehlen."

G. A. CRÜWELL: SCHÖNWIESEN

Aus dem ersten Akt

Saint Germain *heraustretend:* Nun soll es reifen im Mutterschoß des Tiegels.

Kajetan: Daß Sie ohne jeden Hokuspokus tingieren, nimmt mich, ich gesteh' es, für Sie ein.

Saint Germain: So trauen Sie mir noch immer nicht? Wenn die Zeiger dieser Uhr um ein weniges gerückt sind, sprechen wir weiter. Übrigens ein schönes Werk, diese Uhr. Die Arbeit weist auf Nürnberg.

Kajetan: Gut geraten. Mein Großvater war ein passionierter Uhrenfreund. Er hat ein gutes Stück seines Vermögens mit diesen Spielereien verpufft. *Lacht.* Über dem Uhrenmachen hat er seine Zeit verpaßt. Ein echter Tschernembel.

Saint Germain: Sie sprechen mit wenig Respekt von Ihrer Familie, Graf. Und doch ist sie Ihre Welt.

Kajetan: So, und woher wissen Sie denn das?

Saint Germain: Ich wäre ein schlechter Menschenkenner, wenn ich länger als einige Augenblicke in diesem Raume weilte, ohne Ihnen in Herz und Nieren zu blicken. *Mit der Hand kreisend.* Das ist Ihre Welt, Graf Tschernembel. Hier ist Ihr Reich. Draußen, da legen Sie sich moderne Schminke auf, heulen mit den Wölfen, tun so, als lebten Sie im achtzehnten Säkulum und spielen den Zyniker. Hier aber legen Sie das bürgerliche Jabot ab, hier hüllen Sie sich in Stahl und Eisen und träumen Ihr wahres Leben.

Kajetan *nach einer Pause:* Und wenn es so wäre —

Saint Germain: Es ist so. Man kann nur zweifeln, ob man Ihnen ein Lächeln oder eine Träne schenken soll. Denn Sie sind ein Akteur, aber ein tragischer.



Fedorowsky: Bojar und Schreiber, Figurinen zu Mussorgskis Kovanchtchina

Aus „Bie, Die Oper"



Frederik van Eeden

Ein Akteur auf einer Szene, die von der Aufklärung beleuchtet ist. Da spielen Sie einen Part, den Sie verabscheuen, und für ein Publikum, das Sie verachten. Sie machen den Fortschritt der Welt mit, aber Ihr Blick ist krampfhaft in die Vergangenheit geheftet, in die verklungene, verrauschte Weite. Sie verdursten nach Quellen, die längst versiegt sind, und verzehren sich nach einem Licht, das herabgebrannt ist und nie wieder leuchten wird.

Kajetan: Das wollen wir abwarten.

Saint Germain: Und statt des Glanzes, der Ihr Geschlecht hoch über andere Geschlechter heben soll, ist das Dunkel gekommen. Wo sind die Reichtümer der Tschernembel? Zerflattert wie die Blätter einer Eiche, in der der Herbst heult. Wo sind ihre Güter? Zersplittert wie der Lanzenschaft eines Ritters, den der Tod vom Sattel gefegt hat. Von den Almosen eines reichen Schmiedes fristen Sie das mesquine Leben eines Turmfalken, der nächtens um das Gemäuer der zerstörten Feste klagt.

Kajetan: Sie fallen schon wieder bedenklich ins Prophetische, bester Marquis. Ich spähe mir schon die Augen aus, in Ihrem merveilleusen Redefluß eine Furt zu entdecken, durch die ich aufs trockene Land der Tatsachen waten könnte.

Saint Germain *blickt auf die Uhr und weist auf die Tür:* So geht und holt sie Euch.

Kajetan: *geht zur Tür des Laboratoriums und bleibt vor ihr stehen.* Noch haben Sie Zeit. Ist es Trug und Täuschung, so gestehen Sie mir's jetzt, und ich lasse Sie ungekränkt Ihres Weges ziehen. Aber lassen Sie mich eintreten und lacht mir aus dem Tiegel nicht das reine Gold zu, dann, bei Gott, würde ich Ihnen raten, für die kitzlige Gegend zwischen Ihrem Kopf und Ihrem Hals besorgt zu sein.

Saint Germain *lächelt höhnisch und schweigt. Kajetan geht langsam wie schleppend durch die Tür. Saint Germain bleibt unbeweglich stehen, bis Kajetan in ekstatischer Erregung aus dem Laboratorium stürzt, ein Stück Gold in der Hand.*

Kajetan: Sei du ein Gott oder ein Teufel, aber es ist Gold, es ist Gold!

RICHARD DEHMEL: AUS „SCHÖNE WILDE WELT“

Die Hafenfeier

Vom stillen Hafen singt manch kleines Lied;
Hafen der Weltstadt, bist du jemals still?
O großer Braus der Unruhe, wenn schrill
werktags die Dampfbootschwärme, Fähren, Schlepper, Jollen
Signale kreischend durchs Sprühwasser tollen,
Rauchwolken durchs Gestarr der Maste rollen,
durchs Möwengetümmel um Schlot und Spriet.

Fremder, dann stehst du zuerst wie irr,
spürst nicht das Werk, das da wachsen mag,
nicht von den Werften herüber den Takt im Hammerschlag,
nur das Gekrach und Gerassel, Geklirr, Geschwirr,
und ziellos fragt dein Blick ins Gewirr:
wird je auf Erden noch Feiertag?

Bis du erschüttert vermeinst, daß eisenhart
die ganze Menschheit im Arbeitskleid
von allen Brückengeländern dir Antwort schreit;
und vor dem starken Schall der Gegenwart
verstummt dein Ruf nach ewiger Seligkeit.

*

Es wird noch manche Opferträne rinnen,
die leuchtender von Seele zu Seele brennt
als der erlauchteste Stern am Firmament;
doch immer wieder, wenn Sturm ein Wrack berennt,
wird Kapitän wie Trimmer erschüttert sinnen,
warum sie durch den quälenden Aufruhr treiben,
warum sie nicht im stillen Hafen bleiben.

Denn manchmal ist er still. Wenn mitternächtig
kein Hochbahnzug mehr über die Brücken fährt,
wenn sich, vom dunkeln Wasser kühl verklärt,
das Bordlaternenheer sternbilderprächtig
im Abgrund spiegelt, Funken tief bei Funken,
dann scheint das Himmelreich herabgesunken.

Dann winkt dir aus der todesstillen Flut
der Feiertag, seit jeher prophezeit:
da sinkt der Menschensohn vom Kreuz, da ruht
auf dem erstorbnen Erdball weit und breit
der Hauch der ewigen Seligkeit.

Den Auslegern

Man soll alles nehmen, wie es ist;
das Licht legt wirklich Gold auf den Mist.
Nimmt man es aber durch die Blume,
dann natürlich bis in die Wurzelkrume!
Da sitzt ein Kobold, der sich ins Fäustchen lacht
und aus übeln Düften Wohlgeruch macht.

Dichtersprache

Dichter kann man nicht ergründen;
seid nur, Freunde, recht erhoben!
Jede Flamme schlägt nach oben,

jeder Geist wird weiterzünden.
Durch den Rauch der Worte steigen
alle bis ins blaue Schweigen.

Reinertrag

Was wir sammeln, was wir speichern,
mag's die Erben noch bereichern,
einst vergeht's.

Nur der Schatz der Seelenspenden
wächst, je mehr wir ihn verschwenden,
jetzt und stets.

Jubiläumsverse

LILIENCRON

O Detlev, sechzig Jahre
ward dir Moral geleiert;
jetzt hast du graue Haare,
jetzt wirst du als der wahre
Jugendmusterknabe gefeiert.

WILHELM RAABE

Es geht eine Sage: Der alte Raabe.
Odins Vögel klagen auf seinem Grabe:
ach, gäbs doch heute in Deutschlands Gauen
mehr seinesgleichen und weniger Pfauen!

HEBBEL

Verzeih mir, Hebbel, deines Festes Störung;
ich will die Leute, die sich heut erfrechen,
dich als den ihren anzusprechen,
nicht unterbrechen,
nur endlich einmal aufschrein vor Empörung.

FREDERIK VAN EEDEN: EIN LITERARISCHES EXPERIMENT

Es ist mir lange Zeit ein ernstes Rätsel gewesen, wie es gekommen ist, daß ich eine der alleinstehendsten, am heftigsten angegriffenen und geschmähten Persönlichkeiten meines Vaterlandes geworden bin, obwohl ich mich ehrlich bemüht habe, meine Kräfte in der nützlichsten und wirksamsten Weise anzuwenden. Bis zu meinem zweiunddreißigsten Lebensjahre war ich in Holland ziemlich beliebt, beliebter als meine Zeitgenossen. Ich hatte tatsächlich keine Feinde. In meinem fünfundvierzigsten Jahre stand ich vollständig allein; alles, was ich tat, wurde lächerlich gemacht; alles, was ich schrieb, wurde heftig angegriffen; ob ich irgendwelche Anhänger hatte, kann ich nicht sagen, da sie sich vorsichtigerweise schweigend verhielten, und die wenigen, die vorgaben, meine Freunde zu sein, taten mir mehr Schaden als meine Feinde.

Die Leute sagten natürlich, es sei alles meine eigne Schuld. Zweifellos hatten sie recht. Wenn ich meine Popularität hätte bewahren wollen, hätte ich anders handeln müssen. Die Frage war nur, ob der Weg, den ich nach ihrem Wunsche gehen sollte, für mich der richtige war.

Mit bezug hierauf darf ich vielleicht von einem kleinen psychologischen Experiment erzählen, das ich gerade zu der Zeit anstellte, als der Stern der öffentlichen Gunst für mich unterzugehen schien, und das mich zu sehr merkwürdigen und lehrreichen Resultaten führte. Es gab mir ein für allemal eine erstaunliche Offenbarung über den Wert der literarischen Beurteilung und der öffentlichen Meinung.

Die ersten Männer, die sich gegen mich gewandt hatten, waren meine literarischen Freunde. Der be-

deutendste und einflußreichste unter ihnen, in der Tat der anerkannte Führer, der von vielen noch als Hollands größter Dichter angesehen wird, ist der Mann, von dem ich im vorigen Kapitel erzählt habe, daß er schließlich mein Patient geworden war. Ich will ihn X nennen.

X hatte augenscheinlich die Eigenschaften eines Genies. Er konnte schöne Verse schreiben und ausgezeichnete kritische Prosa. Er vertrat den revolutionären Geist in unserer ziemlich stumpfen, konventionellen literarischen Welt. Das große Publikum konnte ihn natürlich nicht würdigen, aber er war der Held einer kleinen auserwählten Schar unter der jüngeren Generation. Er und ich waren in demselben Alter, und er nannte mich seinen besten Freund. Ich wußte nicht, daß meine größere Popularität ihn bald auf mich eifersüchtig machen und veranlassen würde, eine Haltung kritischer Überlegenheit anzunehmen.

Nach einigen Jahren gemeinschaftlicher Arbeit bemerkte ich jedoch, daß es tiefe und wesentliche Unterschiede zwischen uns gab, welche niemals überwunden werden konnten und welche unvermeidlich zu einer Trennung führen würden. Obgleich er die große Persönlichkeit Percy Bysshe Shelleys als sein Ideal eines Dichters hochhielt, fehlten ihm doch vollständig Shelleys glühende Liebe für die Menschheit, seine feurige Leidenschaft für Recht und Gerechtigkeit, seine ethische Schönheit. Jene schönste Eigenschaft des Dichters, den prophetischen Ton, konnte ich in meinem Freunde nicht entdecken.

Ein Prophet sein heißt immer auch ein Moralist sein. Und der Moralist ist immer eine abscheuliche Sorte Mensch. Der übliche Moralist ist in der Tat der schlimmste Feind des wahren Propheten. Im jugendlichen Alter ist es außerordentlich schwer, die beiden voneinander zu unterscheiden, und noch schwerer ist es, die Behaup-

tung aufrechtzuhalten, daß wahre Moral in dem Propheten und in dem Dichter stecke, wenn man nicht die unangenehme und unsympathische Haltung eines Moralpredigers annehmen will. Der Nachteil meiner Stellung als ein Gegner von X lag darin, daß ich der Moralprediger war.

X glaubte von sich, daß er wie Nietzsche „jenseits von Gut und Böse“ stände. Das mag man so auffassen, daß der Dichter und der wahre Prophet es nicht nötig haben, die Moral der Menge zu berücksichtigen. So weit hatte er recht. Aber in diesem Falle mußte er zeigen, daß er seinen eigenen Maßstab sittlicher Vollkommenheit, die Kraft, sich auf sein eignes Sittengesetz zu verlassen, und den Glanz geistiger Schönheit besitzt, der die Menschheit vielleicht neue Wege führen kann. Ich konnte nichts Derartiges in meinem Freunde finden. Er leugnete jede Notwendigkeit der Beschränkung; die Bezeichnung „ein guter Mensch“ erklärte er für bedeutungslos; er pries den Haß gegenüber der Liebe; sein Leben war ein Prunken mit rücksichtslosem Egoismus und Ausschweifungen; er ertränkte sein wunderbares Talent im Alkohol. Und doch ließen ihn seine Bewunderer nicht im Stich. Im Gegenteil, seine Formlosigkeit imponierte ihnen nicht nur als ein Zeichen, sondern als ein Vorrecht des wahren Genies. Es ist die Neigung der Jugend, konventionelle Schranken zu durchbrechen und dem Propheten der Freiheit zu folgen.

Zuerst widersetzte sich ihm einer aus unserm Kreise, einer der besten. Er wurde mit einem Strom von Schmähungen in wilden, leidenschaftlichen Versen belohnt. Wir andern kannten den Ursprung des Streites nicht genau und glaubten an X, der uns sagte, daß man ihm grausam unrecht getan habe. Aber es war sehr auffallend, daß er von dieser Zeit an seine Haltung als Kritiker änderte und jede Zeile jenes andern Dichters, der mit

ihm zu streiten gewagt hatte, verurteilte und lächerlich machte.

Dann fühlte ich, daß ich an die Reihe kam. Ich fuhr fort, in unserer Zeitschrift über das zu schreiben, was ich für recht und wahr hielt. Und ich fühlte, daß durch X' Einfluß ein Geist der Feindseligkeit erwacht war. Stillschweigend wuchs eine Spannung um mich herum. Man deutete mir an, daß sich in unserm literarischen Kreise die allgemeine Stimmung mir gegenüber geändert habe. Ich erwartete einen Angriff und hielt es für das klügste, ihn selber zu machen.

Ich schrieb einen ziemlich scharfen kritischen Artikel gegen mich selbst. Er war ganz ernst gemeint. Jeder Schriftsteller kann das tun. Wir alle haben unsere Stimmungen der Selbstvorwürfe, der Selbstkritik, in denen wir zitternd vor dem Richterstuhl unsers eignen Gewissens sitzen.

Ich schrieb ohne Mitleid, streng und unbeugsam. Ich zerlegte meine innersten Beweggründe; ich verglich meine Bekenntnisse mit meinen wirklichen Taten, meine hohen Ideale mit meinen erfolglosen Unternehmungen. Ich schrieb wie ein wohlwollender Freund, der mich zwar nicht schonte, aber doch an mich glaubte und wollte, daß ich das wäre, was ich selbst zu sein wünschte. Ich schrieb nicht in mutloser oder krankhaft verbitterter Stimmung, und so war nichts in meinem Ton von jenem tödlichen Gift des Zweifels oder Mißtrauens, das manchmal anscheinend liebenswürdig geschriebene Zeilen lähmend und mörderisch macht. Es war die Art von Kritik, die, wenn sie auch anscheinend hart war, mich doch erfreut und die ich willkommen geheißen hätte, wenn sie von irgendeinem anderen gekommen wäre. Außerdem war sie gut geschrieben, ein sehr anständiges Stück klarer, fließender Prosa.

Durch die Vermittlung eines Mitschuldigen im Haag

schickte ich diesen Artikel unter dem angenommenen Namen Lieven Nyland mit einem höflichen Brief an unsere Zeitschrift.

Die Redaktionssitzung unserer Zeitschrift, in der der Artikel in meiner Gegenwart besprochen wurde, war für mich außerordentlich und köstlich amüsant. Man nahm die Sache sehr ernst, als eine sehr unangenehme Angelegenheit für mich, und tat, was man konnte, um den Schlag abzuschwächen. Doch war es nur zu klar, daß sich alle Anwesenden über dieses Schriftstück viel mehr freuten, als sie mir gerne zeigen wollten.

„Ziemlich unverschämt," sagte der eine, „uns das zu schicken."

„Nicht einmal so schlecht, was den Stil anbetrifft," sagte ein anderer mit einem Blick auf mich, um zu sehen, ob ich mich durch dieses teilweise Lob meines vermutlichen Feindes verletzt fühle.

„Je von dem Manne gehört?" fragte X. Aber niemand wußte etwas von ihm. „Natürlich werden wir es nicht nehmen," fuhr er fort.

„Warum nicht?" wagte ich zu bemerken.

„Du willst doch nicht sagen, daß du zustimmen würdest, wenn wir diesen Artikel bringen wollten?" sagte X aufs äußerste erstaunt.

„Sicherlich stimme ich dafür. Es ist eine sehr gute Arbeit."

„Das ist vortrefflich! Das ist wirklich vortrefflich!" riefen sie alle.

Der Artikel wurde zu allgemeiner Befriedigung angenommen, wobei meine Befriedigung einer ganz andern Ursache entsprang, als sie vermuteten, und die ihrige sich unter einer angenommenen Miene höflicher Entrüstung und Opposition verbarg. Ich bin ganz sicher, daß sie damals nicht an die Aufrichtigkeit meiner Zustimmung glaubten. Sie hielten sie entweder für eine

Kriegslist, die sie veranlassen sollte, den Artikel abzuweisen, oder für Affektation und geheuchelten Edelmut. Das war sicherlich bei X der Fall, denn von dieser Zeit an ist es immer seine Taktik gewesen, mich als einen Heuchler darzustellen, als einen Prediger, einen Poseur und sehr eitlen Menschen. Auf diese Art konnte er meine gefährliche Aufrichtigkeit immer weg erklären.

Als die Nummer der Zeitschrift mit dem Artikel an sehr auffallender Stelle herauskam, hatte ich ganz für mich allein eine sehr vergnügliche Zeit. Niemand außer meinem Mitschuldigen im Haag, nicht einmal meine eigne Familie, kannte das Geheimnis. Jedermann erwartete, daß ich durch einen so heftigen Angriff in meiner eignen Zeitschrift sehr bedrückt und niedergeschlagen sein müßte.

„Wie gut Sie es tragen," sagte man zu mir. „Aber es ist eine fürchterliche Schande für Ihre Redaktion, daß sie das Ding drucken ließ. Es ist gemein und verräterisch."

„Aber ich habe selbst meine Einwilligung dazu gegeben."

„Natürlich. Sie würden sich nicht widersetzen. Aber die andern hätten es zurückweisen müssen. Es ist eine wahre Schande."

Dann fragte ich so viele Leute wie irgend möglich, selbst meine Patienten in der Klinik, ob sie den Artikel gelesen hätten und was sie darüber dächten. Die Notizen, die ich mir über die Antworten machte, bildeten eine sehr interessante und lehrreiche Sammlung. Die meisten Leute glaubten mich zu erfreuen, wenn sie sagten, daß es ein abscheuliches und wertloses Schriftstück sei. Es sei ihnen klar, daß der Verfasser nicht einmal die Sprache beherrsche, daß er ein arroganter, unwissender, gefühlloser, roher Mensch und daß dieser Artikel Schund sei. Unter allen Lesern fand ich nur einen,

dessen Urteil ehrlich und richtig war. Dies war ein junges Mädchen von achtzehn Jahren, durchaus nicht literarisch gebildet und, soweit mir bekannt war, meiner Person und meinem Werke nicht abgeneigt. Sie allein überraschte und erfreute mich, indem sie einfach sagte:

„Sie müssen meine Offenherzigkeit entschuldigen, Doktor, aber ich halte den Artikel für sehr gut. Der Mann meint es gut, und an Ihrer Stelle würde ich ihm dankbar sein. Und ich halte den Artikel für ausgezeichnet geschrieben. Es ist eine glänzende Kritik, und ich kann es wohl verstehen, daß Sie sie nicht zurückgewiesen haben."

Ich schüttelte ihr warm die Hand und sagte: „Das ist das beste Lob, das ich je im Leben erhalten habe." Dann erzählte ich ihr, daß ich der Verfasser sei.

Allen andern gegenüber bewahrte ich jedoch sorgfältig das Geheimnis. Da ich die Blindheit und Unaufrichtigkeit so vieler erkannt hatte, deren Urteil ich bis dahin schätzte, beschloß ich, den Streich noch etwas weiter zu spielen.

Ich hatte ein neues Werk im Manuskript fertig, ein Gedicht in Prosa, jetzt unter dem Titel „Johannes Viator der Wanderer" gut bekannt. Es war in einem neuen Stil verfaßt und allem, was ich bisher geschrieben hatte, gänzlich unähnlich. Es war eine kraftvolle und umfassende Verteidigung meiner Ansicht über die moralische Mission des Dichters. Es hatte den prophetischen Klang und stand in direktem Gegensatz zu der Ansicht und Haltung der X und seiner Anhänger.

Aus diesem Werke wählte ich zwei Kapitel, die für das Buch als Kunstwerk charakteristisch waren, aber noch nicht seine ganze Tendenz entfalteten, und schickte sie an X, den Schriftführer unserer Redaktion, als Beitrag zu unserer eignen Zeitschrift. Ich benutzte wieder den angenommenen Namen Lieven Nyland und handelte wieder durch die Vermittlung meines Mitschuldigen im

Haag. Bald darauf erhielt ich einen Brief von X, der mir mitteilte, daß er einen Beitrag von meinem Feinde Lieven Nyland erhalten habe, daß dieser Mann sich als ein sehr bemerkenswerter Schriftsteller erweise und daß sein Werk vortrefflich sei. Er hoffe, daß meine persönlichen Gefühle mich nicht veranlassen würden, mich der Veröffentlichung zu widersetzen, obgleich der Beitrag von einem Manne käme, der mich so rücksichtslos behandelt habe. Er erwarte, daß ich nachsichtig und großmütig sein würde. Ich bat ihn in meiner Erwiderung, mir das Manuskript zu schicken. Sobald ich es erhalten hatte, verschloß ich es und verhielt mich schweigend. Ich wußte genug.

Bei der nächsten Redaktionssitzung gab es einen Aufruhr.

„Hast du das Lieven-Nyland-Manuskript, das ich dir schickte, nicht erhalten?“ fragte X.

„O ja,“ sagte ich gleichgültig.

„Nun, und wo ist es?“

„Wo es ist? Ich nehme an, in den Händen des Verfassers.“

„In den Händen des Verfassers? Was soll das bedeuten? Wir brauchen es.“

„Ich bin nicht der Ansicht,“ erwiderte ich.

„Du magst so denken, aber du bist natürlich voreingenommen. Es ist in der Tat ein sehr gutes Werk, und du hattest nicht das Recht, es zurückzuschicken.“

Alle andern drückten ihr Mißfallen über mein eigenmächtiges und willkürliches Benehmen aus.

„Nun, meine Herren, wenn Sie das Werk für so wertvoll halten und es so gern für unsere Zeitschrift haben wollen, dann sollten Sie den Versuch machen, es von dem Verfasser zurückzuerhalten.“

Danach verließ ich die Sitzung.

Mein Mitschuldiger im Haag war eine Dame; sie hatte

für die Lieven-Nyland-Korrespondenz ihre eigne Adresse angegeben. Eines Morgens, als sie aus dem Fenster blickte, sah sie zu ihrer großen Bestürzung, wie des X wohlbekannte Gestalt, von einem ergebenen Freunde begleitet, die Straße herab auf ihr Haus zukam. Sie hatte noch gerade Zeit, sich zu verbergen und dem Diener den Befehl zu geben, wenn die Herren nach Herrn Nyland fragen sollten, zu sagen, daß Herr Nyland verreist sei.

Die Herren fragten in der Tat nach Herrn Nyland; sie fragten, welche Stellung er einnehme, womit er sich beschäftige; sie wollten wissen, wo er sei und wann er zurückkommen würde. Der Diener konnte ihnen nur spärliche Auskunft geben und sicherlich nicht den Gegenstand aushändigen, nach dem sie kamen, nämlich das so sehr ersehnte Manuskript. Zuletzt gingen sie enttäuscht fort, und meine Mitschuldige verließ ihr Versteck.

Bei unserer nächsten Redaktionssitzung sagte ich X, daß er Zeit und Geld verlieren würde, wenn er versuchte, Herrn Nyland und seinem Manuskripte nachzujagen, da Lieven Nyland ein von mir selbst angenommener Name sei. Ich sagte ihm, daß das Manuskript sicher verschlossen in meinem Pulte liege und ich keine Neigung verspüre, es in unserer Zeitschrift zu veröffentlichen.

Die Wirkung meiner Worte war sehr merkwürdig. Im ersten Erstaunen machte X es sich nicht klar, daß er sich vollständig bloßgestellt und daß ich ihn sozusagen in der Tasche hatte. Sein erstes Gefühl war Bewunderung für den wohlgelungenen Streich. Er klopfte mich auf die Schulter und sagte ganz aufrichtig: „Ausgezeichnet! Famos von dir.“ Und in unwillkürlichem Gehorsam ihrem Führer gegenüber beglückwünschten mich auch alle andern sehr herzlich.

Dies war die letzte Redaktionssitzung, die ich besuchte.

Bald genug fing X. an einzusehen, wie sehr er bei dem

Spiel den kürzeren gezogen hatte. Ich glaube, er erwartete, daß ich die ganze Geschichte veröffentlichen und ihn und seine Anhänger lächerlich machen würde. So etwas war mir jedoch nie in den Sinn gekommen. Was ich tat, tat ich zu meiner eignen Belehrung. Ich hatte das erfahren, was ich nötig hatte. Ich hatte die reinste Kritik meines Werkes erhalten, die ich mir wünschen konnte, und ich hatte einen klaren Einblick in den Gemütszustand des X erhalten. So nahm ich einfach meine Entlassung als Herausgeber der Zeitschrift und veröffentlichte mein Buch auf eigne Rechnung. Die Wahrheit über den Lieven-Nyland-Vorgang wurde nur den wenigen unmittelbar damit in Beziehung Stehenden bekannt.

Und dann — und das ist der schlimmste Teil der Geschichte —, als X sich wieder sicher fühlte und sah, daß ich meine Stellung nicht ausnutzte, füllte er eine ganze Nummer der Zeitschrift mit den gemeinsten und heftigsten Schmähungen über mich und mein neues Buch.

EMMY VON EGIDY: EIN SCHULAUFSATZ

Doktor Kleeberg legte einen Stoß Hefte vor sich hin, nahm das Augenglas ab und putzte es, während er mit zusammengekniffenen Augen über seine Obersekunda hinblitzte. Es war die Stunde, in der die Ferienaufsätze zurückgegeben werden sollten. Unruhe kam über die Schüler. Einzelne konnten nicht mehr stillsitzen, Köpfe bewegten sich hin und her, man suchte die Blickrichtung des Lehrers zu ergründen, man sah sich an, man hustete, man nahm sich zusammen. Doktor Kleeberg pflegte die beste Arbeit zuerst zu nennen. Aber er hatte keine Eile damit: er putzte ausführlich an seinem Glase, legte die Hefte zurecht, legte sie aus-

einander, nahm eines heraus, besah sich die Aufschrift, wartete noch einige Augenblicke und sagte endlich laut und kurz: „Werner."

Ungefähr aus der Mitte der Klasse schoß ein Junge in die Höhe, schlank, mittelgroß, dunkelblond mit hellbraunen Augen, die groß und erstaunt, fast erschrocken auf den Lehrer blickten.

„Wiederholen Sie mir das Thema."

„Ein Wort Hamlets."

„Welche Anleitung gab ich Ihnen dazu?"

„Wir sollten einen Ausspruch Hamlets wählen, an dem wir eine seiner bedeutungsvollsten Eigenschaften erklären könnten, und wir sollten diese Eigenschaft möglichst an einem Beispiel aus dem Leben erläutern."

„Aus wessen Leben?"

„Aus dem Leben unserer Zeit; selbst erlebt, mit angesehen, gelesen oder gehört — auch erdacht."

„Welche Eigenschaft Hamlets haben Sie gewählt?"

„Die Vornehmheit."

„Warum?"

„Weil sie mir am besten gefällt."

„Was verstehen Sie unter Vornehmheit?"

Bis jetzt waren die Antworten des Schülers schon langsamer gekommen als die Fragen des Lehrers, nun aber entstand eine richtige Pause, bis nach mehrmaligem Ansetzen Werner endlich sagte:

„Unter Vornehmheit verstehe ich: Hamlet — eben das — was ich geschrieben."

„Seit wann wissen Sie das alles?"

Jetzt hob Werner den Kopf höher, er wurde langsam rot, ohne zu antworten sah er groß und unwillig den Lehrer an.

„Gut, gut — lenkte Kleeberg ein — ich weiß nun, daß Sie sich über die Aufgabe ganz klar waren. Kommen Sie her; Ihre Arbeit ist die beste, lesen Sie!"

Nur mit halbem Bewußtsein trat Werner aus der Bank, der Boden schwankte seltsam unter seinen Füßen, er griff falsch, als er sein Heft in die Hand nehmen sollte, seine Stimme war tonlos und klang ihm selbst fremd in die Ohren, während er das Zitat las, über das er geschrieben: Hamlet übergibt dem Polonius die Sorge um die Schauspieler. Erst bei den letzten Worten raffte er sich zusammen und sagte deutlicher: „Behandelt jeden Menschen nach seinem Verdienst und wer ist vor Schlägen sicher? behandelt sie nach eurer eigenen Ehre und Würdigkeit: je weniger sie verdienen, desto mehr Verdienst hat dann eure Güte. Nehmt sie mit.“ Und ohne Pause fuhr er schnell fort:

„Behandelt sie nach eurer eigenen Ehre und Würdigkeit! Dies ist das Gebot der Vornehmheit. Für den vornehmen Menschen gibt es keinen anderen Maßstab als allein den Grad seiner Ehre, die Höhe seines Selbst. Es gibt gewissermaßen für ihn nichts anderes in der Welt. Auch kein anderer Mensch steht ihm näher als seine eigene Würde. Wenn er sich vornehm verhält, so tut er das um seiner selbst willen, nicht um des andern willen. Er hat eigentlich gar keine Beziehung zu dem anderen. Er kann an ihm nur seine eigene Ehre und Würdigkeit beweisen. Dazu braucht er ihn. Er findet einen Maßstab nur in sich, und er kann sich nicht bequemen, von diesem Maßstab abzuweichen. Das Härteste wäre für ihn, daß stärkere Umstände als er selbst ihn zwingen könnten, anders zu handeln, als es seiner eigenen Würdigkeit entspricht; und nur das zweite Härteste, wenn er nach der geringeren Ehre eines anderen behandelt würde.

Ein erläuterndes Beispiel dazu aus unserer Zeit wäre:

Ein Gutsherr geht durch einen Wald. Ihm begegnet ein altes Mütterlein, das sich mit einer Last Holz



Otto Flake

IV



Willi Handl

plagt. Sie hat den Korb abgestellt und kann ihn nicht auf den Rücken zwingen, ängstlich, scheu, mit zitternden Händen steht sie neben dem Korbe. Man kann ihr das schlechte Gewissen am Gesicht ablesen. ‚Na wartet, Frauchen, ich will Euch helfen,‘ sagt freundlich der Gutsherr und legt die Hand an den Korb.“

In diesem Moment fiel in der Klasse mit großem Geräusch ein Buch zu Boden. Werner schrak zusammen, unwillkürlich sah er nach der Richtung, aus der der Lärm kam. Ein Schüler bückte sich dort, das Buch aufzuheben, mit hochrotem Kopf tauchte er unter der Bank auf. Werner starrte auf ihn hin, das Heft hatte er geschlossen, schon machte er eine Bewegung, auf seinen Platz zurückzutreten, da hielt ihn ein lautes ‚Weiter‘ des Lehrers auf. Er blieb stehen, stotternd nur las er:

„Bald ist die Last gehoben und mit knixendem Dank entfernt sich die Alte humpelnd. Etwa nach einer Viertelstunde begegnet dem Gutsherrn sein Förster. Zu diesem sagt er, er verlange durchaus eine bessere Aufsicht, er habe eben die Glunkenhanne getroffen mit einer großen Last Holz, es seien Scheite dabei gewesen, die sie aus den Stößen gezogen haben müsse. Vor ein paar Wochen sei ihr die Holzkarte abgenommen worden wegen einer solchen Sache; nun wage sie sich sogar ohne Karte in den Wald zum Stehlen. Für diesmal solle es ihr ungestraft durchgehen, weil er sie selbst gesehen und nichts gesagt habe, denn er sei nicht da, um die Leute beim Stehlen zu ertappen. Von seinem Förster aber verlange er bessere Aufsicht und Ordnung.

Dieser Gutsherr tat, was Hamlet von Polonius verlangte: er behandelte das alte Weib nach seiner eigenen Ehre und Würdigkeit, nicht nach ihrem Verdienst. Hätte er sie nach ihrem Verdienst behandelt, so hätte

er sie verhaften müssen und der Strafe übergeben. Ihm aber gebot seine eigene Würdigkeit, einem zerlumpten alten Weibe, das sich mit einer zu schweren Last quält, behilflich zu sein, und danach handelte er, obwohl er sah, daß diese allzu schwere Last sein ihm gestohlenes Eigentum war. Was veranlaßte ihn dazu? etwa Nächstenliebe? Mitleid mit der Frau? oder das Gebot: ‚so dir dein Nächster einen Schlag gibt auf die rechte Backe, so halte ihm auch die linke hin.' Nichts von alledem. An die alte Frau dachte er wahrscheinlich gar nicht. Es war in ihm eine ganz natürliche Regung, zu tun, als sei alles in Ordnung, weil es seiner Ehre nicht entspricht, daß gestohlen wird. Die Peinlichkeit für ihn selbst, einer Beschämung der Alten zuzusehen, wäre so groß, wäre gewissermaßen unvereinbar mit seiner Würde, also darf sie nicht stattfinden. Gewiß ist es schlimm, daß sein Holz gestohlen wird, und auch das könnte, abgesehen von der Schädigung, seiner Ehre zu nahe treten, aber schlimmer ist für ihn, die schlechte Tat zu sehen. Deshalb zieht er den Blick von dieser Tat ab, und sie ist nicht vorhanden. Ja noch mehr: seine eigene untadelhafte Würde hat einen solchen Grad an Reinheit, daß es ihr innewohnt, sich ausstrahlend mitzuteilen, in ihr ist etwas Auslöschendes, Vergebendes. Durch die eigene gute Handlung — hier seine Hilfeleistung — vermag er die geringe Handlung ganz zunichte zu machen.

Eine ähnliche Auffassung ausstrahlender Vergebung des höchst würdigen Menschen hatten auch die Römer: der Verurteilte, der auf seinem Todeswege dem Flamen Dialis begegnete oder einer Vestalin, war begnadigt. Der Aufenthalt im Tempel, die Nähe des Gottes, entsühnen den Verbrecher."

Weiter war in dem Aufsatz ausgeführt, wie Hamlet selbst, seiner Anweisung entsprechend, im Verkehr mit

Untergebenen, Abhängigen, von besonderer Zartheit und Rücksicht sei, weil gerade diesen von seiner Würde viel zugelegt werden müsse, bis sie mit ihm auf einer Stufe seien. Je größer der Abstand, um so gütiger Hamlets Verhalten.

Nach und nach hatte sich Werners Stimme immer mehr gefestigt; er las zuletzt, von seinem Gegenstande gefesselt und daran ganz verloren, gut und ausdrucksvoll. Doktor Kleeberg ließ nur selten seine Augen von dem lesenden Schüler über die zuhörende Klasse gleiten. Er hatte an dieser Arbeit eine der größten Überraschungen erlebt, die ihm seine Lehrtätigkeit noch gebracht. Deshalb auch hatte er Werners Arbeit an die Spitze der drei besten gestellt, etwas ungerecht, denn jedenfalls waren die beiden nach diesem verlesenen Aufsätze stilistisch besser, umfangreicher und viel mehr der üblichen Art entsprechend. Der Lehrer sprach am Schluß der Stunde seine Freude darüber aus, drei so gute Arbeiten zurückgeben zu können. Er ordnete für die nächste Deutschstunde eine allgemeine Diskussion an über die Gedanken, die darin enthalten; die Schüler sollten sich dafür vorbereiten, ohne untereinander ihre Einwände vorher auszuplaudern. Im Hinausgehen rief er noch Werner zu sich ins Lehrerzimmer.

Die Klasse blieb in ziemlicher Aufregung zurück: die Reihenfolge der Arbeiten wurde lebhaft besprochen und ungerecht gefunden; die wenigsten waren Werners Gedankengang gefolgt, so fremd wie er selbst erschien ihnen auch diese Arbeit. Als er wieder in die Klasse trat, sagte eben einer der Jungen laut: „Ein schöner Dummkopf, dieser Gutsherr, hilft der Alten auch noch die Kiepe auf den Rücken nehmen!“ Gelächter folgte. Werner warf einen hastigen Blick auf Job Elchhausen, der vorhin das Buch hatte fallen lassen, der aber blätterte

jetzt in seinen Heften, unberührt von den Gesprächen der anderen. Da setzte sich Werner stumm auf seinen Platz, und den Kopf in beide Hände gestützt, wartete er, wartete mit Herzklopfen die ganze letzte Stunde hindurch auf den Schulschluß. Einer der ersten stürmte er die Treppe hinunter und stellte sich am Ausgang auf. Fast als letzter erschien Job Elchhausen, vertieft in ein Gespräch mit einem anderen, und ging an ihm vorüber, ohne ihn zu sehen.

Sonst waren sie, seit sie beide bei Frau Walder in Pension waren, stets zusammen gegangen. Heute schlich Matthias Werner auf einem Umweg allein nach Hause. Er kam zu spät zu Tisch. Gerade als er den Löffel in seine Suppe tauchte, fragte Frau Walder, wie die deutschen Aufsätze ausgefallen seien. „Matthias hatte den besten," sagte schnell und kühl Job. Es wurde ihm gratuliert, die Hausfrau fragte nach Einzelheiten; die drei jüngeren Schüler wollten wissen, wie ihm zumute gewesen, als er vorlesen mußte. Job schwieg zu allem.

Nach Tisch klopfte Matthias an des Freundes Tür und blieb dann, ohne etwas sagen zu können, mitten im Zimmer stehen; er sah nur stumm und bittend auf Job, der wie zerstreut auf seinem Arbeitstisch die Dinge hin und her schob.

„Es hat dich gekränkt, daß ich das in den Aufsatz gebracht?" fragte endlich Matthias.

„Ich kann nicht dulden, daß Schüler ihre Witze über das Tun und Lassen meines Vaters machen," antwortete Job nach einer Pause.

„Aber ich habe doch nur Gutes gesagt, wenn es die Jungen nicht verstehen — Kleeberg hat es verstanden."

„Verzeih, aber du hast auch nichts Gutes über meinen Vater zu sagen, er tut, was er tut, weil er es tut; nach Gründen hat niemand zu suchen."

„Wenn ich einer von euch wäre, ein Adliger, so

würdest du nichts dabei finden?" fragte vorsichtig Matthias.

Job lachte verlegen: „So einer würde so etwas nie schreiben."

„Warum nicht?"

„Wir sind so, deshalb brauchen wir es nicht zu wissen, wir machen uns darüber keine Gedanken."

„Ich aber mache mir Gedanken darüber und fühle doch genau so." Ein leichter Ton von Hochmut lag in Werners Stimme, er hob den Kopf. Job zuckte die Achseln. „Kränken will ich dich nicht, Matthias."

„In meinem Denken kannst du mich auch gar nicht kränken!"

Der Freund streifte ihn mit einem flüchtigen Blick. Da trat Werner schnell einen Schritt näher: „Doch" — rief er — „doch es kränkt mich, daß du glaubst, ich wisse nicht, wie das sei: Dein Vater ist ein Edelmann, und was er tut, kann nur besprochen werden von seinesgleichen, so denkst du. Und du findest mich anmaßend. Und ich verstehe, daß du so denken mußt und finde es richtig. Aber — es gibt noch ein anderes. Der Edelmann ist nicht das letzte. Es gibt noch einen weiteren Kreis, einen höheren und wichtigeren. Dahinein gehört, was dein Vater damals tat. Es ging da etwas vor, das viel wichtiger war als der Moment, in dem es geschah; viel wichtiger auch als wir alle drei, als der, der es tat, und wir beide, die es sahen. Uns allein gehört das gar nicht. Es war eine Idee, die sich einmal, vielleicht dies eine Mal nur, zeigte, verkörperte, so verkörpern mußte. Und neben der Idee verschwindet der Träger vollständig, obwohl er natürlich so wichtig ist, daß die Idee sich ohne ihn nicht verkörpern könnte — versteh' das nur — verstehe doch nur!" Er erregte sich mehr und mehr bei

dem Versuch, sich verständlich zu machen. Der andere blieb unbewegt kühl und stumm.

„Nein, du verstehst mich nicht!“ sagte endlich mit bebender Stimme Matthias und ging zur Tür. Dort aber wandte er sich noch einmal und sagte mit einem hochmütigen Aufwerfen des Kopfes: „Übrigens erinnere dich bitte daran, daß auch die jungen Römer ihre Redekunst übten in öffentlicher Anklage berühmter Männer.“ Damit schloß er die Tür.

OTTO FLAKE: BESUCH IN DER STADT

An dem Tage, an dem der kleine Karl vier Jahre alt wurde, nahm die Mutter ihn zum ersten Male mit in die Stadt. Dieses Wort war ihm vertraut; jedesmal, wenn die Mutter es aussprach, wußte er, daß sie nun weit, weit gehen und lange fortbleiben würde; sie kehrte dann immer mit dem Vater zurück und beide hatten Pakete in der Hand, die auf den Tisch kamen oder in die Büchsen auf dem Gesims in der Küche verteilt wurden. Abends zeigte die Mutter ihm ferne Lichter, die unten in der Finsternis glänzten, und so war die Stadt etwas Dunkles, in dem helle Punkte strahlten, etwas Geheimnisvolles, zu dem man in die Tiefe hinabsteigen mußte.

Die Mutter hatte ihr Kapotthütchen mit den kleinen blaufunkelnden und nickenden Blättchen auf, das ihm so schön erschien, und nahm ihn an der Hand. Sie schritten die Straße hinab; als die Ecke kam, wo die weiße Mauer des Galgenbanns ein Ende nahm und in die Felder einbog, faßte er ihre Hand fester, hier hörte das Bekannte auf, nun mußte das Dunkle bald kommen. Er war erstaunt, als es sich nicht zeigen wollte, er begann zu fragen und enttäuscht zu werden. Die Mutter wollte ihn ablenken und sagte:

„Du weißt, was über dem Sofa hängt, Vaters Bild, nicht wahr?“ Er nickte. „Nun siehst du, dort wohnt der Mann, der es gemacht hat,“ und sie zeigte auf ein Haus, das inmitten der Kleefelder, ein wenig abseits lag; es war der erste Fühler, den die Stadt vorstreckte. Karl sah einen seltsamen Aufbau auf dem Hause, er war hoch, ganz aus Glas und mit weißen Vorhängen dicht verschlossen.

„Dahinter macht er das Bild,“ fuhr die Mutter fort. „Du stellst dich vor einen kleinen Kasten, der auf langen Spinnenfüßen steht, und siehst hinein, und wenn du lange genug hineingesehen hast, bleibt dein Bild darin.“

„Meines?“ fragte Karl, und wollte wissen, wann das geschähe.

„Bald, ich muß nur noch ein bißchen sparen,“ sagte Frau Käthe.

In der Stadt standen Häuser, die ganz anders aussahen als die Gebäude des Galgenbanns. Das Grün war winzig und in ein kleines Vorgärtchen eingesperrt, aber dahinter erhoben sich rote Wände mit vielen Fenstern. Vor dem einen, das ein Türmchen hatte und darauf eine Fahne, die im Winde flatterte, blieb die Mutter stehen. Plötzlich sah Karl hinter einem Fenster den Vater winken; sie drückten das Gitter auf und gingen in das Haus hinein, eine Tür öffnete sich und gab den Blick auf zwei Pulte frei; an dem einen stand ein fremder Mann und schrieb. Der Vater hob Karl in die Höhe und küßte ihn, der Mann trat hinzu und sagte:

„Also das ist das Freitagskind! Nun, Kleiner, hast du auf dem Dach die Fahne gesehen? Die haben wir aufgesteckt, weil du Geburtstag hast.“

Alle lachten, aber Karl barg sich hinter der Mutter; der Mann gefiel ihm nicht, er sah nicht so fein wie

der Vater aus, er hatte eine Joppe, einen wildwachsenden Vollbart und eine rote Nase, und er sprach lärmend und mit einer Freundlichkeit, die das Kind wohl als gemacht empfand. Es fühlte auch, daß die Mutter ihn nicht mochte, sie sah ihn, wie es ihre Weise war, kaum an, als er einen Stuhl herbeiholte und sie zu unterhalten begann.

Er hatte zwei Schreibärmel an; der Vater trug das nicht, sondern einen kurzen Rock mit vielen Tintenflecken; diesen zog er nun aus, und erst, als er seinen Gehrock an hatte, kam er Karl wieder vertraut vor; der Vater hatte auch nicht vergessen, die Hände zu waschen.

Frau Käthe hatte sich schon zur Tür gewandt, der Vater stand noch bei dem Mann und wechselte einige leise Worte mit ihm.

„Heute geht es wohl nicht," sagte er.

„Warum denn nicht?" antwortete der Mann in der Joppe und trat mit einer schmeichlerischen Höflichkeit und die Hände reibend auf die Frau zu:

„Sie entziehen uns Ihren Mann soviel," sagte er, „keiner der Herren läßt sich weniger sehen, wenn man abends im Kreis der Freunde ein Glas Bier trinken will."

„Sie wissen, Herr Aktuar," antwortete sie mit Zurückhaltung, „daß ich meinen Mann niemals abhalte, und ich sehe ihn manchen Abend nicht."

Der Aktuar gab das Spiel nicht verloren:

„Wie wäre es mit heute abend, verehrte Frau, wir haben eine wichtige Sitzung des Veteranenbundes, auch Sie sollten sich einmal unter unseren Damen sehen lassen."

Sie machte ein fast verächtliches Gesicht, als er von dem Bunde sprach:

„Die Herren haben so viele Vereine," sagte sie. Sie sah ihren Mann an. Er hatte an ihrem Blick gehangen, als hätte er ihn gesucht; es war keine Strenge darin. Er nahm seine Brille ab und enthüllte seine weichen

Augen, die den farblosen Ausdruck der Kurzsichtigen annahmen, und während er die Gläser putzte, sagte er:

„Nein, Müller, es ist heute, am Geburtstag meines Kindes, besser, wenn ich zu Hause bleibe.“

Müller trat einen Schritt zurück und gab sich Mühe, zeremoniell zu werden.

„Ganz wie Sie wollen,“ erwiderte er.

Als das Gittertor hinter ihnen ins Schloß gefallen war, sagte die Mutter zu dem Kinde:

„Nun gehen wir in die Konditorei und wollen Schokolade trinken.“

Die Konditorei lag am Ende der Straße, es war ein weißes Haus, das ein wenig vorsprang und die Ecke abschloß. Was konnte einfacher sein, als geradeaus gehen und ankommen? Aber der Mann überflog die Straße mit einem Blick und dachte, es würde für ihn wie ein kurzer Gang durch die Hölle. Zwei Herren kamen in kurzem Abstand auf dem Stege daher. Der eine war ein kleiner Mann mit einem stechenden Blick. Er faßte das Paar ins Auge und machte keine Anstalten, dem Gruße, der ihm sicher war, um der Frau willen zuvorzukommen. Diesem Menschen, stand auf seinem Gesicht geschrieben, mußte man zu verstehen geben, daß ein Rechnungsrat sein Vorgesetzter war. Der andere Herr trug die Offiziersuniform der bayrischen Chevaulegers; auch er war ein Vorgesetzter, der Regierungsrat in Brenners Büro. Er umfaßte die Frau und das Kind mit einem forschenden Blick, dann führte er die Hand an die Mütze und grüßte ritterlich. Das erstemal knirschte Brenner mit den Zähnen und sagte: „Plebejer“, das zweitemal schwieg er, aber er brütete über dem Blick des Regierungsrates nach. Er war so geistesabwesend, daß er auf der Straße einen Nagel abzukauen begann.

Die Konditorei hatte keine Spiegelscheiben, an ihre

Fenster waren wie in einem richtigen Wohnzimmer weiße Gardinen gespannt. Vor schwarzen Lederbänken standen weiße Tischchen, ein Landmädchen mit roten Backen kam aus der Küche und trug die Schokolade herein. Karl sah sie von weitem auf dem silbernen Tablett dampfen, dann stand die Mutter auf und holte auch Kuchen am Ladentisch. Der Vater fuhr aus seinen Gedanken auf; er sah seinen Sohn an und sagte: „Er soll es einmal anders haben.“ Karl sah, wie die Finger der Mutter über die Hand des Vaters glitten, die auf dem Sofa lag; aber er mußte die Augen verdrehen, um es sehen zu können, denn er schlürfte die heiße Schokolade, indem er sich dicht auf die Tasse beugte.

Durch die Scheiben sah man auf der anderen Seite ein Haus; es war nicht schön, der Backstein war rußig, und es hatte viele Balkone.

„Karl,“ sagte die Mutter, „siehst du den Balkon ganz oben? Da haben wir gewohnt, als du noch ganz klein warst und noch nicht laufen konntest. Aber eines Tages, während ich in der Küche war, bist du mit einem Male vom Teppich aufgestanden und hast gehen können, und das hat dich so fröhlich gemacht, daß du kleine Schreie auszustoßen begannst; als ich hereineilte, liefst du um den Tisch herum, immer schneller, ganz rasend und wie trunken von der Lust, dich zu bewegen, ganz verwegen und wild, wie ein kleiner Besessener, so daß ich Angst bekam und meinte, du könntest nicht mehr still stehen, bis dein kleines Leben sich verzehrt hätte.“

Karl hörte verträumt zu, und die Mutter wollte wissen, ob er sich erinnerte. Aber er wußte gar nichts mehr von der Stadt. Die Einsamkeit draußen hatte alle Bilder in ihm gelöscht und mit ihrem Bild allein gefüllt, das formlos scheint und doch ein Inhalt ist.

Das Herrenhaus war damals schon grau und verwittert, und wenn im Winter der Schnee lag und die Krähen in den Rüstern vor dem Tore hockten, glich es mit seinem tiefen Dach selber einer uralten Krähe, grau und weiß und in sich geduckt. Auf einer Seite war der Hof, Treppe und Treppchen, gemütliche Brünnchen die rieselten und schwarze unheimliche Ziehbrunnen, wo es gluckste; dort fuhren die Reisewagen herein, kotbespritzt, oder Reiter kamen und die Pferdehufe polterten auf der hölzernen Brücke. Jenseits breiteten sich Felder aus; Ebereschenbäume standen an der Landstraße, mit leuchtenden Büscheln am blauen Herbsthimmel; und weiterhin Heideflächen und Torfmoore mit glitzernden Flockblumen übersät. Und da und dort niedrige Kätnerhäuser und Klumpen ungestalter Eichen, wie gichtische Riesen im Nebel.

Aber auf der andern Seite des Hauses war der Äpfelgarten voll alter moosiger Bäume, die viel Blüten trieben, aber nur spärliche, holzige Frucht. Er lag über einem Abhang, von einer niedern Mauerbrüstung umschlossen. Wo im Juni Ampfer und Wiesenbart in der Sonne blühten, weiter unten aber auch Binsen und Kletten und große Vergißmeinnicht, denn dort wurde die Erde schwarz und moorig und man fühlte sie zittern unter den Füßen.

Grad gegenüber stand der Wald, finster und dicht wie ein schweigender Tyrann. Da war kein Vorspiel von Laubholz und Gesträuch, wo die Sonne Platz hat, sich zu lagern, und Erdbeerkraut und Heidelbeeren die alten Stümpfe bekleiden: nein, er setzte gleich mit einem strengen, düstern Akkorde ein, er schlug einen schweren Mantel um die Seele, sobald man eintrat.

Dorthin durfte das kleinste Fräulein nicht. Einmal

hatte der alte Vetter Klaus sie auf sein Pferd genommen und war mit ihr einen schwarzen, hallenden Weg hineingeritten, aber allzu rasch wieder umgekehrt, und sie grämte sich, grämte sich, als sei ihr ein Kelch von kühldunklem Wein vom Munde gerissen worden. Denn der Weg war wie ein Trichter gewesen, ganz am Ende nur ein heller, lockender Punkt: dorthin wollte sie, das sog und zog wie in der Kirche, wenn die Kerzen brannten und Wachsduft in die Kuppel aufstieg, die ihre gewölbten Kelchblätter sanft über dem Mysterium faltete. Dann hatte sie im gradlehnigen Kirchenstuhl oft gemeint, goldner, schimmernder Rachen schlürfe sie ein, und sie müsse aufstehn und immer nähergehen und zu den Kerzen sprechen: Macht mir ein wenig Platz, seht ihr nicht, wie ich brenne?

Das kleine Fräulein war von vier Töchtern die letzte im Hause. Zwei waren verheiratet, die dritte im adligen Kloster, wo sie Anwartschaft auf eine Freistelle hatte; schon als Kind hatte sie sich immer ein wenig abgesondert und war oft zum Besuch bei den alten, freundlichen Damen, von wo sie mit runden verschnürten Schachteln voller Gebäck und verzuckerter Früchte heimkehrte, die sie sorgsam einschloß und heimlich aufknusperte, was ihr beizeiten die verstohlenen Bewegungen und den raschen, argwöhnischen Blick einer Ratte gegeben hatte.

Zum Leben gehört so manches: Luft und Licht, Speise und Trank, Bewegung und Ruhe. Und jeder hat etwas von alledem, und oft ist's so knapp bemessen, daß man nur gerade besteht. Aber daneben gibt's noch eine tiefe verborgne Schicht, wohin die feinsten, suchenden Wurzeln der Seele reichen, unbewußt oft, und doch so unfehlbar sicher, wie Blinde in der Nacht den Weg finden. Etwas, von dem kein andrer weiß und ohne das doch kein Blühen ist.

Für das kleine Fräulein nun war's das Haus der Gärtnersleute und die Geschichten der Gärtnersfrau, wo sie diese heimliche Nahrung fand.

Die Gärtnersfrau war noch jung, aber krank, sie saß wie eine fremdländische Spalierfrucht an der Südmauer ihres weißen Häuschens und sah still, mit schwarzumwimperten Augen, in die stille Luft. Sie konnte kaum mehr nach der Wirtschaft sehen: aber der Gärtner, der die schweren Nelkenhäupter hochband und alle Tage das Fallobst auflas, das ein heimlicher Wurm nicht hatte reifen lassen, war ein langmütiger Mann, und wenn mittags die Suppe verbrannt und die Kartoffeln hart waren, sagte er nichts, seufzte nur ein wenig, wenn er vor seinen Bienenstöcken stand und den Bienen zusah, die so fleißig schaffen konnten. Dafür summten und brummten sie aber ohne Unterlaß, und das tat sein Wieneke nie. Einmal nur, am Anfang, war's zu scharfen Worten gekommen, als der Mann eines Tags seinen guten Rock hatte anziehen wollen, und es sich zeigte, daß die Mäuse ihn ganz zerfressen hatten, weil die Frau im Winter kein einzigmal danach gesehen. Da hatte es Sturm und Regen gegeben. Aber am Morgen, in aller Herrgottsfrühe, war sie aus dem Bett gekrochen und hatte mit einer Scherbe auf den großen Kürbis vor dem Haus die Worte geritzt: „Lieber Schatz, sei wieder gut ....“

Seitdem hatte der Gärtner nie wieder ein Wort gesagt, wenn's ihn auch manchmal wurmte, denn er war ein gesetzter Mann und seine Mutter hatte ihn von kleinauf an Ordnung gewöhnt.

Das kleine Fräulein lief, wann es nur immer konnte, zur Gärtnersfrau, und dies war nicht schwierig, denn seine Hofmeisterin war alt und wunderlich und kam fast nie aus ihrem Zimmer im Westturm heraus. Dort hielt sie sich unzählige gurrende Tauben in Käfigen an

den Wänden, rief sie alle bei Namen, die sie in alten empfindsamen Büchern gefunden hatte, und hielt zärtliche Gespräche mit ihnen. Sonst saß sie auch viel mit verbundenem Kopf beim Ofen, wo der Kaffeetopf brodelte, und nahm Melissengeist auf Zucker, wenn Gewitterluft war. Der Schullehrer kam freilich alle Tage, aber wenn das Kind seinen Katechismus und seine Fabel einigermaßen hersagen konnte, nahm er's mit dem übrigen nicht so genau, und es war leicht, ihn unter dem Vorwand, zu botanisieren, in den Gemüsegarten zu locken.

War es Sommer, so saß man in der Bohnenlaube, in den Akazien summten die Bienen und die Luft war schwer von Honigduft. Im Winter aber war's heimlich in Wienekes Küche: es hingen Zwiebelketten und Kräuterbündel von der Decke; die Katze kam schnurrend und mußte auf den Schoß genommen werden, und vor den kleinen grünlichen Scheiben drängte sich der Schnee und blinkte ins Zimmer hinein, wo auf dem Sims der Myrtentopf stand und das Gesangbuch lag. Es war viel wärmer bei Wieneke als auf dem Schloß, wo nur kleine Feuer in den Kaminen brannten und Mutter und Tante mit ihren Stickrahmen und Spielkarten bei zwei Kerzen saßen. Vaters Pelz war schäbig, wie er da mit auf dem Rücken gekreuzten Händen auf und ab ging, und Mutter zankte alle Tage in der Küche, es würde zuviel verbraucht. Die Wände freilich waren mit zerschlissner Seide bespannt, und der Fußboden war so glatt, — man hätte darauf schlittern können, und der alte Mops glitt auch immer an der einen Stelle aus.

Wieneke wußte die schönsten Geschichten, nicht nur von Hexen und Gespenstern, wie sie alle Frauen im Dorf erzählen konnten, sondern auch Eigenerlebtes aus ihrer Kinderzeit, als sie, ein Waisenkind, zu einer alten

Frau mit roten Augen gekommen war und, um nicht zu verhungern, von der Alten ausgeschickt wurde, die tägliche Nahrung zusammenzubetteln oder, wenn's ging, zu nehmen, was Gott am Wege wachsen ließ. Holz und Pilze hatte sie gesammelt, und Rüben an den Feldrändern ausgezupft, und Äpfel gemaust, wenn sie fein säuberlich unter den Stämmen lagen, wie in Osternestern. Sie war in den todesstillen Tannenwäldern umhergegangen, wo es kühl und düster war, bis dann auf einmal ein großer, schräger Sonnenbalken niederglühte und alles auf seinem Wege zu Gold machte: „nun kommt der Herr Jesus gegangen" hatte sie gedacht und die kleinen zerkratzten Hände fest in die Schürze gewickelt und an die Brust gepreßt.

Wieneke war damals auch mit Zigeunern herumgestreift, hatte an ihren Feuern gesessen und aus ihren Töpfen genascht, wo alles durcheinander brodelte und dampfte, gewilderte Hasen und gestohlne Hühner, ja auch Igel und Krähen. Und sie und die Zigeunerkinder hatten sich Ketten aus Vogelbeeren gemacht und Ringeltänze getanzt, in der Waldlichtung, im weißen Mondlicht, während die Alten schnarchten und der kleine zottige Hund das Wägelchen bewachte. Auch die Köhler waren ihr wohlbekannt; sie zogen dort so hin und her; wo sie grad ihre Meiler hatten, da bauten sie sich Hütten und waren noch schwärzer als die Zigeuner; ihre Kleider und Hände, alles war harzig und roch bitter — die Frau zog mit feinen Nüstern die milde Luft ein — ach, dort im Wald, das roch eigentlich schöner als Linden und Geißblatt und Klee . . . . Denn wer sich einmal an Bittrem berauscht hat, der macht sich aus dem Süßen nicht mehr so viel.

„Warum darf ich nie in den Wald?" sagte das Kind; „nur in der großen Kutsche, den breiten Weg in der

Mitte, wenn wir zu Tante Äbtissin fahren, aber nie in das Dunkle hinein, und niemals zu Fuß."

„Ja, da ist's nicht geheuer," sagte die Frau, „und der Herr Vater wird es wohl nicht gestatten" — sie senkte die Stimme — „wegen der hochseligen Tante und den Wölfen."

„Davon weiß ich nichts," sagte das kleine Fräulein, und es wurde ihr ganz kalt zwischen den Schulterblättern. „Erzähl mir's, o Wieneke, ich bitte dich!"

Und nun hörte sie die Geschichte von der armen Annalena, so wie Wieneke sie von ihrer Pflegemutter gehört, und deren Mutter war Küchenmagd im Schloß gewesen, grad als sich alles das begab.

Es hatte sich aber also zugetragen: Die selige Annalena hatte eines Tages, als sie eben erst vom Fieber genesen war, dem Jäger drei junge Wölfe abgebettelt, wie er sie gerade umbringen wollte; sie waren noch ganz klein und wollig. Er mochte ihr's nicht abschlagen, weil sie todkrank gewesen und seltsam leidvolle Augen hatte, wenn sie recht heftig um etwas bat. Sie war nun einmal so eigen mit allem Getier und hätte besser in den Garten Eden gepaßt als in ihres Vaters Haus, wo die kleinen Kinder in der Wiege schon die Händchen nach Armbrust und Jagdspieß streckten. Der Jäger trug die kleinen knurrigen Gesellen zurück in ihr warmes, raschelndes Nest, und nahm hin und wieder das bittende Kind mit, das ihnen allerhand schrecklichen Abfall aus der Küche mitbrachte, vor dem es sich sonst wohl geschüttelt hätte, aber wenn sich's um die jungen Wölfe handelte, konnte es sich selbst wie ein kleines Raubtier über die Hühnerköpfe und Hasenläufe freuen, die ihm die Küchenmagd ins Körbchen tat.

Wenn sie später am Waldrand saß, geschah es wohl



Frau Wesendonck. Nach Dorn.
Aus „Bie, Die Oper"



An Hans Heilmann



An Hans Heilmann



An S. Fischer



An Egon Friedell

Verkleinerte Abbildungen von Postkarten aus „Hartleben, Briefe an Freunde“

bisweilen, daß ein spitzer, schnobernder Kopf mit schrägen, glühenden Augen aus dem Dickicht fuhr und sie unbeweglich anstarrte. Auch erzählte sie, es käme manchmal nachts ein schlankes, braunes Tier in ihr Zimmer, das gliche einem Hunde, setzte sich neben ihr Bett und schlüge mit dem Schweif auf die Diele. Sie hätte keine Angst, sagte sie, denn es sähe sie so freundlich an, als wollte es eben anfangen zu erzählen. Einmal habe sie ihm gesagt, es möge sich's doch bequem machen, da sei das Tier auf ihr Bett gesprungen und habe sich um sie hergeringelt, und nie hätte sie so schön geschlafen, es hätte nach welkem Laub und Thymian gerochen, und im Schlaf hätte sie den Atemzug gespürt, wie einen warmen Blasebalg. Aber man dachte, es müsse ihr geträumt haben, oder es sei ein Hund ihrer Brüder gewesen, der sich zu ihr geschlichen, und schließlich glaubte sie selbst, die andern könnten wohl recht haben.

Es kam die Zeit, da beschlossen ward, daß Annalena heiraten sollte; der Freier war ein begüterter Herr, dessen Wälder an die Wälder ihres gnädigen Herrn Vaters grenzten. Er hatte schon zwei Frauen begraben und war noch immer ohne den erwünschten Leibeserben. Er war feist und rot und schnaufte stark, wenn er mit seiner Perücke und dem Stock mit goldnem Knauf aus der Kutsche stieg. Annalena jammerte; sie wollte nicht zu dem dicken, häßlichen Mann in sein blankes Haus, in den Garten mit Hecken und Labyrinthen und den schrecklichen Grotten, wo man plötzlich mit Wasser bespritzt wurde oder sich lang und dünn oder breit und krummbeinig in einem Spiegel erblickte. Aber ihre Mutter, eine dürre Frau, die einstmals schön gewesen, hatte ihr kaum Gehör gegeben und dann gesagt, „ob Annalena sich etwa einbilde, daß sie den Vater aus Liebe geheiratet — in ihrer Zeit seien solche

Ausdrücke nicht gebräuchlich gewesen. Es sei aber ein vorlauter Geist in die Mamsells gefahren, das käme von dem Romanlesen und dem gefühlvollen Schnickschnack, aber dazu würde sie nun bald keine Zeit mehr haben, und das sei ein Segen.“

Dann schickte der Bräutigam, der. wie reich er auch war, ungern etwas verkommen ließ, Kleider und Kanten seiner Seligen zum Geschenk, und nun wurde zertrennt und zugeschnitten und wieder angepaßt: Annalena stand steif wie eine Puppe in den engen Schnürleibern von Brokat und geschwärzten Silberspitzen, über die wohl schon die Tränen ihrer Vorgängerinnen geflossen waren.

Am Vorabend der Hochzeit, als alle brav gegessen und getrunken hatten, und, was übrig von den kunstvoll aufgetürmten Gerichten, an die Dorfleute und Armen verteilt worden, und nachdem eine Schar junger Landmädchen unter dem Absingen teils scherzhafter, teils empfindsamer Strophen der Braut schöngeflochtene Körbchen mt Früchten, Eiern und selbstgesponnenem Garn überreicht hatten, schlugen plötzlich die Hunde im Hof und im Vorsaal wie rasend an. Es ließen sich vier fahrende Musikanten melden. Da es anfing zu dunkeln, wurden sie in die lange Galerie geführt, deren hohe Fenster sich rückwärts, dem Äpfelgarten und dem Walde zu, öffneten.

Seltsame Gestalten. Eine alte Frau mit wirrem, grauem Haar, einen Sack über den Rücken, in einen schäbigen Pelz gekleidet, den ein Strick um den Leib zusammenhielt, welche, nachdem sie sich auf die Erde gehockt, abwechselnd auf einer Maultrommel und einer kleinen Harfe spielte, die sie aus ihrem Sack hervorgeholt. Auch stieß sie von Zeit zu Zeit einen langen, klagenden Ton aus, wobei die Kerzen aufzuflackern schienen. Mit ihr kamen zwei junge Männer, fast noch Knaben,

und ein schmalhüftiges Mädchen zur Tür herein. Der eine, mit düsterrotem, abstechendem Haar, schmalen, pfiffigen Augen und einer Narbe über dem Gesicht, spielte die Laute; der zweite, untersetzt zottig, finsteren Blicks, ging etwas lahm und entlockte seiner Geige schmerzliche Töne, wie wenn der Wind durch verlassene Häuser geht, lockende Töne wie das Gurgeln des Wassers, wo es eine Erdfuge einschluckt, tief im Schilf, dem man nachsteigen möchte in den grünen, verstohlenen Sumpf.

Das Mädchen, von brauner Gesichtsfarbe, mit dichtem, düstern Haar, das sie pagenartig verschnitten trug, in zerschlissenem Rock, vielfarbig gestreift, und grünem, vertragenen Sammetjäckchen, dessen enge Ärmel bis zu den braunen schmalen Händen reichten, führte ein Triangel bei sich, an das sie, im Schreiten und Wiegen des Tanzes, wie träumend anschlug. Ab und zu aber traten die beiden andern zurück, und nun vollführte sie auf einer kleinen Flöte, die Alte umtanzend, mit derselben ein schauerlich lächerliches Duett, daß es klang, als ob sie sich bissen und kratzten, und war doch eine wilde Liebe darin, die Liebe des wilden Blutes, das zusammengehört.

Die Zuhörer hatten zuerst über den drolligen Aufzug, die Musik und die Sprünge gespottet und die Nase gerümpft, aber sie waren allgemach still geworden, und seltsam: wie sie da steif und stumm an den Wänden und Kartentischen, auf Sesseln und Taburetten herumsaßen, schien es, als wären ihre Körper die dürren, durchsichtigen Hülsen, aus denen Mücken und Wasserjungfern ihren Flug nehmen für den einen, kurzen Sommertag, der ihr Leben bedeutet; als wären es nur die starren, knisternden Hüllen, die zurückgeblieben; denn sie selbst, ihre armen, dürftigen Seelen, waren weit weg, hinter den Klängen her, verstört und willenlos.

Töne kamen und riefen, wie mit Stimmen vorwurfsvoller Kindheit; fernes Lerchengeschwirr hoch in der Bläue, und der Hauch frühester Morgenstunde ging wie ein Messer durchs Herz, Stunden wenn die Seele sich auftut, ohne Rückhalt, ohne Eigennutz. Dann waren es tiefe Rufe der Nacht, die ihr Senkblei hinunter, sandten in die Herzen, und die erste Liebe wachte auf, die so früh erstickte, die, die nichts will, nicht Ehre, nicht Lust, nicht einmal Antwort, die nur folgen muß- im zerrissenen Kleid, ob sie gleich nicht weiß, wohin der Weg führt . . .

Und nun fester schreitender Rhythmus, gedämpft erst, behutsam, wie die Füße der Wächter durch die schlafende Stadt, nun atemlos, mit nassen, schleifenden Fahnen, den Abhang empor über Steine und Gestrüpp, wo man sich hinter Felsen duckt, wenn die Sonne aufgeht, und die Muskeln der Hand am Lanzenschaft sich spannen, wenn man hinunterspäht in den Dampf . . . Und jetzt — ein Wenden des Hauptes, o Freundes Antlitz, rosig angestrahlt neben mir, Helmschatten über den Brauen, der zu Todesschatten wurde, als der Abend kam . . . ach, fühlte ich je zuvor deine ganze, quellenreine Treue? . . . Du bist mein bestes Kleinod gewesen auf Erden — gewesen, ja, denn ich fühl's, heute noch gehst du mir verloren.

Schließlich spielte die Geige ganz allein, die andern summten und brummten nur leise dazu, wie ein Wald im Hintergrund säuselt und summt . . . Und die Geige wanderte dahin, wie das Wachstum einer Jugend, die sich dehnt und die Krallen am Baumstamm probiert und ihrer Kraft bewußt wird. Erst noch umfangen von Menschenzärtlichkeit, aber ungeduldig schon, der herberen Luft nachwitternd . . . Immer höher ging's und steiler, die Muskeln spannten sich, da waren harte feindliche Dinge, die man zertritt, und rote leuchtende

Dinge, die man zwischen den Lippen auspreßt und trinkt und von sich wirft, und nun ein letzter Aufschwung, fast ein Gestöhn, und die Seele war ein einsamer Baum geworden hoch droben auf dem Bergkamm, seine Äste weiteten sich in der Luft, seine Krone reckte sich dem Licht, aus den Wunden quoll goldenes Harz in der Sonne; da war kein Sehnen, keine Empörung mehr ... nur tiefes, tiefes Atmen wie am ersten Schöpfungstag. —

Als die Geige mit großem, rauschendem Strich geendet, der sich wie ein letzter Umblick, ein Dehnen der Arme nach Ost und West, groß und wonnevoll ausbreitete, saßen die Zuhörer wie gelähmt. Der Bräutigam stierte mit glasigem Blick, nur seine schweren, schlaffen Backen zitterten merklich. Da war es gewesen, daß die Braut in ihrem Silberstaat, blaß wie der Kalk an der Wand, mit großen, brennenden Augen aufstand und zu den Musikanten trat. Das braune Mädchen ließ das Triangel sinken und legte den schmalen Arm um ihren Leib, die andern umringten sie, eilig doch ohne Hast, und zusammen schlüpften sie hinaus in den finstern Garten.

Da aber kam Bewegung in die Gesellschaft. Fluchend stürzten die Söhne des Hauses und der heftig schnaufende Bräutigam ihnen nach. Man hörte Rufen und Schreien und das Knacken von Ästen unter eiligen Schritten. Dann hatte ein gräßlicher Aufschrei alles andere übertönt, und als die Diener mit Laternen und Windlichtern kamen, lag der Bräutigam mit durchbissener Kehle am Rande des Waldes, rief mit gurgelnder Stimme „Wölfe — Wölfe" — und verschied.

Annalena wurde erst ein paar Tage später im tiefsten Dickicht aufgefunden. Sie schien alles Geschehene vergessen zu haben, hatte sich Ketten aus Vogelbeeren gemacht und war in ihrem ganzen Gebaren wie um

zehn Jahre zurückversetzt in ihre unvernünftige Kindheit. Da weder Güte noch Strenge, weder Gebete noch Gelübde ihrer hartgeprüften Eltern ihren Zustand änderten, ihr Anblick aber für dieselben tiefbetrübend war, so wurde ihr der kleine Kaffee-Pavillon am fernsten Ende des Gartens zur Wohnung eingeräumt, wo sie in der Obhut einer Magd ihr nicht mehr allzulanges Leben verbrachte. Still und in sich gekehrt, aber ohne Tücke, lebte sie dort die Jahre, die ihr noch beschieden waren, und benahm sich in keiner Weise anders als irgend sonst eine friedfertige Person von beschränktem Verstande. Als einzige Seltsamkeit, durch die sie sich von ähnlichen, beklagenswerten Kreaturen unterschied, kann bezeichnet werden, daß sie stets bei Dunkelwerden das Essen, welches sie sich tagüber — und zwar in dem Maße, daß sie selbst oft Hunger litt — abgespart hatte, auf die Türschwelle stellte, „für arme, verirrte Tiere", wie sie der Magd auf deren Frage zur Antwort gab; dann auch, daß sie am Abend stundenlang auf dem Mäuerchen, am untersten Ende des Äpfelgartens, sitzen blieb, auf einer kleinen Maultrommel, die sie immer bei sich trug, leise quinkelierend, und den Blick auf den Waldrand geheftet, als warte sie zuversichtlich auf jemand, der von dorther kommen würde.

OTTO ERICH HARTLEBEN:
POSTKARTE AN CARL DÜLBERG

Kaltenleutgeben 24. Nov. 1900.

In nassen Windeln kann der Mensch genesen, zumal wenn er beschließt nur Milch zu saufen. Es ist ja schon mal so mit ihm gewesen, als man beschloß, mit Wasser ihn zu taufen. Milch war ein ganzes Jahr lang seine Nahrung und nasse Windeln seines Leibes Bekleidung. Dies solche Wunder nun zu wiederholen, gilt der Erwachsenen zu Wiederkindzeit. Gehorsam thut er, was ihm anbefohlen, ob's gilt zu schwimmen, ob es gilt zu schwitzen und wenn Sie solches nun mit sich beschließen, wird bald Ihr Leib des rechten Glückes genießen.

Otto Erich

GERHART HAUPTMANN: AUS DEM „FESTSPIEL“

Athene Deutschland: Welch eine Schar erklimmt
die Stufen jetzt zu mir herauf:
wie freundlich rauschen ihre Banner mir
und wohlbekannt aus meines Tempels altem Dienst.
Empor! Empor! Mir ist, als würde ich erst jetzt
zur Göttin! Und als wäre des Olympos Glanz
nur eine Leere, etwa eine andre Nacht.
Dort wo ich bin, und wo ihr zuströmt, ist das Licht:
wir nie Getrennten, stets Geeinten, wissen nichts
von Krieg. Und also wohnt der Friede unter uns!
Nicht da, nicht dort und etwa nicht umringt von uns,
wie einer heiligen Schar, die einen Herrscher schützt,
nein! Unsre Seelen sind in seiner Seele eins!
Uns trennen Sprachen, trennen Strom und Meere nicht.
Nicht trennen Götter, noch der unbekannte Gott
die, denen aller Menschen Heil am Herzen liegt.
Was trennt, ist Irrtum, Irrtum, der allein den Haß
entfesselt, ist Unwissenheit, ist nackte Not
des Hungers! Nicht was Göttliches im Menschen wohnt.
Denn dieses Göttliche ist Eros! Eros ist
der Schaffende! der Schöpfer! Alles was da lebt
ist Eros, ward aus Eros, wirkt in ihm und zeugt
ihn neu. Und Eros zeugt sie immer neu, die Welt! —
Was ist der Sinn des Auges ohne ihn? Nur er
entschleiert Schönheit: dem Gehör, wie dem Gesicht,
so dem Geruch, wie dem Gefühl und nicht zuletzt
dem blitzbeschwingten, die Unendlichkeit im Nu
durchmessenden Gedanken. Beßre Diener haben Götter
nicht.
Und darum laßt uns Eros feiern! Darum gilt
der fleischgewordnen Liebe dieses Fest, die sich
auswirkt im Geist! Und aus dem Geiste wiederum

in Wort und Ton, in Bildnerei aus Erz und Stein,
in Maß und Ordnung, kurz in Tat und Tätigkeit.
Und also folgt mir in des deutschen Domes Liebesnacht,
zu jenem Wunder, das untrüglich euch mein Wort
das heiligste euch nennt, das uns beschieden ist.
Doch euch nicht brauch ich nennen, was ihr selber ja,
ein brennend Glück, in eures Herzens Herzen tragt.

Unter mächtigem Orgelklang und Glockenläuten, unter Vorantritt Athenens verschwindet der Zug nach und nach im Innern des Domes. Die Vorhänge schließen sich und vor den ersten tritt der Direktor.

Der Direktor: Ich war der Erste, ich bin der Letzte,
bin der Anfängliche und der Abschließende,
bin die Speise und der Genießende,
der Unbewegliche, nie zur Ruhe Gesetzte.
Ich bin der Laute und doch ganz verschwiegen . . .

MORITZ HEIMANN: DIE LETZTE OHNMACHT
NOVELLE

An einem Novemberabend, der von Nebel troff und seine Traurigkeit in unzähligen Reflexen aufglimmen ließ, jede Laterne eine Einsamkeit, jeder Widerschein von ihr auf den Straßendämmen ein Gespenst von Licht, kam Konstantin Lamm gerade noch vor Toresschluß bei dem Vorstadthause an, in dessen oberstem Stock er wohnte. Ohne Überzieher, auch sonst dürftig gekleidet, blaß im Rahmen seines unbestimmt blonden Kopf- und Barthaares, hatte er sich, zum ersten Male seit langer Zeit, in die wollüstige Bitterkeit seines Unglücks aufgelöst, durch die Straßen getrieben. Der Frost, der ihn durch die feuchte Kleidung hindurch anwehte, hatte ihn nur immer willenloser gemacht; was alles ihn nicht gehindert hatte, daran zu denken, daß er keinen Hausschlüssel mit sich

trug und daß er sich einrichten müsse, wenn er sein Dach über dem Kopf gewinnen wollte. Hausflur und Treppenaufgang lagen plötzlich gegen die feuchten blinkenden Straßen in der Überhelligkeit des seelenlosen Gaslichtes, und Lamm stieg die Stufen hinan, auf einem allzu neuen, mißfarbigen Läufer, vorbei an den hochstengeligen, sinnlosen Tulpen, die an die Wand gemalt waren. Aber beim dritten Stockwerk hörte der Läufer auf, und die gelbe, gestrichene Treppe, weil nackt, knarrte unter jedem Schritte Lamms, den die erschrekkende Reinlichkeit und Kahlheit des obersten Hausstockes ungastlich und trostlos wie immer empfing. Durch den Korridor tastend, fand er sich in sein Zimmer und machte Licht. Der Raum war mit den dürftigsten Mitteln ausgestattet: die Tapete einfarbig, in einem schnell verblichenen, sumpfigen Blau, ein Diwan mit einem wohlfeilen Teppich, vom Fenster her schräg in das Zimmer gestellt, zu seinen Häupten ein kleines drehbares Gestell für Bücher, der Boden mit einer Matte aus Kokosfaser bedeckt, ein kleiner Tisch unter der Hängelampe, das war alles; als Schmuck nichts mehr als Lambrequins über den Gardinen, zufälligerweise mit einem ähnlichen Ornament von Tulpen, wie die Wände im Treppenflur aufwiesen, und ein paar Bilder an den Wänden, populäre Reproduktionen, Graf Tolstoi als Ackersmann, die Mona Lisa und eine Montmartre-Zuhörerschaft, der Beethoven vorgespielt wird. Die Sauberkeit des Zimmers, die Kahlheit, der Versuch, eine geschmackvolle Anordnung vorzutäuschen, alles das mußte einen sehr trostlosen und öden Eindruck auf jeden Besucher machen, und wirkte auf Konstantin Lamm in diesem Augenblick, wo er, statt einer halben, drei und eine halbe Stunde weggeblieben war, bis zur Verzweiflung. Nicht bloß leer — diese Wohnung war verlassen: keine Spur des Lebens, wäre

es auch in der Gestalt von Unordnung, war erkennbar; kein Anreiz in einem Zeichen von Arbeit, kein Überfluß.

Gerade als er ans Fenster trat, wurden die Straßenlaternen vor seinem Hause ausgelöscht. Und indem es ihm einfiel, wie lange er weggewesen war, rief er mechanisch „Aglaia", den Namen seiner Tochter. Da er keine Antwort erhielt, öffnete er die Tür zu dem zweiten, dem Schlafzimmer und rief auch dort in das Dunkel hinein: „Aglaia". Aber alles blieb stumm. Er horchte, ob er Atemzüge vernähme, und begab sich dann über den Korridor zur Küche. Er machte die Tür auf, und in der ebenfalls erschreckend leeren, erschreckend sauberen Küche, mitten in all dem toten Weiß des Gaslichtes, stand sein Töchterchen am Küchentisch, ein vielleicht sieben-, vielleicht zehnjähriges Mädchen. Sie stand genau so, wie der Vater sie verlassen hatte, als er ihr vor drei und einer halben Stunde adieu sagte. Nun war es doch undenkbar, daß das Kind die ganze Zeit über sich nicht sollte geregt haben; Lamm erschrak vor der Heftigkeit der ihn anfallenden Gewissensbisse, die ihm einen flüchtigen Schwindel im Gehirn erregten, gegen die er sich aber im Bruchteil der Sekunde, daß er sie fühlte, mit der zornigen Erkenntnis zur Wehr setzte: sie hat sich in dem Augenblick so hingestellt, als sie dich kommen hörte.

„Nun," begann er, „Aglaia, nun, nun, warum stehst du in der Küche, warum spielst du nicht, warum häkelst du nicht?"

Das Kind schaute nicht auf.

„Ich dächte, du sagtest mir jetzt guten Abend," fuhr Lamm fort.

Das Kind sagte, die Augen immer gesenkt: „Guten Abend," mit einer so pflichtmäßigen Stimme, daß

Lamm nur noch in größeren Zorn geriet. Er sah sich um, ob irgend etwas in der Küche in Unordnung stehe, wofür er das Kind tadeln dürfte. Aber es war alles so sehr in Ordnung, daß Lamm nur sah, wie wenig es da zu hüten gab. Und die Bitterkeit erstickte ihn und hätte ihn beinahe stumm hinausgetrieben. Zum Unglück blickte er mit einer bösen Wendung zur Seite, in das Gesicht der Tochter, die mit unbeweglich verstockter Miene und gesenkten Augenlidern dastand; er sah ihre hellen, fast weißen Brauen und erbebte vor der Ähnlichkeit dieser hellen, schmalen Stirn mit der einer anderen, seiner Frau, die ihn verlassen hatte. Er fing an in der Küche hin und her zu gehen, ratlos, unfähig, das Ereignis zu begreifen, immer noch den feuchten, weichen Hut auf dem Kopf: — Bevor es geschieht, ist das alles natürlich, unzählige Ehen gehen in Scherben, man weiß es; aber wenn es geschehen ist, „wahr wie ein Stein". — Was ist geschehen? Sie ist von ihm gegangen — sie kann ja wiederkehren; solange Leben und Hoffnung ist, solange Kraft und Wunsch ist, solange Güte ist, die sich überrumpeln läßt, ist die Wiedervereinigung möglich. — Aber sie war ja nicht allein gegangen.

Und selbst wenn sie sich auch von jenem weglocken ließe, von dem verräterischen Freund, dem Brüderchen, Genossen aller jugendlichen Kämpfe — aber in der Zwischenzeit hatten die wie Eheleute miteinander gelebt! Daran war nicht zu zweifeln, dieses mußte so sein, es sind ja natürliche Dinge zwischen Mann und Frau. Aber — bevor sie ging (er schloß die Augen) war sie auch schon mit ihm zusammen gewesen, und fast hätte er es einmal gesehen. Das war die Mauer, gegen die er seinen Kopf seit anderthalb Jahren vergeblich rannte und stieß.

„Steh nicht so still da," schrie er das Kind an, mit einer

so fürchterlichen Stimme, daß das Mädchen zusammenfuhr und zwei Tränen, schnell gesammelt, brennend heiß ihre Augen füllten. Lamm sah es und atmete wie unter einer Genugtuung auf. Und als das Kind doch in seiner Haltung beharrte, dachte er: Du täuschest mich nicht. Ich kriege dich schon.

„Geh' und stell' dich in die Ecke," befahl er. Aber das Mädchen hob den Blick und rührte sich nicht.

„Hast du nicht gehört? Sperr' deine Ohren auf. Hast du nicht gehört, was ich dir befohlen habe? du, in die Ecke, scher' dich in die Ecke."

Des Kindes Mund öffnete sich, aber auch jetzt ging sie nicht von ihrem Platz. Nur in ihren Augen verwandelte sich ein fast löwenhafter Groll in eine leidvolle Bitterkeit und Gleichgültigkeit. Lamm hob die Hand, und im Heben ballte er sie zur Faust, und sagte:

„Wenn ich mich nicht bedächte" — aber da schlug er schon zu, und traf ihr die linke Schulter mit einem rauhen, unbeherrschten Schlag. Und sogleich schlug er noch ein zweites, ein drittes Mal zu, jedesmal entsetzter und ratloser. Dann erschrak er über das Unfreiwillige seines Tuns, und mit dieser Einsicht glaubte er sich wieder in der Herrschaft zu haben und alles gut machen zu können, sowohl die Schläge als auch besonders den Ungehorsam des Kindes, über den er sich nicht hinwegsetzen konnte. Mit einer sentimentalen, vorwurfsvollen Stimme versuchte er sie zu überreden:

„Ist das wohl recht von dir, denke einmal, Aglaia! Ist das recht, mich so zu ärgern? Ich kam doch müde nach Haus, ich hatte zu tun, war erschöpft, und nun finde ich hier —"

Da er das alles glaubte, was er sagte, wurde er wieder heftiger und fuhr fort:

„Nun also, in die Ecke, wie ich dir befohlen habe. Du gehst jetzt in die Ecke, stellst dich dorthin."

Wieder sah das Mädchen zu ihm auf; das Gesicht bleich wie vorher, nur an der Stirn, auf der zarte Schweißperlen standen, schwach gerötet. Sie stand mit einer so unerhört fremden Kraft da, daß es Konstantin Lamm zumute wurde, als hinge der Sinn und Wert seines Lebens davon ab, über diese Macht zu siegen. Mit einer Wildheit, deren Wollust er durchaus spürte, erwiderte er ihren Blick, ohne ihn brechen zu können. Und mit heiserer, bestimmter Stimme, nicht laut, aber, wie er hoffte, von alles niederwerfender Eindringlichkeit, begann er wieder auf sie einzureden:

„Du denkst, du willst mir trotzen. Wenn ich dich bloß in die Ecke haben wollte — ich hebe dich mit einem Finger auf und trag' dich hin. Aber du sollst von selbst gehn! Hörst du, in die Ecke!"

Sie wird es nicht tun — fuhr es ihm in den Sinn. Und was dann? Dann ist es bewiesen — ein Schwächling, ein Lappen zum Wegwerfen! Ein Ohnmächtiger, wenn er liebt und wenn er zürnt, wenn er bittet und wenn er befiehlt! Da fiel er sie wieder mit Schlägen an, die er mit Roheit, aber mit einer zu seiner Qual immer beherrschten und bewußten Roheit, auf ihre Schultern, auf ihr Gesäß, auf ihren Oberarm niedergehen ließ. Und ganz zuletzt gab er ihr einen Backenstreich. Es wurde ihm kalt über die ganze Haut, und verzweifelt vor Hilflosigkeit hockte er sich zu Aglaia nieder, um ihr mit Vernunft beizukommen. Er sah sie an, dann in der Küche umher, und als er in der einen Ecke einen aus Rohr geflochtenen Korb mit Flicken gewahrte, sagte er, um sie zu überlisten:

„Wenn du in die Ecke willst, dann geh und nimm den Flickenkorb weg. Stell' erst den Flickenkorb auf den Küchentisch, du stehst sonst nicht bequem, dort, dort, den Korb —"

Sie sah ihn verständnislos an. Er sprang in die Höhe.

„Nein, da hört doch alles auf.“ Und wieder ging er in der Küche umher. „Nein, diese moderne Erziehung mache ich nicht mit. Es tut einem Kinde gut, zur rechten Zeit einen Schlag zu bekommen. Dem Kinde ist selbst nicht wohl in seinem Trotz.“

Er blieb wieder bei ihr stehen, faßte sie am Arm und schlug so heftig, daß sie hätte weinen müssen. Aber sie weinte nicht. Und wieder irrten seine Hände in ihr Gesicht, und wieder fühlte er dabei das atemraubende Entsetzen. Du Heilige — fühlte er qualvoll bei jedem Schlag — Leidende, Dulderin, Schweigsame, oh, wie ich dich liebe! Wie ich deine Wangen liebe, deine heiligen Wangen, dein Fleisch, das ich züchtige! Tränen entstürzten ihm. Mit äußerster Demut kniete er zu dem erschöpften, schweißbleichen Kinde nieder, faßte ihre Hände, küßte sie, bis er spürte, daß Aglaia, um sie seinen Lippen zu entziehen, sich in die Schultern zurücklegte, aber, wahrscheinlich vor Verachtung, mit den Armen selbst keinen Versuch zu einer Anstrengung machte.

Diese Gebärde war ihm entsetzlich. Genau so widerwillig, genau so geringschätzig und unwiderruflich hatte seine Frau beim Abschied seinen letzten flehenden, längst nicht mehr verzeihenden, sondern nur noch flehenden Händedruck angenommen. Die ganzen letzten Tage ihres Zusammenseins, durch seine Zorn- und Schmerzausbrüche hindurch, hatte er eine Sicherheit gefühlt, daß er, so oder so, der Sieger bleiben würde. Dann wurde der Abschied doch, wie die Untreue es gewesen war: unwiderruflich wie der Tod. Er erhob sich und sah auf die Tochter nieder, bebend vor Haß gegen ihren Widerstand. Er riß sich den Hut vom Kopf und warf ihn auf die kalten, blanken Fliesen der Küche.

„Dich werde ich zwingen. Dich zwinge ich,“ sagte er tonlos, mit unglückseligem Triumph. Er wußte nicht,

daß nicht einmal Gott einen Menschen zwingen, sondern nur vernichten kann. Auch in Aglaia war etwas jenseits ihrer Jahre, ihrer Erfahrung, ihres Willens erwacht, und sie sagte plötzlich:

„Ich gehe nicht, wohin du mich schickst; ich will überhaupt nicht —“

„Du gehst nicht? Du willst nicht?“ schrie er und rannte in der Küche umher, und griff voll Wollust Waffen aus der Luft — ein Messer, ein Beil, und faßte zu seinem Unheil wirklich mit der leibhaftigen Hand einen schweren hölzernen Quirl, der auf dem Küchentisch lag. Er erhob ihn und wollte ihn auf ihren Kopf niederschlagen, aber er wollte ihn nur auf ihre Schulter niederschlagen. Doch da duckte sich das Kind unglücklich in den Schlag hinein, empfing ihn über den Schädel, sank hin und lag bewegungslos da. — Die Obduktion stellte später fest, daß Aglaia Lamm eine ungewöhnlich dünne Schädeldecke gehabt hatte und daß ein Schlag mit einem harten Mützenrand sie hätte fällen können.

Lamm sah das Kind liegen und hatte sofort die Gewißheit, daß etwas Schreckliches angerichtet war. Er kniete nieder und sah, daß das Kind verblich. Er streichelte der Sterbenden, schon Toten das Haar und die Schläfe, ließ mitten in der Bewegung von ihr ab und erhob sich, gerade als er sich dabei ertappte, daß er sie wieder anflehen und von ihrem Eigensinn abwenden wollte. Eine Weile stand er, sagte wie abwesend: „so so so“ vor sich hin. Dann wurde er kalt und mußte niesen. Und danach war er wie von einer stählernen Nüchternheit übergossen. Er nahm das Kind sorgfältig, trug es ins Schlafzimmer und bettete es auf seinem eigenen Bett, ohne Teilnahme eigentlich, aber in sonderbarer Weise gütig. Sich selbst setzte er auf einen Stuhl, mit dem Rücken gegen das Bett und

verhielt sich regungslos. Aber nach kurzer Zeit war es ihm, als ob das Kind schliefe, den erschütternden Schlaf der Kinder, dieser einsamsten Wesen auf Erden. Oft in glücklichen Tagen hatte er das Kind zu Bette gehen sehn, und jedesmal war er über die Plötzlichkeit, mit der es in den Schlaf sank, erschrocken gewesen.

Er zündete eine Kerze an und stellte sie zu Häupten des Bettes. Aber da lag sie, und ihr roter Mund war zu einem blassen Mund geworden, ihre Hände hielten noch, was sie zuletzt gegriffen hatte, ihre Augen waren gebrochen, ihr Leib gestreckt von Aufgang zu Untergang, endlos. Er wußte, daß jetzt das Letzte da war auch für ihn, und spürte doch, daß er auch jetzt nicht wußte, was er wußte. Er ging in das Nebenzimmer, und beim Flackern des erlöschenden Kerzenstumpfes fand er unter seinen Büchern die zwei schmalen Bände, die er selbst geschrieben hatte. Als er sie in den Händen hielt, fühlte er einen Widerwillen ohnegleichen gegen sie und gegen alle Hoffnung, die er einmal darauf gebaut hatte. Er zerriß sie und legte sie auf den Bücherständer. Dann kehrte er in das Zimmer, zu der Toten zurück, setzte sich wieder auf den Stuhl und versuchte, sich an sein Leben hinzutasten. Er hatte dabei eine Versuchung von sich zu weisen: den gräßlichen Schutz durch die Einsamkeit. Niemand kannte ihn, niemand würde zu ihm kommen, er wußte, daß er sein Verbrechen verheimlichen und fliehen könnte, wenn er wollte. Aber dieses wurde ihm zu gleicher Zeit zu einem Beweis, wie ausgestoßen er war. Ausgestoßen, daß niemand seiner bedurfte, ausgestoßen, daß niemand ihm den Atem mißgönnte. Nicht fliehen darf ich — begann er zu sinnen; nicht mich ausliefern hat einen Sinn. Ich werde mich töten irgendwie. Tränen der Ergriffenheit begannen ihm zu fließen. Wie habe ich sie geliebt, Aglaia! Wie liebte ich sie bei jedem Schlag, wie schlug

ich bei jedem Schlage mich! Was wollte ich denn von ihr —? Daran, daß ihm eine Träne in den Mund floß, merkte er, daß er lächelte! Sie war es ja nicht, die ich überreden, die ich zwingen wollte. Auch jene andere war es nicht, es war kein Mensch überhaupt. Wie ich sie geliebt habe, und wie liebe ich — die Frau! Und während er sich das beseligt und beschwichtigt vorsagte, war es ihm, als ob er niemals weder die Frau noch das Kind geliebt hätte. Es gibt keine Liebe — schien es ihm. Nicht lieben und nicht lieben und oft und oft nicht lieben, das macht zusammen: lieben. Hierbei kam ihm eine Erinnerung an die Schulzeit, wo man ihn hatte lehren wollen, daß unendlich mal null gleich eins sei. Widerwillig und müde wollte er diesem eigensinnig ihn ablenkenden Gedanken folgen, und mit Berechnung mußte er sich zurückführen: ich werde mich töten; — aber auch das wird nur von ungefähr sein, wie ich es auch mache. Ich werde mich töten, weil ich es für widerruflich halte. Aber wenn auch obenhin, lügnerisch, ohne Liebe, ohne Haß, getrennt durch eine unbegreiflich dünne Haut vom Wesentlichen — tot werde ich morgen früh doch sein wie jeder andere Tote. Vielleicht hätte ich nie gelogen, wenn ich nicht zu sehr auf Wahrheit aus gewesen wäre! Und vielleicht ist auch das alles, daß ich mich quäle in diesem Augenblick mit wesenlosem Vorwurf, nur wieder eine Eitelkeit. Was tut es? Ich werde morgen tot sein, eingekapselt in eine unzerbrechbare Kapsel, mit Salomos Geisterring zugesiegelt . . .

HERMANN HESSE: NACHTS IN DER KABINE

Das Meer klopft an die Wand,
Im kleinen runden Fenster blaut die Nacht
Und atmet heiß mit Wüstenhauch herein.

Ich bin zum zehntenmal erwacht
Und liege still in atemlosem Brand
Und schlafe nimmer ein.
Und wie ein wildes Herz
Stößt die Maschine heiß und stöhnend fort
Und müht sich unerlöst in blindem Schmerz
Durch immer neue Fernen sinnlos fort.

O wessen Herz nicht klar und fest
Und froh ist wie Kristall,
Für den ist solcher Raum kein Nest,
Dem folgt die Sehnsucht und der Heimat Sorgenschwall,
Folgt ungestillte Liebe überall
Und macht ihn arm;
Und alles sieht ihn wild und teuflich an,
Weil er den Feind im eignen Busen trägt
Und nie entrinnen kann.

HERMANN HESSE: VOR COLOMBO

In grünem Licht verglimmt der heiße Tag,
Still geht und fest das Schiff im Wellenschlag;
So still und gleich durch diese Welt zu gehn,
So unbeirrt in Kampf und Nacht zu sehn,
War meiner Reise Ziel, doch lernt' ich's nicht.
Und wartend wend' ich heimwärts mein Gesicht,
Zu neuer Tage Wechselspiel bereit,
Neugierig auf des Lebens Grausamkeit.

Für mich ist Stille nicht und Sternenbahn,
Ich bin die Welle, bin der schwanke Kahn,
Von jedem Sturm im Innersten erregt,
Von jedem Hauch verwundet und bewegt.
So fand ich bis zum fernsten Wendekreise

Mich selber nur und kehre von der Reise
Mit aller alten Wandersehnsucht her,
Nach Lust und Schmerz des Lebens voll Begehr,
Zu neuem Spiel und neuem Kampf gesonnen,
Aus allem Abenteuer ungeheilt entronnen.
Ich bin der Erde, nicht der Sterne Kind,
Unruhig ist mein Sinn, bewegt vom Wind,
Vom Meer geschaukelt und vom Sturm geweckt,
Vom Licht getröstet, von der Nacht erschreckt.
Und ob ich hundertmal im Lebensdrang
Um Weisheit flehte und nach Frieden rang,
Stets ruht mein Los gebannt an irdische Zeichen,
Und immer werd' ich meiner Mutter gleichen.

BERND ISEMANN: VON JEAN-PIERRE, GABRIELE UND FLEURETTE

NOVELLE

Da ich von mir selbst nicht viel zu sagen wüßte, indem ich seit Monaten das beschauliche Leben des Landmanns auf eigener Scholle führe, viel säe und schlecht ernte, dabei alle Beschaulichkeit von meiner eigenen Person nach Kräften fernhalte, so geschieht es ganz von selbst, daß ich auf meine Vorfahren zu denken komme, die auch das Leben des Landmanns führten, aber ein ganz besonderes, wie es nicht häufig ist. Sie waren nicht von Adel, aber Herren waren sie doch, und zwar in einem Maße, wie man es heute nicht mehr kennt.
Es hat auch Zeiten gegeben, wo sie mit eigener Hand pflügten und säten, wo sie Groschen auf Groschen legten, prozessierten und betrogen und ihren Vorteil mit zähen Händen festhielten. Die verstanden ihre Zeit und nutzten sie. Bald konnten sie größere Geschäfte wagen, und ihr unermeßlicher Reichtum stammte aus

jener Zeit, als sie den Gemeinden für ein Nichts die herrlichen Forsten abkauften, nur damit die Gemeinden doch etwas dafür hätten, und der Staat sie ihnen nicht wegnehmen sollte.

Damals ist gesät worden, und es muß auch eine schöne Zeit gewesen sein. Aber man erfährt zu wenig davon. Alle Anfänge sind dunkel, und Erfolgreiche knüpfen sie daher am liebsten an die Götter. Die Christoffs waren nicht von dieser Art. Sie wußten, wer sie waren, und sehr wider ihren Willen trugen sie im Land den Spitznamen „Fürsten“, der ebensoviel Neid und Bewunderung der Kleinen wie Spott der Großen in sich schloß.

Ich will also von der Ernte erzählen, von dem großen Familienschmaus, der eben dadurch eine Weihe und eine besondere Schönheit an sich hatte, daß nicht der leiseste Küchengeruch hereindrang. Ich sitze auch viel lieber an der Tafel und lasse es mir schmecken, als daß ich in der Küche zuschaue, wie die Kapaunen gespickt werden. Wer das Glück hat, von ein paar Generationen gekocht zu bekommen, und zwar so, daß es noch warm auf ihn kommt, der braucht nur noch für einen guten Magen zu sorgen. Den hatten die Christoffs alle. Der Genuß geschah ohne Nebengedanken an Erwerb, und, wenn man diesen Zug mit Verstand betrachtet, genügt er nicht zu dem Urteil, daß es sich lohnt, von dieser Zeit zu erzählen? Ja, der Erwerb geschah fast ausschließlich aus einer Art Pietät, aus Tradition und aus dem Bedürfnis, ein lebendiges Treiben um sich zu haben. Diese Menschen waren eigentümlich, sie taten nichts und waren doch in einem fort tätig. Mit einem Wort, sie waren von einem Schlag, um auf Thronen zu sitzen. Aber sie hatten es ja ohne diese schwere Würde und Verantwortung besser. Sie hatten gesät und wollten ernten, und eine so lustige, durch Generationen dauernde Ernte ist selten gehalten worden.

Immerhin kann man sich einen Begriff davon machen, wenn man hört, daß von alledem nicht das geringste auf mich gekommen ist. Ich will mich nicht herausstreichen, nur möchte ich das Gefühl nicht aufkommen lassen, als ob ich als ein Reporter noch eben zum Fest wäre zugelassen worden, der bekanntlich das Hündchen der Großen zu spielen hat und bei jedem Bröckchen, das ihm zugeworfen wird, das Maul aufreißt und zuklappt, als hätte er einen Walfisch verschlungen. So habe ich denn auch keineswegs in alten Briefen und Familienurkunden geschnüffelt, sondern nehme mir die große Frechheit, zu tun, als wäre ich von jeher dabei gewesen. — Wer aber herausbekommt, daß meine Geschichten nicht wahr sind, der soll die Berichtigung in sein Handexemplar eintragen und mich in Frieden lassen.

Trotz allem bleibt es doch immer eine etwas gewaltsame Sache, sich so ohne weiteres von einer Zeit in die andere fallen zu lassen, und manches Mal, kann ich mir wohl denken, hätte ich, so trink- und festfroh ich bin, den Kopf geschüttelt und wäre unwillig aufgestanden. Ich wäre um das schiefergedeckte, mit hohen Schießscharten gespickte Viereck herumgegangen, das unten eine Burg, in der Mitte ein Bauernhaus, oben aber ein Schlößchen mit Türmchen und Wetterfahnen ist. Wenn es nicht so ungeheuerlich langgestreckt daläge, würde kein Mensch etwas Besonderes daran finden, aber von weitem schon sieht es aus wie ein Kloster, das einen Luftsprung macht.

An der Ecke, wo es nach den Ställen geht, wäre ich stehengeblieben und hätte hinausgeschaut in das hügelige, weitwallende Vorland, das von gilbendem Korn schwillt, als könnte man eine ganze Welt damit ernähren. Frau Gabriele in ihrem Atlas und der flandrischen Krause wäre mir nachgegangen, denn sie weiß, daß ihr Mann es nicht liebt, wenn seine Späße einem

zuviel werden. Sie hätte mir die Hand auf die Schulter gelegt und gesagt: „Findst du Fleurette nicht entzückend?“

„Cousine,“ hätte ich gesagt, „Sie wissen ja, wie meine Augen ihr folgen auf Schritt und Tritt, wie ich über ihr leichtes Temperament wache, wie ihre Unschuld mich rührt. Übrigens stehen ihr die Locken offen doch am besten.“

„Aha! Habe ich es Ihnen nicht gesagt? Sie wollten es ja nicht glauben. Aber kommen Sie, wir machen einen Rundgang, das wird Sie beruhigen.“

„Ach beruhigen! Sie lachen mich alle aus, aber ich kann es nun einmal nicht vertragen, wenn er sie auf den Schoß nimmt, das Kind, daß er dann seine anzüglichen Witze nicht lassen kann.“

„Ach, sie schüttelt die Locken und lacht mit. Ich bin doch auch dabei.“

„Ich sage Ihnen aber, Cousine, es geht nicht so weiter, es muß einmal schlecht ausgehen. Ich meine, ich sehe es vor Augen, daß es schlecht ausgeht.“

„Daß es schlecht ausgeht —!“ Gabriele lachte, wie wenn im Märchen die Fee den Zauberstab schwingt, und wie ich mich halb umwende, weist sie auf das weite Land. „Soll man nicht glauben, daß das nie ein Ende haben wird? Wem tun wir etwas zuleide? Sind wir schlechte Herren? Und geben wir Gott nicht, was Gottes ist? Siehst du nicht lachende Gesichter, wo du hinblickst? Steht nicht das Haus, alles, in bestem Stand?“

Sie wurde wirklich zornig, während sie das alles aufzählte. „Du kennst meinen Jean-Pierre nicht. Weil er die Geschichte von der Fifine erzählt hat? Die habe ich schon gehört, als ich noch so klein war. Das ist eine alte Geschichte, und was ist denn dabei? Ein fröhliches Leben ist noch keine Sünde. Sehen Sie sich doch einmal

die Kirche in Altwiller an, was alles von uns und unseren Vätern hineingestiftet worden ist. Sehen Sie sich um nach den alten Riesen im Hanauer Forst, die alle unsere Anfangsbuchstaben in der Rinde tragen, und die Grenzsteine, wo unsere Zeichen mehr Glorie haben als alle Wappen von sämtlichen Adelshäusern in Lothringen zusammengenommen. — Meinst du, so ein Name kann einfach verklingen, wie eine Seifenblase platzt?"

Was hätte ich dagegen einwenden sollen. Wir, die wir später geboren sind, haben das Unglück, es besser zu wissen. Um die Ecke wäre die kleine Fleurette gesprungen gekommen.

„Ach, ich hab' zuviel getrunken," hätte sie gesagt und sich an mir festgehalten, „ich bin ganz schwindlig. Vater hat mir aus seinem Glas zu trinken gegeben."

Ich hätte auf Gabriele zu eine bezeichnende Bewegung mit der Schulter gemacht, und sie hätte sie nicht minder graziös mit der anderen erwidert.

„Ach, warum denn nicht? Morgen ist es ausgeschlafen, nicht wahr, meine Kleine?"

Ein Zimmermädchen streckt den Kopf aus dem oberen Stockwerk: „Wollen Madame nicht ein Tuch? Es fängt an, kühl zu werden."

Wie als Antwort ein erschütterndes Lachen aus der langen Laube von der Freitreppe her, über alle die Männer- und Weiberstimmen hinweg das Dröhnen des Alten.

„Ja, bringen Sie," ruft Gabriele hinauf und streicht mit der Hand über die Locken der Kleinen. Fleurette hält die langwimprigen Augen geschlossen und den Mund mit den arabeskenhaften Lippen üppig geweitet. Ich kann es gar nicht glauben, daß die schöne Fleurette meine Großmutter mit einem zweimaligen Ur davor ist. Wie sehe ich nun diese Gestalten vor meinen geistigen Augen sich bewegen, mit um so größerer Liebe,

als ich vergebens wünsche, mit ihnen gelebt zu haben, ohne den Weg über Phantasie und Papier nehmen zu müssen. Wenn ich das Glück gehabt hätte, damals zu leben, würde zu allem ein anderer sich die Mühe geben können, diese Schreiberei aufzubringen, die mir jetzt soviel Freude macht und mich leider auch soviel schöne Faulheit kostet. Wirklich, ich wäre es zufrieden, längst begraben zu sein, wenn man mich mit diesen Leuten hätte leben lassen. Mein Widerspruch geht auch nur von mir Lebendem aus, der es nicht mehr fertig bringt, vier Stunden lang zu schmausen, sechs Stunden lang zu trinken, dann die Flinte überzuhängen und bis zum Morgengrauen bei Nebel und Regenschauer auf einen alten, listigen Hirsch zu lauern, dann drei Stunden durch den Wald zu marschieren, um in einer entfernten Sägemühle nach dem Rechten zu sehen, dem alten, diebischen Kammerherrn die Stämme wieder abzufahren, die er einfach auf sein Gebiet hinüber hat schaffen lassen, dann mit einem Wolfshunger in rosigster Laune nach Hause zu kommen, zu essen, zu schlafen, und zwischen alledem in einem fort zu reden, rufen, schreien, lachen, dabei auch seine Frau nicht zu vernachlässigen. Und das alles nicht etwa als Ausnahme, sondern tagaus, tagein, selten allein, meistens zu zweit oder dritt, häufig zu mehreren, nicht selten zu zehn, zwanzig, denn die Besuche hörten nicht auf. Dazu der Haustrubel eines reichen Kindersegens, so daß man sagte, bei Christoffs würde immer die Trommel geschlagen.

Eine köstliche Eintracht lebte in dieser Familie bis in die fernsten Verzweigungen hinein, indem von allen der gleiche Anspruch auf ein frohes und sattes Leben gemacht wurde. Man liebte glückliche, hübsche Gesichter um sich, und daran fehlte es nie. Ein ganzer Hofstaat pflegte sich um die übermütige Laune des Alten zu scharen, der in zäher Kraft zusammenhielt

und aus dessen vollen Händen der ganze Schwarm lebte. Wenn ihr glaubt, neben der Freitreppe, der mit dem zierlichen Degen an der Seite, der mit heißem Kopf darum streitet, wo in Metz das beste Wirtshaus ist, wenn ihr glaubt, das sei ein Herr von so und so, so ist das ein großer Irrtum. Es ist der Bruder der schönen Gabriele, und die Frau neben ihm, die ihrem Schoßhündchen eine Traube reicht, das ist des alten Jean-Pierres Schwester, die in Nancy verheiratet ist. Ihr Mann sitzt neben dem Alten und erzählt Anekdoten. Jean-Pierre lacht und putzt mit der Serviette sein Eßbesteck, das aus Silber ist. Er tut es jeden Tag selbst, denn er ißt nur mit seinem Jagdbesteck, an dem sich Messer und Gabel ineinanderschieben lassen, und er trägt es immer bei sich. Die beiden Nancyer sind nicht allein gekommen, selbstverständlich. Die Kinder spielen am Bach. Wenn sie nicht selber in Montpis sind, so ist der Alte in Nancy, sie sind unzertrennlich. Natürlich fährt gewöhnlich das ganze Volk hinter ihm drein, und dann wird acht Tage lang drüben geschmaust und gezecht, aber die Gewohnheiten sind dieselben.

Wie so ein Besuch gemacht wird? — Zwei große Leiterwagen werden mit Sitzbrettern versehn, mit Kränzen und Girlanden geschmückt, vor jeden Wagen werden vier Gäule mit blitzendem Geschirr gespannt. In den Radspeichen ist Hopfen eingeflochten, in der spitzen Deichsel vorn steckt eine Rübe mit rotem Blätterbusch. Die Geschenke zum Mitbringen werden im vorderen Wagen untergebracht. Es ist erst fünf Uhr morgens, aber klein und groß steht schon um die Wagen herum und gibt Rat und Beistand. Die Sonne streift eben die Hügel mit zartem Rot und zieht die letzten Nebel ein. Ein unglaubliches Geschnatter ist im Gang, die Zimmermädchen laufen mit Tüchern und Schachteln, die Frauen rufen, die Männer helfen ihnen hinauf und

die Kinder wollen alle im ersten Wagen fahren. Es gibt einiges Schelten, einiges Weinen und Trösten, die Knechte in ihren Feiertagskleidern steigen auf, und mit einem heftigen Ruck ziehen die Gäule an. Die Frauen haben ihre Röcke gerafft und sitzen auf den Unterröcken, sie schreien, daß es zu viel Staub gibt, und langsam kommt es zu einem richtigen Abstand von Wagen zu Wagen.

Das laute, herzliche Lachen weckt mich aus meinen Gedanken, immer vorausgesetzt, daß ich neben der artigen Cousine stünde. Nehmt ruhig an, ich träumte das alles.

„Eine Szene aus dem Alten Testament," hätte ich zu ihr gesagt, und wäre ein paar Schritte zurückgetreten, um die Gesellschaft an der Freitreppe besser zu sehen.

„Das ist wahr, nur fehlen die krummen Nasen —"

„Das ist nicht wahr, hat Ihr Jean-Pierre, schauen Sie ihn genau an, hat er nicht ein wenig eine krumme Nase? Gerade das macht sein Gesicht so entschlossen."

Fleurette, die sich bisher von mir wie eine Blinde hat führen lassen, fährt mit einem Schrei auf. Sie läuft zu dem Alten hin und hascht nach seiner Nase.

„Ich muß sie haben, ich muß sie haben," schreit sie und klettert auf seine Knie hinauf.

„Donnerwetter, nein," brüllt Jean-Pierre, „was wollen Sie mit meiner Nase? Ich habe meine eigenen Finger, wenn ich kein Taschentuch bei mir trage. Hat man je gehört, daß eine Dame mich an der Nase herumgeführt hat?"

Alles lacht, nur die kluge Gabriele bei mir nicht. Sie tritt ein wenig zurück, hält den Finger an den Mund und nickt bedeutsam: „O ja! — So sind sie alle!"

„Haben Sie gehört, Cousine, was er nun wieder gesagt hat?"

„Lachen Sie doch mit, wenn der Witz gut ist. Was

soll denn solche Zimperlichkeit? Nun sind wir wieder genau so weit wie am Anfang. Kommen Sie," und zum Mädchen gewendet, das ihr den Schal bringt, „haben Sie je gesehen, daß man zu diesem Kleid einen violetten Schal nimmt. Rasch nehmen Sie es weg. Ich kann so etwas keine Sekunde lang auf meiner Schulter fühlen!"

„Wünschen Madame den gelben?"

„Gar keinen. Machen Sie, daß Sie fortkommen."

„Wie Madame wünscht."

Madame hätte ihre Schleppe gerafft und wäre über den Hof gegangen an die gewaltige Scheune, wo gerade ein Wagen Klee abgeladen werden sollte. Durch die Futterlöcher hätte ich ein paar breitschnauzige Mäuler sehen können, wie sie den Vorbereitungen zur Abendfütterung folgen. Von anderen wäre dumpfes Brüllen zu mir gedrungen, gedämpftes Klirren der Ketten und das dröhnende Stoßen der Hörner.

Ich erzähle weiter, wie ich es in Gedanken sehe. Gabriele spricht nicht mehr. Sie führt mich durch den Stall, wo in niedriger Umzäunung drei Kälber auf sauberstem, goldigem Stroh liegen. Sie geht an der langen Reihe der Schweineställe vorbei am Abhang hin, wo ein Bächlein gefangen ist. Da steht eine geräumige Mühle und klappert. Wir tauchen die Hand in die Säcke, rechts läuft weißes Mehl, links die wollige Kleie, mit der Zuverlässigkeit eines Jüngsten Gerichts.

Wir wenden unsere Schritte zum Garten und sehen uns die künftigen Schüsseln Sauerkraut, weiße Rüben, Kohlrabi, Salate, Erbsen, Bohnen, Schoten an. Johannisbeeren und Stachelbeeren sind reif, die Obstbäume hängen voll, wie man sagt.

„Aber trotz allem," wende ich ein, „schöne Cousine, nicht vom Brote allein lebt der Mensch."

Nun führt sie mich in das Haus zurück, durch die Tür nach dem Garten zu. Sie geht in das Zimmer ihres

Mannes und weist auf einen großen Sekretär, den sie aufschließt. Da liegen Säckchen mit Gold und Silber, Kreditbriefe an Bankhäuser und Bücher, in denen sechsstellige Zahlen keine besondere Seltenheit sind, sie läßt mich die Zimmer sehen, die von echtem, eichenem Prunk strahlen, sie öffnet die Schränke und Kästen im ganzen Haus, nicht ohne im Vorübergehn von mir einen Blick in die Vorratskammer zu erzwingen, wo ein halbes Wildschwein, einige Hirschkeulen nebst einer Schnur halbausgewachsener Rebhühner an der Stange hängen. Die Decke ist von großen und kleinen Schinken reihenweise garniert, und auf einem niedrigen Holzklotz wartet eine blaue Steingutschüssel voll prächtiger Blutwürste.

„Liebe Cousine," sage ich, „das ist es nicht. Der Verfall kommt von innen, aus dem Herzen des Menschen. Werden eure Kinder auch noch so stark sein wie ihr selbst? Freilich, ihr denkt euch nichts dabei."

Jean-Pierres Frau lacht. „Was sie sich denkt, Fleurette? Was soll sie sich denken? Sie wird denken, eine gute Hausfrau zu werden. Was soll sie sich an den Männern anderes denken, als was man denken soll? Ich glaube, sie wird schon wissen, wie sie es im Leben zu halten hat."

Das wäre das letzte Wort meiner liebenswürdigen Cousine gewesen. Sie hätte mir noch die kleine Hauskapelle gezeigt, wo in einem breiten Goldrahmen ein päpstliches Siegel hing. Darunter sollte ein Stückchen Rost von einem der Kreuznägel Christi liegen. Es hätte mich wenig interessiert. Der Raum hat kein Fenster, und die ewige Lampe zittert ein wenig wollüstig über die Madonna mit den flatternden Gewändern, um deren Hals und Hände, wie um sie im Zaum zu halten, schwere Ketten und glitzernde Rosenkränze gewunden sind. Die Betschemel sind weich gepolstert, und ein kleiner Beichtstuhl scheint eher für das stille Geplauder zweier

Liebenden gemacht. Es soll sich eben jeder auf seine Sünden einrichten.

Ich kann es nun verraten, daß ich mir alles das so ausgedacht habe damals, als ich zum erstenmal die Stätte besuchte, von der die Erinnerung nun einen kleinen Abriß zu geben versucht hat. — Man hält die Zukunft für dunkel, die Vergangenheit ist es noch viel mehr. Du stehst mit vollem Herzen vor ihr, und sie versteht dich nicht. So ist es. Aber das eine steht fest bei mir, daß ich für mein Leben gern in dem unverwässerten Blut jener Christoffs hätte schwimmen mögen, unbekümmert um Zukunft und Vergangenheit, und die Gegenwart brauchte mir erst recht keine Sorgen zu machen.

Die Christoffs waren Bauern. Sie wollten nicht mehr sein, und waren doch mehr. Das ist ihnen zum Glück ausgeschlagen. Denkt euch die gute Gabriele nur nicht als eine jener Gestalten van Dycks, deren zärtliche Mienen einen Traum ins Leben stellen, um dessentwillen geliebt und gebüßt wird. Ihr müßt schon zu einem derberen Pinsel greifen, um die ungekrönten Könige der Scholle zu porträtieren. Sie haben keinen gefunden und haben auch nach keinem gesucht. Denn sie verstanden von Kunst nur so viel, daß sie einem das Leben nicht zu verschönen braucht, wenn man es schon so schön hat, wie man es nur immer wünschen kann.

JOHANNES V. JENSEN: DER KÖNIG FÄLLT

Es bleibt eine ewige Wahrheit, daß Dänemark zwischen zwei blauen Meeren liegt, grün im Sommer, rostig im Herbst und weiß unterm Winterhimmel. Die dänischen Küsten tauchen wundersam lockend auf, die Äcker runden sich vertraulich, sie kleiden sich mit Korn und streifen das Korn wieder von sich ab. Der

Wechsel der Zeiten ist in Dänemark immer verschieden und doch immer derselbe. Die kleinen Förden und Nebenförden vervielfältigen Dänemark hundertfach, der Öresund ist wie ein Tor zu dem eigentlichen Land. Hier rinnen die Bäche ins Meer, Wälder wachsen in der Nähe der Küste, du siehst eine Möwe, du erblickst einen galoppierenden Hasen in der Heide, Sonne und Sorglosigkeit: das ist Dänemark.

Und als jetzt der König sein Land verlassen hatte, als er ganz in die Gewißheit vertieft war, daß er es verließ, da wurde der Gedanke an Dänemark so stark in seinem Herzen, daß er es nicht verlassen konnte.

„Wendet!" befahl der König plötzlich und erhob sich im Boot. Alle, die mit ihm waren, schwiegen wie mit einem Schlage, die Fährknechte verharrten still auf ihren Rudern und starrten den König an. König Christiern wiederholte den Befehl in einem ungeduldigen und doch friedlichen Ton. Sie gehorchten und wendeten die schwere Fähre. Bald ging es wieder einförmig auf die hohe See hinaus, die Lichter von Middelfart verschwanden. Keiner erdreistete sich, den König nach seinen Absichten zu fragen, alle aber fühlten sich so erleichtert, daß sie schon aus diesem Grund schwiegen, bis sie sich des Befehls von vorhin erinnerten und von neuem eine Unterhaltung in Gang brachten.

Als gewendet war, wuchs dem König schnell der Mut. Denn er kehrte ja zu seinen Königszielen, seinen Lebensplänen zurück; und indem sie vor ihm aufstiegen, fühlte er sich gestärkt. Allein die Entscheidung, daß er jetzt wieder auf Jütland zusteuerte, enthielt ja die Hoffnung, daß die Schwierigkeiten sich überwinden lassen würden; er dachte jetzt nur an seine Pläne. Er blickte vertrauensvoll auf den einigen Norden und stellte sich die Ruhe und vollständige Anerkennung vor, die er in der Mitte der Reiche genießen würde.

Er bestätigte sich selbst die Veranstaltungen, die er treffen wollte, sah Gesetze und Verbesserungen, die er geschaffen hatte, und hieß sie gut. Er erinnerte sich, daß er den Plan gehabt hatte, den Handel von Lübeck zu stoppen und ihn über seine eigenen Länder zu leiten, noch einmal erkannte er das Ungerechte und Schädliche in den Privilegien des Adels, ihm wurde hoffnungsfroh zumute beim Gedanken an die Handelsstädte, die er zum Blühen gebracht, und an die Bauern, die in Freiheit Reichtum aus der Erde pflügen sollten. Er sah die Stände in seinem Reich wie ungeheure, meilenweite Flächen, er sah, wie die Hebelstange sich beim Druck seiner regierenden Hand bewegte, so daß die eine ungeheure Fläche sich senkte, während die andere sich hob. Und dann ...

Dann saß König Henrik auf Englands Thron. Mit welchem Recht? England hatte früher zu Dänemark gehört. In vergangenen Zeiten hatten dänische Flotten ihren Weg dorthin genommen, ein einiger Norden würde wohl noch einmal seine Klauen nach Westen erstrecken können. Soundso viel Geld — wenn Gesetz und Einigkeit und Handel und Ackerbau dem Norden Geld gebracht hatten — soundso viele Schiffe und Knechte ... und was Sturm und Wetter auch sagen mochten, dänische Kanonenkugeln würden den Klippen von Dover schon die Stirn bieten können.

Kaiser Karl in Deutschland war sein Schwager, er kannte ihn und bewunderte ihn nicht. Auch König Franz in Frankreich war kein überlegener Mann. Nun wohl, wenn sie auch auf ihren Thronen sitzen blieben, so wollte König Christiern sich doch mit ihnen um die Reiche in der neuen Welt schlagen, die Kolumbus unterhalb Europas ausgebreitet hatte: Schiffe, Schiffe! Der Norden hatte sein Teil noch zugute. Das würde dann Geld und Macht und Schiffe, Schiffe bringen.



Kokosernte

Aus „Ludwig, Die Reise nach Afrika"

V



König Daudi

Aus „Ludwig, Die Reise nach Afrika"

Die Nordländer sollten es weit bringen, solange es Welten zu erobern gab.

Ja. Die Zuversicht des Königs aber schwand, als Jütland wieder auftauchte. Es war kein Licht am Strand, so daß die Küste und das Höneberger Schloß ganz plötzlich aus der grauen Nacht auftauchten, als die Fähre bereits dicht am Land war. Reste von halbgetautem Schnee schimmerten durch die Dunkelheit, Krähen und Dohlen flogen schreiend aus den kahlen Bäumen in die Höhe. Auf dem Schloß war alles dunkel, die Nacht lagerte schwer und feucht auf allem.

Der Anblick der starren Küste traf den König wie ein Schlag. Er fühlte, wie wahr es sei, daß das Land sich in Aufruhr befand. Es war bitterer Ernst. Und da die Hoffnungslosigkeit der Lage ihm bereits einmal klar geworden, so war der Weg zu derselben bitteren Erkenntnis nicht weit. Es gab Erinnerungen, Vorstellungen genug, die das ihrige taten, um den König mutlos zu machen, Erfahrungen aus den Jahren, in denen er regiert hatte. Unsagbare Mühen, Enttäuschungen, tägliche Berechnungen und Anspannungen während zehn langer Jahre. Zweimal hatte er Schweden mit dem Schwert erobert, es war ihm in mancher Beziehung teuer zu stehen gekommen, und jetzt war er nicht weiter als vorher. Er hatte Dänemark seine besten Gaben, seine Tage und Nächte geopfert; jetzt dankte es ihm dadurch, daß es ihn wie einen treulosen Verwalter absetzte. Wie war es denn möglich, etwas mit diesen Leuten aufzustellen, die nicht wollten? Auf jedem Hof seines ausgedehnten Reiches saß ein Eigensinn, in jedem Mann trat ihm eine Kurzsichtigkeit entgegen, mit der er kämpfen oder die er überlisten mußte. Alles eines Zieles wegen, das niemand sehen konnte. Das war ungleicher Kampf. Es gab ein H e e r von Verstocktheiten, und er stand a l l e i n

mit seinem königlichen Gedanken. Es war ein Kampf gegen Schildkröten. Und die Niedrigstehenden und Bedrückten, die er heben wollte, deren Blick reichte nicht weiter als bis zur Notdurft des Augenblicks; von Skagen bis Veile waren sie mit Äxten und Pflügen aus ihren Hütten gekommen, weil er sie zur Rettung des Reiches mit einer Steuer belasten wollte. Nein, es war nichts zu machen. Kleine Köpfe und steife Nacken, verschlossene Herzen und Taschen, Starrheit, Übelgesinntheit, Dummheit ringsherum in Dänemark.

Sie hatten die Fähre vertäut und waren im Begriff, die Schiffsbrücke auszulegen, als der König ihnen befahl, nach Fünen zurückzurudern. Seine Stimme klang mutlos; als sie aber zögerten, fuhr er in rasendem Zorn auf. Es wurde totenstill im Gefolge des Königs. Und während sie zum zweitenmal nach Fünen hinüberfuhren, fiel kein Wort.

Als der König nach Middelfart kam, verließ er sofort die Fähre und begab sich in das nächste Haus. Es war mitten in der Nacht, die Leute wurden aus dem Schlaf geklopft, die Verwirrung war groß. Der König bat um Nachtquartier, und während er darauf wartete, verlangte er ein Licht und fing an zu schreiben. Er wollte einen letzten Versuch machen und an verschiedene Aufrührer schreiben. Denn die Mutlosigkeit, die ihn ergriffen hatte, als er Jütlands Küste wiedersah, war in dem Augenblick, als er sich zur Umkehr entschlossen hatte, wieder von ihm abgefallen. Als er die Briefe in Middelfart geschrieben hatte, wurde er ruhig und im geheimen hoffnungsfroh.

Der König speiste ein wenig zur Nacht, zusammen mit Ambrosius Buchbinder, der bei ihm war. Sie sprachen wohl eine Stunde zusammen; der König wurde heftig, und Ambrosius vergaß sich auch. Er war gegen alle Unterhandlungen und wollte den König

bewegen, das Heer auf den Inseln zu sammeln, um gegen die jämmerlichen Hundeseelen im Lande vorzugehen. Ambrosius bebte beim Gedanken an das dänische Pack.

„Ja, ja, ja," sagte der König und gab ihm recht. Aber sein Blick war zerstreut, er hörte nicht zu. Das Licht blakte auf dem Tisch in der fremden Kleinbürgerstube. Es war nach Mitternacht. Der König trat ans Fenster, öffnete es, um nach dem Wetter zu sehen; die Nacht war unverändert feucht und wolkig.

„Ja," sagte der König und wandte sich vom Fenster ab, er ging mehrmals um sich selbst herum. Dann blieb er stehen und blickte auf, nickte, es war entschieden. Ambrosius Buchbinder wurde wie versteinert.

„Wir fahren wieder hinüber, es ist unsere Bestimmung," sagte der König mit tiefer Stimme. Eine halbe Stunde später waren sie unterwegs.

Und der Entschluß des Königs stand fest. Er war in Gedanken tief in Jütland, er ritt auf Viborg zu. Denn er hatte sich jetzt zum Schwersten entschlossen, er wollte nachgeben! Ja, er wollte auf sein Recht verzichten, des endlichen Zieles wegen. Lieber warten, um vorläufig wieder Fuß zu fassen ... er wollte die Stände auf dem Viborger Gericht versammeln und ihnen die Nachgiebigkeit versprechen, die sie verlangten.

Während die Fähre sich hinüberarbeitete, wurde der König mehr und mehr von diesem Gedanken erfüllt. Und jetzt begriff er, wie verkehrt er damals in Stockholm gehandelt hatte, als er Gewalt gebrauchte. Es war keine Sünde, kein Unrecht gewesen, die Umstände brachten es so mit sich ... aber es war doch verkehrt, da die Folgen so groß und verderblich geworden waren. Er hatte vergessen, mit der Meinung seiner Untertanen zu rechnen, die, wenn auch töricht, so doch eine Wirklichkeit war ... Von jetzt ab wollte er auch mit der Rachsucht, Dummheit und Unwissen-

heit der kleinen Leute rechnen, ebenso wie man, mit Rücksicht auf die Fallsucht des Pfeiles, übers Ziel hinauszielt. Er wollte nachgeben, Zugeständnisse machen! Wenn er erst wieder zu Macht gekommen war, würde er die guten Leute, die sich seine Zugeständnisse zunutze machen wollten, schon knapp halten. Er machte einen losen Überschlag über einige hundert dänische Köpfe und wählte die aus, vor denen er sich beugen wollte.

Der König aber kam nicht über den Belt. Unterwegs wurde er schwach. Das Herz war ihm zerrissen, er fühlte sich von Müdigkeit und Gemütsbewegungen bedrängt. Als die jütländische Küste fast erreicht war, gab er Befehl, zu wenden, er wollte nach Middelfart zurück und wenigstens die Nacht über in Ruhe schlafen. So fuhr er denn nach Fünen zurück. Ja, er war es, der alles im Stich ließ. Und wie er so zerschmettert war, daß er zitterte, so gedrückt und gleichzeitig erschüttert, da wurde er zu Tode erschrocken über seine eigene sterbliche Unentschlossenheit. Er sah, wie er hin- und herfuhr, er sah, wie unmöglich es ihm war, eine Entscheidung zu treffen. Es war der Zweifel, der von ihm Besitz ergriffen hatte; und als er ihn selbst erkannte, da wurde er noch schlimmer. Jetzt galt sein Zweifel nicht mehr der Sache, nein, jetzt galt er ihm selbst. Das Schicksal des Reiches, die Lage des Heeres, Kampf und Gegenkampf, das alles würden nur Prozesse im Gehirn des Königs, und er war sich dessen bewußt. So zog der Zweifel seine Königlichkeit herab und ließ nichts weiter von ihm übrig als einen fieberkranken, unschlüssigen Menschen.

Und dennoch kehrte König Christiern um, als er die Lichter in Middelfart sah. Denn als er entdeckt hatte, daß er zweifelte, da wurde er so hohl und niedergeschlagen, so bodenlos von jeder Hoffnung entblößt, daß er zu einer Art Ruhe, der Ruhe der Verzweiflung kam.

Jetzt war ihm seine Verzweiflung selbst klar geworden, und zwar so überzeugend, daß er auf eine merkwürdig umgekehrte Weise wieder Hoffnung zu schöpfen begann.

Indessen, seine Kräfte schwanden. Und als er sich Jütland näherte, wurde ihm klar, daß er nie wieder Herrscher in Jütland werden könne, weil Dänemark ihn zu einem Zweifler gemacht hatte. Er mußte das Land verlassen, wie man ein Weib verläßt, das einen unterliegen gesehen hat. Und er kehrte nach Fünen zurück, krank vor Kummer und Schmerz.

Die Fähre aber war noch nicht halbwegs über den Belt gekommen, als der König wenden und nach Jütland zurückrudern ließ. Aber er war müde und voller Furcht, er war so elend, wie ein Mensch nur werden kann.

Das war König Christierns Verzweiflungsnacht.

Sie machte ihn zu einem gebrochenen Mann. Er fuhr hin und her, bis der Tag graute. Als die Sonne kam, war er auf der Seite von Fünen, und dort blieb er, weil er zufällig da war.

Nein, es war nicht zufällig. Und es war nicht der Sonnenaufgang, der der qualvollen Unentschlossenheit des Königs ein Ende machte. Nein, denn es steht geschrieben, wer zweifelt, der wird niemals, niemals handeln, er wird schließlich die Sache, die Gegenstand seines Zweifels war, fallen lassen.

GEORG KAISER: KÖNIG HAHNREI

Aus dem zweiten Akt

Das Schlafgemach. Mitten vor der Hinterwand das breite, zu den Fußenden herunter sehr schräge Lager. Eine Lampe, die an einem Rahmen läuft, brennt über dem linken Teil des Bettes, auf dem Marke unbedeckt schläft. Die rechte Hälfte liegt im Schatten. Ein Tisch, der einen goldenen Becher trägt, an Markes Seite.

Marke *schläft regungslos. Dann krümmt er sich, murrt auch. Er liegt wieder still. Darauf wälzt er sich hin und her — wirft einen*

Arm nach der Lampe hoch, läßt ihn fallen. Stille. Plötzlich geht sein Atem unruhig, wird kurz und stoßend — er schnauft — wird abgebrochen laut: Ich bin — der glücklichste — *Er fährt in die Höhe, reißt die Augen auf, starrt ins Licht. Gedämpft.* Die Nachtlampe — *Er bedeckt sich die Augen, sitzt unbeweglich. Flüsternd.* Es ist noch Nacht — die Lampe hat mich aufgeweckt — sie hat sich allein über mein Bett hin verschoben — sie muß in der Mitte des ganzen Lagers brennen — um keinen zu blenden — wie sie mich geblendet hat — *Mit geschlossenen Augen schiebt er die Lampe nach rechts hin. Dann sitzt er weiter so aufrecht.* Es ist auch ein Rauch hier — ein Rauch, der aufsteigt — und mich mit seinem Dunst benebelt — und mich nicht schlafen läßt — — Ich schwanke — ich träume — ich bin meiner Sinne nicht so mächtig, um zu schlafen — *Er lehnt sich zum Tischchen hinaus und nimmt den Becher auf, riecht daran.* Das ist es — mein Nachtwein hat mich — mein Nachtwein raucht — und entfacht diesen süßen Dunst, der mir den Kopf — und die Brust benommen macht — — und ich kann nicht atmen — ich kann ersticken — der Nachtwein ist vertauscht — er war zu schwer — ich habe ihn nicht vertragen — — Es ist gut, daß ich ihn nur zur Hälfte ausgetrunken habe — der Geschmack muß mich schon gewarnt haben. *Er stellt den Becher wieder hin, sieht vor sich.* — Der Nachtwein — ist vertauscht — — *Er denkt träumend nach. Seine linke Hand streift langsam in die andere Hälfte des Bettes. Er dreht den Kopf nach: sein Leib erstarrt, seine Augen blicken gebannt. Dann steigt ein Krampf mit schnellem Wachstum in ihm auf. Mit einem einzigen Aufschrei wirft er sich lang über die leere Hälfte des Bettes.* Leer —!! — — *Sich in den Knien aufrichtend.* Der Wein! — sie haben mich betäuben wollen —! *In Nachdenken stürzend.* Wer? — sie? — *Aufheulend.* Tristan und Isolde! — *Für sich selbst eindringlich.* Tristan —? — Isolde? *Er drückt die Fäuste an die Stirn.* Was weiß ich es? — Woher weiß ich das?! — Woher weiß ich das nur? — Woher weiß ich denn

alles?! *Er grübelt vor sich hin.* Was alles? Was ist alles? *Sich versenkend.* Wo war das? — Wo wurde ich —? — Wo war ich? — Wo saß ich —? *Plötzlich auf Füßen auf dem Bett aufsteigend.* Der Akazienbaum!! — im Akazienbaum!! — *Mit stürzendem Erzählen.* Sie kamen — sie saßen unter mir da — sie erzählten es sich — ich saß da oben und war von den tausend Blüten trunken — und vergiftet —! — Meine Ohren hörten, aber mein Verstand faßte nichts — was sie erzählten — — was sie erzählten — —? *Wieder mit dem stärksten Ausbruch.* Brangäne!! — — *Auf das Bett niederbrechend und die Stirn auf dem leeren Teil vergrabend.* Ich habe Isolde — die schönste — schimmernde — kühle — — ich habe nie — nie sie besessen!! *Winselnd und in das Laken beißend.* Sie haben mich erst mit einer Dirne abgespeist — dann haben sie sich mit vergiftetem Wein begnügt — und über meinen Rausch die Lampe geschoben — das wurde genug für mich — da schlief ich nun und war befriedigt! — Nun können sie beieinander liegen — und — — *Er fährt steil hoch, weicht auf seine Bettseite, wölbt die Hand auf den Mund — verharrt sprachlos. Dann sich darunter krümmend.* Das ist — qualvoll —! Das sind qualvolle Vorstellungen — — *Sein Oberkörper schaukelt in der vorgebeugten Haltung. Die Worte sickern durch die Finger heraus.* Das sind — Vorstellungen —!! *Mit einem Aufwirbeln der Hände, im Bett stehend und an die Wand zurückweichend — stammelnd.* Vorstellungen — aus mir — — mehr nicht! — — Aus mir? — mehr nicht? *Stärker.* Nichts ist! *Nachlauschend. Fester.* Es ist — nichts! — Es spielt mir vor — was ich — — im Akazienbaum geträumt habe! — Der Blütenduft hat mir's eingeträufelt — in meine Ohren, die ich nicht geschlossen hatte — wie die Augen nichts gesehen haben! *Sich daran haltend.* Die Augen, die nichts gesehen — was ist dann noch?! — Die Ohren laufen gern weit herum — da war das Sausen von Bienen! —

Die Augen sind mir treu geblieben — sie versagen den Dienst nicht! — Das sind meine lieben Augen, die nichts sehen! — die nichts sahen! — *Fast schreiend.* Die nichts sahen!! *Flüsternd.* Die nichts sehen! *Sich auf dem Bett niederkauernd.* Das war ein matter Traum, der mich geängstigt hat — — *Er wiegt ermüdet den Kopf — hebt ihn mit einem Male, blickt mit freudig sich erhellendem Ausdruck vor sich.* Daß ich sie nie besessen habe — *Noch stockend, dann im Jubelüberschwang und die Hände zusammenklatschend.* Daß ich sie nie besessen habe — rein ist sie — keusch — wie Schnee aufs Wasser fällt! — Sie ist ganz unberührt! — Noch niemals ist sie angetastet —! — Noch niemals ist ihr Hals — Brust — ihr Schoß — *Langsam wiederholend.* Hals — Brust — und Schoß — *Heller.* Noch niemals sind Füße in ihren Schoß gestemmt — *Stärker.* Noch niemals sind Hände hinten an ihren Hals geworfen — *Froh.* Noch niemals sind Arme auf ihre Brust gedrängt — *Dunkel nachsagend.* Noch niemals sind Füße in ihren Schoß gestemmt — *Gedehnt.* Noch niemals sind Hände hinten an ihren Hals geworfen — *Grübelnd.* Noch niemals sind Arme auf ihre Brust gedrängt — — *Mit allem Glück ausbrechend.* Ich habe sie nie besessen!! — *Heiter nach rechts ins dunkle Zimmer.* Sie kommt zurück! *Schon die Lampe auf dem Laufrahmen zu sich herüber reißend.* Ja, sie wird zurückkommen — und sie darf mich nicht entdecken! — *Er wirft sich auf die Seite zum Schlaf.* Ich schlafe. *Rasch wieder hoch.* Ich muß auch noch den Wein austrinken —: es könnte sonst den Verdacht auf mich lenken — erwecken, daß ich nicht fest geschlafen habe. Ich muß fest geschlafen haben. Er soll mich ganz müde machen — wie ein Stein — *Er trinkt den Becher aus.* So — nun wieder auch vorsichtig so hinstellen, wie er vorher stand, als — — Man hat scharfe Augen, wenn — — *Sich wie zu Anfang hinlegend.* Ich spüre schon wieder die

Müdigkeit — sie steigt herauf — durch Brust — und Hals — — *Schon murmelt er im Halbschlaf. Er liegt überwältigt still.* — — *Wie gepeitscht wird er aus dem Schlaf hochgerissen, steht auf dem Bett — schreit.* Das Kind!! — *Nachhörend.* Was ist: — das Kind? *Mit steigendem Entsetzen.* Das Kind hat — sie berührt —! Mit Händen hinterm Hals — mit Armen auf die Brust — mit Füßen im Schoß — *Die Arme wirbelnd.* Überall — überall — überall hin!! — Sie ist berührt — sie ist nicht rein — sie ist nicht keusch — an Brust — an Hals — *Gewürgt.* — ihr Schoß —! — von — — *Ruhig.* — einem Kinde? *Aufmerksam, ein Lächeln steigt auf.* Weil ein Kind sie angefaßt hat? — *Heller.* Ein Kind? — ein Kind?? *Jubelnd.* Ein Kind! — ein Kind ist es! — ja, ein Kind!! Nun kann ich mich beruhigt niederlegen. Was ein Kind tut, verwandelt den Menschen nicht. Ein Kind kann uns nicht beleidigen — mit seinen Ärmchen, Händchen, Füßchen. *Er klopft sich an die Stirn.* Ein Kind! *Er legt sich nieder, hält die Augen offen, starrt vor sich hin. Dann richtet er sich von neuem zum Sitzen auf, grübelt.* Sie hatte es auf ihren Schoß gehoben — da stand es — gut! — ein Kind, wie es noch nicht — das noch nicht — da hielt es die Arme — — doch war es ihre Brust — *Mit bebendem Mund.* — ihr Hals war es — ihr Schoß war es doch — — *Er zwingt sich zur Ruhe.* Wie komme ich nur auf diesen Gedanken, daß ein Kind mich kränken soll? *Zitternd gepreßt.* Weil ich den Strom verstopfen will — und ihn niederhalten — tritt das Rinnsal auf der Seite aus. Das ist es! — Das ist — der Witz — — *Mit wuchtigem Anwachsen.* — dem ich verfalle!! *Ruhig.* Nein, ich muß es mir nur immer ruhig sagen: — ein Kind — an ihrem Halse — *Schluckend.* Doch an ihrem Halse —! — nicht an ihrem Halse —! — Ein Kind an ihrem Halse — also an ihrem Halse? — *Mehr und mehr gesteigert.* Nicht an ihrem Halse! — doch an ihrem

Halse! — nicht! — doch! — nicht! doch! — nein! — ja! — nein! — ja! *Sich niederwerfend und zusammenrollend.* Ach — ein Kind — zum Lachen — zum Vergessen — vergessen und verschlafen — *Halb auffahrend.* Das ist sie! — das sind ihre Schritte! — sie kommt an! — schon weht der Vorhang vor ihrem Gang — *Sich herumwerfend.* Ich schlafe! — Still! — Nacht! *Er schnarcht in regelmäßigen Zügen.*

BERNHARD KELLERMANN: DIE GRÜNDUNG

Es schien zunächst, als ob Allans Projekt, das eine Epoche in der Geschichte zweier Kontinente und selbst für diese vorgeschrittene Zeit nicht alltäglich war, nicht den geringsten Eindruck auf die Zuhörerschaft gemacht habe. Manche waren sogar enttäuscht. Es schien ihnen, als hätten sie dann und wann schon gehört von diesem Projekt, es lag in der Luft wie viele Projekte. Und doch hätte es niemand noch vor fünfzig — wie sagst du? — vor zwanzig Jahren aussprechen können, ohne daß man darüber gelächelt hätte. Es gab hier Leute, die, während sie die Uhr aufzogen, mehr verdienten als die Mehrzahl der Menschen in einem Monat, es gab hier Leute, die keine Miene verzogen, wenn die ganze Erde morgen wie eine Bombe explodierte, aber es gab hier keinen einzigen, der erlaubte, daß man ihn langweilte. Und davor hatten sie sich alle am meisten gefürchtet, denn, bei Gott, C. H. Lloyd konnte auch einmal versagen! Es wäre ja möglich gewesen, daß dieser Bursche irgendeine alte Sache auskramte, etwa, daß er die Wüste Sahara bewässern und fruchtbar machen wolle, oder sonst etwas. Sein Projekt war wenigstens nicht langweilig. Das war schon sehr viel. Besonders die Einsamen und Schweiger atmeten erleichtert auf.

Allan hatte keineswegs erwartet, sein Auditorium durch sein Projekt niederzustrecken, und war mit dem Eindruck, den seine Ankündigung machte, vollkommen zufrieden. Mehr konnte er vorläufig nicht verlangen. Er hätte ja seine Idee langsam abbrennen können, aber er hatte sie absichtlich wie eine Kartätsche gegen seine Zuhörerschaft abgeschossen, um diesen Panzer einer scheinbaren Indifferenz, die jeden Redner hätte entmutigen können, diesen Panzer aus Phlegma, Schulung, Ermattung, Berechnung und Abwehr auf einen Schlag zu sprengen. Er mußte diese sieben Milliarden zwingen, ihm zuzuhören. Das war seine erste Aufgabe, das und nichts anderes. Und es schien, als ob ihm dies gelungen sei. Die ledernen Sessel knirschten, einige lehnten sich bequem zurecht, sie zündeten sich eine Zigarre an. Mrs. Brown nahm den Hörapparat zu Hilfe. Wittersteiner von der New York-Zentral-Bank raunte J. O. Morse, dem Kupfermann, etwas ins Ohr.

Und Allan fuhr ermutigt und sicherer fort.

Der Tunnel sollte hundert Kilometer südlich von New York von der Küste New Jerseys ausgehen, die Bermudas und Azoren und Nordspanien berühren und an der biskayischen Küste Frankreichs emporsteigen. Die beiden ozeanischen Stationen, die Bermudas und Azoren, waren vom technischen Standpunkt aus unentbehrlich. Denn mit ihnen, zusammen mit der amerikanischen und den zwei europäischen, waren fünf Angriffsstellen für die Tunnelstollen gegeben. Ferner waren die ozeanischen Stationen für die Rentabilität des Tunnels von größter Bedeutung. Die Bermudas würden den gesamten Personenverkehr und die Post des mexikanischen Beckens, Westindiens, Zentralamerikas und des Panamakanals aufsaugen. Die Azoren den gesamten Verkehr Südamerikas und Afrikas an sich reißen. Die ozeanischen Stationen würden Angelpunkte des Weltverkehrs werden von der

Bedeutung New Yorks und Londons. Es war ohne jeden Kommentar einleuchtend, welche Rolle die amerikanische und die europäischen Stationen in Zukunft auf dem Erdball spielen würden! Die einzelnen Regierungen würden gezwungen sein, ihre Zustimmung zum Tunnelbau zu erteilen, ja, er, Mac Allan, würde sie zwingen, die Papiere des Tunnelsyndikats an ihren Börsen zuzulassen — wenn anders sie nicht gesonnen waren, ihre Industrien um Tausende von Millionen zu schädigen.

„Der Tunnel der Behringstraße, der vor drei Jahren in Angriff genommen wurde," sagte Allan, „der Dover-Calais-Tunnel, der in diesem Jahr seiner Vollendung entgegengeht, haben zur Genüge bewiesen, daß der Bau submariner Tunnel der modernen Technik keine Schwierigkeiten bereitet. Der Dover-Calais-Tunnel hat eine Länge von rund fünfzig Kilometern. Mein Tunnel hat eine Länge von rund fünftausend Kilometern. Meine Aufgabe besteht demnach lediglich darin, die Arbeit der Engländer und Franzosen zu verhundertfachen, wenn ich auch keineswegs die größeren Schwierigkeiten verkenne. Aber ich brauche es Ihnen nicht erst zu sagen: wo der Mensch von heute eine Maschine aufstellen kann, da ist er zu Hause! Finanziell hängt die Ausführung des Projektes von Ihrer Zustimmung ab. Ihr Geld brauche ich nicht — wie Hobby sagte — denn ich werde den Tunnel mit amerikanischem und europäischem Geld, mit dem Geld der ganzen Welt bauen. Das Projekt technisch in der Zeit von fünfzehn Jahren zu bewältigen ist allein von meiner Erfindung bedingt, die Sie kennen, dem Allanit, einem Hartstahl, der der Härte des Diamanten nur um einen Grad nachsteht, die Bearbeitung des härtesten Gesteins ermöglicht und es erlaubt, eine unbeschränkte Anzahl von Bohrern in beliebiger Größe äußerst billig herzustellen."

Das Auditorium folgte. Es schien zu schlafen, aber

gerade das war ein Zeichen, daß es seine Arbeit aufgenommen hatte. Die meisten der grauen und weißen Scheitel hatten sich gesenkt, nur zwei, drei schweißglänzende Gesichter waren nach oben zum Himmel gerichtet, wo die Sterne wie Scherben glitzerten. Jemand drehte eine Zigarre zwischen den gespitzten Lippen und blinzelte zu Allan empor, ein anderer nickte, das Kinn in der Hand, nachdenklich vor sich hin. Fast aus allen Augen war der gutmütige und kindliche Ausdruck gewichen und hatte einem nachdenklichen, verschleierten oder gespenstisch wachen Blick Platz gemacht. Mrs. Brown hing an Allans Lippen, und ihr Mund zeigte einen scharfen, höhnischen, fast bösartigen Ausdruck. All die Gehirne der dreißig Sklavenhalter, in die Allan seine Ideen und Argumente hineinhämmerte, daß sie wie Keile festsaßen, waren in Schwung gekommen. Das Geld dachte, das Eisen, der Stahl, das Kupfer, das Holz, die Kohle. Diese Sache Allan war nicht gewöhnlich. Sie verdiente, daß man sie überlegte und erwog. Ein Projekt wie dieses fand man nicht täglich auf der Straße. Und diese Sache Allan war nicht leicht! Es handelte sich hier nicht um ein paar Millionen Bushel Weizen oder Ballen Baumwolle, nicht um tausend King-Edward-Mines-Aktien, Australien. Es handelte sich um weit mehr! Für die einen bedeutete die Sache Allan einen Berg von Geld ohne besonderes Risiko für das Eisen, den Stahl, die Kohle. Ihr Entschluß war kein Kunststück. Für die andern bedeutete sie Geld bei großem Risiko. Aber es hieß Stellung nehmen. Stellung! Denn es handelte sich hier um noch etwas, es handelte sich hier um Lloyd und um keinen andern als Lloyd den Allmächtigen, der wie ein goldenes Gespenst, schaffend und vernichtend, über den Erdball schritt! Lloyd wußte recht wohl, was er tat, und dieser Allan wurde geschoben und glaubte zu schieben. In den letzten

Wochen waren in Wallstreet große Transaktionen in Montanwerten und Papieren der schweren Industrie vor sich gegangen. Nun wußten sie, daß es Lloyd war, der seine Armeen durch Strohmänner hatte vorschieben lassen! Es lag auf der Hand, Lloyd, der jetzt in seinem Tresor saß und seine Zigarre lutschte, hatte schon seit Wochen losgeschlagen, und dieser Mac Allan war seine Faust! Immer war Lloyd der erste, immer hatte er die besten Claims schon besetzt, wenn der allgemeine Rush kam. Allein noch wäre es ja Zeit, den Vorsprung einigermaßen einzuholen. Man brauchte nur heute abend noch seine Depeschen über die Welt zu jagen, sofort nach dem Meeting. Morgen früh allerdings wäre es schon viel zu spät.

Es galt Stellung zu nehmen . . .

Einzelne, deren Gehirne sich heißgelaufen hatten, unternahmen den Versuch, dem Problem dadurch beizukommen, daß sie Allans Person unter die Lupe nahmen. Während sie genau hörten, was Allan über den Bau des Tunnels sagte — wie er die Stollen vortreiben, ausbauen, belüften wolle — studierten sie ihren Mann von den Patentlederschuhen an — seine schneeweißen Flanellhosen, seinen Gürtel, sein Hemd, seinen Kragen und seine Binde — bis hinauf zu den soliden Stirnknochen, über die sich sein glatter, kupferrot schimmernder Scheitel spannte. Das Gesicht dieses Mannes glänzte im Schweiß wie Bronze, aber es zeigte jetzt, nach einer Stunde, nicht die leiseste Abspannung. Im Gegenteil, es war markanter und wacher geworden. Die Augen dieses Mannes hatten kindlich und gutmütig ausgesehen, als er begann, nun aber, schwimmend in Schweiß, waren sie kühn und klar, stählern und blinkend wie jenes Allanit, das dem Diamanten nur um einen Grad an Härte nachstand. Und es war gewiß, daß dieser Mann sich nicht oft so in die Augen blicken ließ! Wenn dieser

Mann Nüsse aß, so brauchte er auf keinen Fall einen Nußknacker. Die Stimme dieses Mannes hämmerte und rauschte im Brustkasten, bevor sie herauskam. Allan warf eine Skizze auf die Tafel, und sie studierten seinen gebräunten Unterarm mit den tätowierten gekreuzten Hämmern, es war der Arm eines trainierten Tennisspielers und Fechters. Sie studierten Allan wie einen Boxer, auf den man setzen will. Der Mann war gut, ohne Zweifel. Man konnte auf ihn verlieren und brauchte sich nicht zu schämen. Es war Lloyds Blick! Sie wußten, daß er mit zwölf Jahren Pferdejunge in einer Kohlengrube war und daß er sich im Laufe von zwanzig Jahren aus einer Tiefe von achthundert Metern unter der Erde bis empor auf den Roofgarden des Atlantic gearbeitet hatte. Das war etwas. Es war auch etwas, dieses Projekt auszuarbeiten, aber das weitaus Schwerere und Bewunderungswürdigere war, daß er es fertiggebracht hatte, dreißig Menschen, für die ein Tag ein Kapital bedeutet, zu einer bestimmten Stunde hierher zu beschwören und sie zu zwingen, ihm bei einer Temperatur von neunzig Grad Fahrenheit zuzuhören. Vor ihren Augen schien sich das seltene Schauspiel abzuspielen: einer kam den Glasberg herauf zu ihnen, gesonnen, seinen Platz zu beanspruchen und zu verteidigen.

Allan sagte: „Zur Verwaltung der Stollen und für den Betrieb brauche ich eine Stromstärke, die etwa jener der gesamten Niagara-Power-Works gleichkommt. Der Niagara ist nicht mehr zu haben, so werde ich mir meinen eigenen Niagara bauen!"

Und sie erwachten aus ihren Gedanken und sahen Allan ins Gesicht.

Noch etwas fiel ihnen an diesem Burschen auf: er hatte während des ganzen Vortrages weder gelächelt noch einen Scherz gemacht. Humor schien nicht gerade seine Sache zu sein. Nur einmal hatte die Gesell-

schaft Gelegenheit gehabt zu lachen. Das war, als die Photographen ein wütendes Zwischengefecht eröffneten und Allan sie anherrschte: „*Stop your nonsense!*"

Allan las am Schluß die Gutachten der ersten Kapazitäten der Welt, Gutachten von Ingenieuren, Geologen, Ozeanographen, Statistikern, Finanzgrößen aus New York, Boston, Paris, London, Berlin.

Das größte Interesse erweckte Lloyds Resümee, der die Finanzierung und die Rentabilität des Projektes ausgearbeitet hatte. Allan las es zuletzt, und die dreißig Gehirne arbeiteten mit ihrer größten Geschwindigkeit und Präzision.

Die Hitze schien sich urplötzlich verdreifacht zu haben. In Schweiß gebadet lagen sie alle in den Sesseln, und das Wasser rann ihnen über die Gesichter. Selbst die Kühlapparate, die hinter den Gebüschen und Sträuchern aufgestellt waren und ununterbrochen kalte, ozongesättigte Luft aushauchten, schufen keine Linderung mehr. Es war wie in den Tropen. Chinesische Boys, in kühles, schneeweißes Linnen gekleidet, glitten lautlos zwischen den Sesseln hindurch und reichten Limonade, *horses-neck*, *gin-fizz* und Eiswasser. All das half nichts. Die Hitze stieg in Schwaden von der Straße herauf und wälzte sich als glühender Brodem, den man mit den Händen greifen konnte, über den Dachgarten. New York, aus Eisenbeton und Asphalt, war wie ein vieltausendzelliger Akkumulator, der die Glut der letzten Wochen aufgespeichert hatte und sie jetzt ausspie. Und ununterbrochen gellte und schrie die fieberige Broadway-Schlucht tief unten. New York, von den Menschen zwischen 3000 Meilen Ozean und 3000 Meilen Kontinent aufgetürmt, dieses kochende, schlaflose New York selbst schien zu fordern, zu beschwören, anzupeitschen zu immer größeren, immer unerhörteren Anstrengungen. New York selbst, das Gehirn Amerikas, schien zu denken,



Siegfried Ochs.



Bertha Koenig

einen Riesengedanken hin und her zu wälzen zu gebären . . .

In diesem Augenblick hörte Allan auf zu sprechen. Fast mitten im Satze. Allans Rede hatte gar keinen Schluß. Es war eine umgekehrte Rede, deren Steigerung am Anfang lag. Der Schluß kam so unerwartet, daß alle in der gleichen Lage sitzen blieben und ihre Ohren noch arbeiteten, als Allan schon gegangen war, um sein Projekt der Diskussion zu überlassen.

Das Reklameluftschiff kreuzte über dem Dachgarten und trug die Worte über Manhattan dahin: „25 Jahre Lebensverlängerung! — Garantie! — Dr. Josty, Brooklyn!“

ANNETTE KOLB: DON JUAN

Don Juan zeigte sich bei Tische, wo er Mariclées Nachbar war, als ein ungewöhnlich begabter und vielseitiger Mann, und wie einer, selbstgefällig seine Hand ausstreckend, geschliffenes Glas im Lichte dreht und wendet, so drehte und wendete er ihr alle Facetten seines Geistes zu und ließ sie funkeln und gefiel sich mit viel Natürlichkeit und noch mehr Geschick an seinem eigenen Feuer. Es trug niemand eine Tiara und sie waren nur zu sechs: Don Juan und Mariclée, ihre Freundin, deren Gatte Lord S., seine Mutter und seine Schwester. Mariclée hatte nicht gedacht, je wieder hier zu sein, und wie fühlte sie sich doch wieder mit ihren innersten Fibern an dies prunkvolle und interessante Haus gewöhnt, als sei etwas von ihrem Geiste alldieweil in diesen Mauern zurückgeblieben. Wie hatten sie selbst die Schauer der oberen Zimmer wieder angeheimelt, da sie die alten Eindrücke so unverändert wiederfand. Die Pracht der Möbel, der Gobe-

lins und Kamine war es ja nicht allein, denn in Museen sieht man vereinzelt, wie ausgestopft, solche Stücke. Sondern überall das Zusammentönen und -leben dieser stillen Truhen, dieser alten Teppiche, dieser seidenen Draperien und Quasten, mit den schlanken Fachkästen und Stühlen und dem kunstvoll so rein und naiv gewundenen oder skulptierten Holz. Wo an den niedern Wänden der Raum nicht von den Wappen mit den ausgehauenen Löwen ausgefüllt, oder köstliche Schreine eingelassen waren, zogen sich durch jene oberen Zimmer hindurch früh mittelalterliche Gobelins. Lange Prozessionen schritten da einher, Könige, Bischöfe und Heilige; edle Jungfrauen blickten rührend und ernst, und hinter dem Stuartbett heute wie damals eine geheimnisvolle schöne, eine große, weinende Gestalt. Alles dies hatte sie schon erlebt und ihr stilles Wiedererkennen war ein inneres Grüßen. Ob es die Gespenster schon wußten, daß sie wieder gekommen war?

Man hatte sich nach Tische in den großen Saal verfügt, und Mariclée war mit ihrer Kaffeetasse an das äußerste Ende gegangen, und staunte wie die Beauvais, die alten Möbel und Bilder, die ausgeschüttete Pracht kostbarer Dinge hier wie zu leuchtender Musik zusammenflossen, als sie plötzlich merkte, daß Don Juans schwerer Blick auf ihr ruhte. Aber sie hielt ihn aus und lächelte ein wenig, ein Lächeln, das ihn intrigierte, weil er es nicht verstand.

Und dann saßen sie alle beisammen und man sprach für den Rest des Abends von nichts anderem mehr als von Politik. Es war der Sommer, in dem es in ganz England nur ein einziges Thema gab: das Budget; und Mariclée dachte für den Rest des Abends nur mehr an dies Budget, das sie nichts anging.

Es war schon vorgeschrittene Nacht, als sie auf ihr Zimmer kam. Der weiche Glanz der mächtigen Häng-

laternen vermochte so wenig wie die Morgenstrahlen die Düsterkeit dieser Gänge zu verscheuchen, als könnten Jahrhunderte nichts daran rücken. Sie dachte an den jungen Mann, der damals ihr gegenüberwohnte. Was mochte wohl aus ihm geworden sein? Da öffnete sich dieselbe Türe und Leporello glitt mit einer Wasserkanne aus dem Zimmer seines Herrn: sie sah im Fluge schimmernde Spiegel, anheimelndes Kerzenlicht, und wohl an die zwanzig Schuhe am Boden hingereiht. Ach, morgen früh würde er Glenford schon verlassen! sollte sie denn wieder wie damals diesen Flügel ganz allein bewohnen? Aber gottlob, neue Gäste waren ja erwartet! mochten sie drei Diademe übereinander tragen!

Und sie betrat ihr Zimmer; blickte auf ihr Bett, auf die maskierte Türe. Wie illusorisch war die Zeit! es gibt vergangene Dinge, die nicht vorüber sind, ob wir sie auch vergaßen. Und eine Nacht von ihren damaligen Nächten war geblieben. Denselben Ton, dieselbe Stimmung nahm sie wieder mit innerem Erblassen wahr. Aber sie traf ihre Maßregeln, drehte das Licht nicht ab, sondern umflorte es mit einer rosa seidenen Schärpe.

Am nächsten Morgen hörte sie die Stimme ihrer Freundin, die vom Garten aus nach ihr rief. Sie folgte ihr und beide gingen plaudernd die Terrassen auf und nieder, als Don Juan aus dem Hause trat und sich zu ihnen gesellte; es hatte sich ein Irrtum mit seinem Zuge herausgestellt, und vor Nachmittag konnte er nicht fahren.

Die Sonne stieg höher und sie setzte sich mit den beiden unter einen Baum, dessen mächtiges Gezweige einen weiten Schattenring am Rasen zog. Sie gerieten bald sehr eifrig ins Gespräch. Das intellektuelle Prestige der Deutschen ist in England ebenso enorm wie ihre Unbeliebtheit; soviel hatte Mariclée schon heraus.

„Daß die Engländer die Deutschen nicht kennen," sagte sie, „ist nämlich gar nicht wahr: Deutsche und Franzosen kennen einander nicht, aber zwischen uns und England besteht nichts anderes als ein durch das Tantengetratsch der Zeitungen immerwährend hin- und hergetragner Bruderhaß. Wenn wir einmal zu einer Verständigung kommen, gibt es eine Familienfeier, wie sie kolossalischer nie dagewesen ist."

„Und inzwischen das Tempo, mit dem ihr eure Dreadnoughts beschleunigt!" warf ihre Freundin ein.

„Und inzwischen euer Argwohn!" seufzte Mariclée.

„Unser sehr berechtigter Argwohn," schloß Don Juan.

Und wohin sie in England kam, es hallte ihr über die Deutschen nirgends ein anderer Ton entgegen!

Zum Schluß natürlich — wie wäre es anders möglich gewesen? — sprachen sie von Liebe.

Es war zuvor von Politik die Rede gewesen, und es reizte Mariclée, Don Juan gegenüber die These zu verfechten, die Politik sei eine passionelle Ader und ein großer Staatsmann könne nicht zugleich eine Laufbahn als homme à bonnes fortunes verfolgen; sie zitierte dabei Bismarck, Beaconsfield und Gladstone.

Don Juan, der wie soviel andere Konservative bei den letzten Wahlen seinen Sitz im Parlament verloren hatte, wollte dies nicht gelten lassen. Er nannte Goethe und Napoleon; allein sie ließ den einen ebensowenig als einen wirklichen homme à femmes gelten (Napoleon nämlich) wie den andern als eigentlichen Staatsmann. Er sammelte flugs andere Leute und schickte englische Politiker ins Treffen, deren Biographie sie nicht genügend kannte. Übrigens war er bezaubernd. Es ist hart zu sagen, aber nicht die Liebe, die man hegt, sondern etwas so Abhängiges, wie die Liebe, die man einflößte, diese ist die abtönende und feilende Kraft, die so wenig

für unseren Wert, aber so einzig für unsere Geltung entscheidet. Was ihn trug, war nicht sein eigenes Feuer, noch die Gefühle, die er etwa empfand, sondern es war die Gewalt, welche ihm die Frauen zugestanden, und der Reflex ihres Blutes, nicht das Spiel seines eigenen, hing ihm wie ein Purpur an. So war es nur natürlich, daß er die Liebe als etwas so Unentrinnbares hinstellte. „Unentrinnbar?“ wiederholte fragend Mariclée und ließ ihre Blicke in die Ferne schweifen. „Ist sie so einfach? Unser Hang, in eure Arme zu sinken, ist doch ebenso elementar wie unsere Scheu, euch zu verfallen. Ihr glaubt nicht recht daran, weil es ein Zug ist, der euch fehlt. Denn ihr seid uns zwar untreu, jedoch nicht abgeneigt.“

Es amüsierte sie so, ihm das zu sagen.

Und diesmal widersprach er nicht, nur wollte er diesen „Zug“ sehr einfach auf einen Instinkt der Selbsterhaltung zurückleiten; die Liebe griffe so ungleich mächtiger in unsere Organismen ein, daß die Natur selbst in größerer Zurückhaltung Schutz suche. Aber dies war den Freundinnen doch nicht subtil genug. Freilich destillierten sich die höchsten Dinge aus den primitivsten, aber wie ein Grundstein die erste Bedingung zu schwebenden Pfeilern sei. Man brauche ihn nicht zu sehen und für das Bild des Ganzen sei er unbeträchtlich.

Und so disputierten sie hin und her, um sich dann wieder auf irgendeinen Scherz des Don Juan hin zu einigen, bis sie die Luncheonglocke unterbrach.

Bei diesen Luncheons fand Mariclée vor allem zwei Dinge nach Wunsch: daß man seinen Hut aufbehielt (man zog meist bis gegen Abend damit herum) und daß man sich selbst bediente. Der Butler und sein Generalstab erschienen nur zu Anfang, reichten einiges herum und zogen dann wieder ab. Auf den mächtigen

Seitentischchen brannten Flämmchen unter den silbernen langstieligen Kasserolen und warfen Reflexe auf die farbigen Teller, das Gold und Silber der Bestecke, die feierlichen Platten, die da warteten. Nichts aber von allen Speisen schien ihr so prächtig zu einem Stillleben geeignet wie zerlegte *grouse*. Die Teile schichteten sich mit so satter Kompaktheit auf, der Ton des Fleisches, mit seiner wie in sich ruhenden Fülle, war so souverän, daß zu ihm gehalten solch alltägliche Dinge wie Indiane oder Fasane jede künstlerische Berechtigung verloren. Es war das Ideal.

Mariclée ging eben mit ihrem Teller spazieren, als eine junge und sehr elastische Gestalt, die ganz mit Schleiern und hellen Tüchern bedeckt schien, zur Tür hereinwehte. Es war die Herzogin von R . . . Sie sah aus, als käme sie von einem Ritt durch die Wüste und sei soeben vom Höcker ihres Kamels herabgeglitten; es stand aber nur ihr Auto draußen auf dem Kies und sie war gekommen, um den Don Juan darin mitzunehmen. Erst als sie den Schleier von ihrem Gesichte zurückschlug, sah Mariclée, daß die Jugend von ihr entwichen war. Wenn aber eine junge Schönheit uns entzückt, so haben die Reize einer schön gebliebenen Frau etwas, das uns begeistert. Ist die Zeit etwas so Niedriges, dachte sie bei ihrem Anblick, daß alles, was ihr widersteht, so edel wirkt?

Es kam auf der Stelle und unter großem Wehklagen die politische Lage zur Sprache. Daß Tags zuvor ein englischer Pair im Parlament übel bestanden hatte und die Liberalen die besseren Führer aufwiesen, war ein Grund mehr, gegen sie erbittert zu sein. Der Name Churchill, der in Deutschland so bereitwillige Erwähnung findet, war in diesen Kreisen geächtet. Er hatte soeben in einer glänzenden und insolenten Rede die Herzöge arg zerzaust und diese immens reichen Herren, die Roseberry

those poor but honest dukes zu nennen gewagt hatte, ironisiert. „*And we are so poor!*“ klagte die Herzogin.

Man war von Tisch aufgestanden und hatte sich in die Halle verfügt, denn es war dort am kühlsten. Mariclée schlich indes in die Bibliothek, um diese Rede, die ihr entgangen war, nachzulesen. Sie brauchte eine ganze Weile, um sie herauszufinden, vergrub sich dann mit ihrer Zeitung in einen tiefen Lehnstuhl und machte sich gewissenhaft darüber. Da ging plötzlich die Türe auf, und Don Juan trat herein.

„Ich komme mich zu verabschieden,“ sagte er. Und wie er vortrat und lächelnd auf sie zukam, und ihre Hand faßte, und sie hielt und die Hoffnung aussprach, ihr wieder zu begegnen, so daß unwillkürlich ihre Haltung der seinigen entsprach und sie ihn ansehen und ein wenig lachen mußte, — das Ganze war ein Meisterstück. Weiß doch ein Frauenkünstler so geschickt mit ihnen umzugehen wie ein Virtuos mit seiner Geige. Zwar kannte sie ja die Art, und das Prinzip war überall dasselbe: selbst nach flüchtiger Begegnung leichthin den Schein anzunehmen, als sei ein Eindruck hingenommen worden, einzig zu dem Zwecke, daß ein Eindruck hinterbliebe.

Aber, aber — — — zufällig war ihr schon der Don Juan Deutschlands und Frankreichs, Don Juan d'Austria, ja sogar der Süditaliens begegnet. Und nichts sieht einem Erleben so ähnlich wie ein Erkennen.

HERTHA KOENIG: GERANIUM TRISTE

Lenaus morgenländischer Kopf hob sich dunkel von den weißen Bettlinnen ab. So hatte ihn Emilie schon oft gesehen, als er am Scharlachfieber krank lag. Aber damals lächelte er ihr immer so liebevoll entgegen und

sagte, er fühle sich gesund, wenn sie nur hereintrete. Jetzt konnte sie seine Blicke nicht sammeln, die unruhig hin und her irrten.

Er richtete sich auf und zog gierig die Teetasse an den Mund. Sein Auge hatte die gläserne Starrheit verloren, er mußte geweint haben.

„Mein Leben ist ein Unsinn," stöhnte er noch vor sich hin.

Emilie wollte ihn trösten und erinnerte ihn daran, wie sein Leben mit reichem Schaffen gesegnet sei.

„Was habe ich getan," rief er verächtlich — „ein paar schöne Gedichte gemacht, das ist alles!"

Er fing wieder an zu weinen.

„Es ist eine besondere Fügung Gottes, daß ich durch die Natur gezüchtigt werde und nicht durch das Gesetz. Strafe mußte kommen, ich habe sie verdient!"

Emilie bat ihn, sich nicht wieder mit dunklen Phantasien aufzuregen.

Er hörte nicht.

„Ich habe das Sittengesetz nicht heilig geachtet! Das Talent stand mir viel höher und das Sittengesetz ist doch das Höchste!"

Er wollte nicht mehr trinken. Die Tränen übermannten ihn. Seine Stimme war die hilflose Stimme eines Kindes.

„Wie wird die Welt mich nun verurteilen, daß ich so schwach war; niemand wird mich achten und mein Andenken ehren; in ganz kurzer Zeit bin ich mit allem, was ich geschrieben habe, vergessen!"

Er drückte sein Gesicht gegen Emiliens Arm, daß sie seine Tränen unter dem weiten, zurückgeschobenen Ärmel fühlte. Emilie wußte nicht, was sagen, — sie legte ihren Arm um ihn und strich mit ihrer Hand beruhigend, gleichmäßig seinen Rücken abwärts und blickte ratlos das Tapetenmuster entlang.

Plötzlich richtete er sich auf und griff mit der Faust in die Falten ihrer Morgenjacke auf der Brust.

„Emilie, — sag mir, was die Menschen hier über mich reden!“

Sie erschrak und dachte, daß sie wohl Reinbeck rufen müßte, weil wieder ein Anfall käme. „Ich weiß nicht, Lieber, — — was willst du denn?“

„Du wirst doch nicht denken, daß du mir das verheimlichen kannst!“ Er lachte auf. „Ha, ha, wenn du es mir nicht sagen magst, dann werde ich es dir erzählen: Es werde nichts aus meiner Heirat, sagen sie, weil ich in Wien ein Verhältnis habe . . .“

„Ach, du wirst dich doch nicht um die Leute kümmern,“ beruhigte Emilie, während sie noch an Reinbeck dachte.

„Was, darum soll ich mich nicht kümmern, was sie von mir sagen? In Karlsbad haben sie sogar schon die Löwenthal bei Namen genannt!“

Er fing wieder an zu weinen. „O Gott, dieser Klatsch richtet sie zugrunde! Wenn ihr Mann davon erfährt! Und ich habe sie von mir gestoßen, nur weil ich meine Ruhe haben wollte. Ich habe ihr Bild fortgeworfen, sie mit Füßen getreten, die zwölf Jahre lang das Glück meines Lebens gemacht hat!“

Emilie ließ entsetzt seine Hand los: „Du — — du —?“

„Ja,“ lachte er wieder auf, „ich habe das Wagestück einmal getan, mich mit Leib und Seele einem Weibe zu verkaufen!“

„Du hast — ein Verhältnis mit dieser Frau?“ Der Atem stand ihr still.

„Ein reines Verhältnis, ein reines!“ beteuerte er. „O Emilie, weißt du, warum ich zugrunde gehen muß?“ Seine Augen traten wieder erschreckend aus den Höhlen. „Weil ich am Ziel der höchsten Wonne immer wieder

umkehren mußte. Das ist der Fluch meines Lebens! — Weil die Sehnsucht nie gestillt wird, wandelt sie sich nun irr und wild in Verzweiflung!“

Er fuhr mit der Hand in seine verworren hängenden Haare und hielt sie fest.

Emilie vergaß ganz, daß er krank war. „Sag, wie kam es?“

„Wie es kam? Ja, — das ist eine lange Geschichte.“ Er stützte seinen Körper auf beide Hände, daß der Kopf ganz tief zwischen den hochgeschobenen Schultern stak. Seine Augen schienen in einer fernen Vergangenheit zu suchen.

„Es war eigentlich gar nicht so ein Sehen und Lieben! — Aus reiner Neugier ging ich einmal in diesen Kreis, weil man die Liebenswürdigkeit und den Geist der Löwenthal allgemein rühmte. Ich kann nicht einmal sagen, daß ich mich da sonderlich wohl fühlte. Die alten Frauen hatten alle so laute Stimmen, namentlich die Hofrätin Kleyle, Sophiens Mutter. Um alles wurde ein odiöser Spektakel gemacht. Und der Löwenthal selbst hat mir recht flattiert, weil ich ihm helfen sollte, einen Verleger für seine Gedichte zu finden.“

„Ist Löwenthal Dichter?“ fragte Emilie.

Lenau mußte lachen. „Der Max und ein Dichter! Wenn ihm nach seiner andern Schreiberei noch Tinte in der Feder bleibt, schreibt er gereimte romantische Sätzlein, so ein Dutzend, hin.“

Emile drängte ihn, weiter zu erzählen.

„Warum ich eigentlich wieder in das Haus gehen mußte, weiß ich selbst nicht. Doch! Es war hauptsächlich, weil so viel gute Musik gemacht wurde. Ich habe dort den Mikschick Beethoven spielen hören.“ Seine Augen schlossen sich vor Entzücken.

„Von Sophie hatte ich wohl den Eindruck einer sehr gewandten Frau mit anmutigem Scherz und gebildetem

Geist, aber die Unterhaltung bewegte sich immer nur im Oberflächlichen, Spielerischen. Was ich immer bewunderte —: die Anmut, mit der sie als Hausfrau ihren Zirkel leitete. Durch eine ihrer reizenden Bewegungen zog sie aller Aufmerksamkeit auf sich, die sie dann mit irgend einem Bonmot belohnte — immer äußerst delikat in Wort und Betonung. — Du kannst dir davon kein Bild machen. Diese elegante, höchst reizvolle Art gibt es nicht hier in Stuttgart, die gibt es nur in Wien."

„Doch," sagte Emilie ganz versunken, „sie muß sehr schön sein."

Er schüttelte langsam den Kopf. „Das ist es nicht einmal — — o ja, schön ist sie auch."

Und er beschrieb ihre zart gebaute Erscheinung: ihren Kopf — immer ein wenig gesenkt gleich einer Blüte — das glatt gescheitelte schwarze Haar mit der reichen Flechtenkrone, — die Augen mit den langen Wimpern und den wundersanften Brauen. „Die unstillbare Sehnsucht dieser Augen hinter den langen begütigenden Wimpern, die erkannte ich damals noch nicht —: wie in ihrem Schwellen und Sinken die Seele atmet. Erst als ich nach längerer Zeit wieder nach Wien kam. — Da fand ich sie in der Hoffnung.

O Emilie!" — er ließ seinen Kopf in den Nacken zurücksinken — „sie war das erste Weib, das mir ein Gefühl dafür gab, was es bedeutet, am Leben teilzuhaben — an dem rätselvollen Werden und Vergehen. Ich weinte die Nächte durch vor verschmachtendem Jammer, weil sie nicht mein war. Damals durfte ich mich ihr nicht vertrauen — ich blieb fern — aber als das Kind geboren war, da öffnete ich ihr mein Herz und gab ihr die drei Gedichte an sie."

Er lächelte plötzlich in der Erinnerung. „Wie sie die entgegennahm! Wie eine Königin verdiente Hul-

digungen. — Und doch lag etwas Kindlich-Schüchternes darin, wie sie mich ihrer tiefen Verehrung versicherte.

Von dem Tage an war ich oft in Penzing."

„In Penzing?" fragte Emilie bestürzt, „da, wohin wir dir immer die Briefe schickten? Bei ihr im Hause hast du gewohnt?"

Er nickte. „Du hättest dich gewundert, in welcher Unordnung ich da gehaust habe — nicht so ruhig und bequem wie hier bei euch. In meiner Stube waren Schränke und Kasten aufgestapelt. Vor irgend einen Kistendeckel mußte ich mich hocken, wenn ich was schreiben wollte. Und im Wohnzimmer die Kinder um einen herum! Kannst du dir vorstellen, daß ich da die ganzen Vormittage saß, die Kinder auf meinem Schoß reiten ließ und zuschaute, wie sie mit ihnen spielte? O, manchmal konnte ich es nicht mehr aushalten, ich mußte hinausgehen und weinen, — daß es nicht meine Kinder waren!"

Er sank vom langen Erzählen ermüdet in die Kissen zurück und machte eine Pause. Emilie reichte ihm einen Schluck Tee.

„Ist es nicht wunderbar," fing er wieder an, „daß sie auch Malerin ist? Blumenmalerin. Aber sie ist auch eine geschäftige Hausfrau. Bei ihr ist alles wie ein liebenswerter Zeitvertreib. — Weißt du, wann sie am allerschönsten ist? — Wenn sie meine Gedichte auswendig spricht — ganz affektlos. Es ist, als hörte man ihrer Seele zu. Dann sitzt sie so da." Er machte es unwillkürlich nach, stützte den Kopf in beide Hände und richtete seinen verzehrenden Blick geradeaus. „Ihr schwarzes Seidenkleid umschließt sie glatt und glänzend wie schwarzes Wasser. Ihr Duft ist wie von einem *geranium triste*."

SIEGFRIED KREBS:
ABEND BEI DER HERZOGIN VON KURLAND

Am Abend war das Fest.

Parthei führte Binzer auf die Veranda.

„Hier kannst du dich etwas erholen. Wir wollen uns von der Bowle heraufbringen lassen. Hier kann man ein vernünftiges Wort sprechen.“

Binzer trat an das Geländer und sah in den Garten hinab. Die Studenten spielten mit den jungen Mädchen Blindekuh auf dem Rasen. — Sein blasses Gesicht leuchtete auf.

„Fichte würde vielleicht nicht ganz in der Weise, wie ich, hierin ein Bild der Welt sehen. Wie schön! Nun umfaßt der Geist beides: dieses hier und jene abstrakte Welt unvergänglicher Ideen . . .“

„Wir müssen die Sache mit dem Minister in Ordnung bringen. Weißt du . . .“ Parthei schob bequeme Sessel zurecht. Emilie von Gerschau lief, mit verbundenen Augen, aus dem Kreise heraus bis dicht an die Veranda. Binzer nickte ihr zu. „Aber sie sieht ja nichts!“

„Setzen wir uns,“ sagte Parthei. „Sie macht ein unverdientes Glück. Wir werden sie mit dem August Sacken verheiraten. So wird sie Schloßfrau an der Ostsee, kann drei Meilen weit durch eigenen Wald reiten und ihre Leibeigenen getrost wie Hunde behandeln. Ein lettischer Bauer verträgt eben mehr als ein sächsischer Arbeiter.“

Binzer lachte.

„Aber sie wird nicht wollen!“

„Welch ein Unsinn!“ Parthei staunte. „Es gibt für sie kein größeres Glück. Ihr Vermögen ist fast völlig verloren. Der alte Gerschau hat bei Louis Ferdinand Unsummen verloren. Sacken liebt sie!“

„Aber er führt sich nicht eben glücklich!"

Sie sahen den dicken jungen Baron mit treuherziger Galanterie Emilie verfolgen. Sein fleischiges, rotes Gesicht, dessen Massen unverarbeitet glänzten und die Haut behaglich strafften, hatte einen gutmütigen Ausdruck, der das unsichere und etwas ängstliche Suchen seiner kurzsichtigen Augen noch verstärkte. Mit ungeschickten Bewegungen suchte er sich Emilien, die Blindekuh war, darzubieten. Sie tat ihm leid, und er wollte ihr helfen. Aber selbst mit verbundenen Augen wußte sie ihn sicher zu vermeiden.

Binzer ließ sich in den Sessel nieder.

„Bei unserem Ausritt heute früh sahen wir dicht vor Tannenfeld auf der großen Wiese den Bock stehen, auf den Sacken pirscht. Er stellt sich schon seit vielen Tagen drüben in dem Haferfeld an. Da hat man den Bock zuerst gemeldet. Seitdem hat er ihn aber noch nicht wiedergesehen. Ich sagte, wir wollen es Sacken erzählen. Da warf sie ihr Pferd herum und jagte über die Wiese, schreiend und die Peitsche schwenkend. Die Rehe machten meterhohe Fluchten, als wäre die wilde Jagd hinter ihnen. ‚Hier wird er ihn nicht wiederfinden,' sagte sie lachend, als sie auf den Weg zurückkam. ‚Jetzt können Sie es ihm sagen, wo sein Bock steht.'" Binzer lachte belustigt.

„Es scheint nicht, daß er reüssiert."

Parthei sah ihn tadelnd an.

„Man darf ihr solche Sachen nicht durchgehen lassen. Wir müssen an ihre Zukunft denken. Du amüsierst dich nur und bestärkst sie in allem. Was kannst du für ein Vergnügen daran haben? Sie ist ganz hübsch. Aber ..." Er zuckte die Achseln und machte aus Unsicherheit ein trotziges Gesicht: „Es fehlt doch alles Höhere. — Ich würde dir überhaupt raten — was hast du es nötig, dich mit den Kindern abzugeben? Halte dir doch ruhig

vom Leibe, was dich stört. Es sollte hier eine rechte Erholung für dich sein."

Die Herzogin kam zu ihnen.

„Du mußt mir noch einen Gefallen tun. Es ist so gekommen, wie du gesagt hast. Der Legationsrat geht beleidigt allein die dunkle Allee auf und ab und schnupft. Ihn scheint mehreres verdrossen zu haben. Man weiß nie ganz, mit welchem Teil seiner empfindlichen Dichterseele man es gerade zu tun hat. Jeden Augenblick kann es einen Anstoß geben. Es war auch häßlich neulich von Marheinecke und Feuerbach. Er liest gewiß nicht gut, aber brauchten sie mit den Stiefeln zu knarren? Er fühlt sich mißachtet, und sein Argwohn ist erregt. Du als mein Neffe mußt ihn von unsrer wahren Gesinnung überzeugen. Außerdem legt er auf deinen Umgang großen Wert ..."

Binzer erklärte sich lachend bereit.

„Eifersüchtig zu sein auf solche Farce! Wie man sie nur mit einem guten Mann, wie Schink ist, spielt. Es ist doch klein, hier seine Würde einzubüßen!"

„Wir treten dann zur Polonäse an, die ich mit Richter eröffnen werde. Ich führe ihn zur kleinen Insel. Dort wird sein Name in Flammenbuchstaben leuchten. Wenn ihn selbst das nicht tröstet!"

Die Herzogin lachte in ihrem Eifer.

„Alle diese Kleinheiten bei den großen Geistern! Das ist nun diese hohe Bildung! Aber ich muß zum Fürsten." Sie schüttelte ihre Bedenklichkeiten von sich ab wie dürre Blätter und hatte ihre ernste und beherrschte Würde wieder. Leicht und mit eleganter Sicherheit ging sie zur Vortreppe zurück, wo Fürst Schwarzenberg sie am Spieltisch erwartete. Der alte Sieger von Leipzig, klein aber würdevoll trotz seines zerschossenen Fußes, mit rotem Vollbart und Vegetarier in Hahnemanns Behandlung, betrachtete sie heiter und mit liebenswürdigem Humor.

Er fühlte sich beglückt durch den Umgang mit der jugendlichen, schönen Frau, die seine väterliche Güte und seine väterlichen Ansprüche trug wie eine Tochter. Ihr Mäzenatentum belustigte ihn als eine originelle weibliche Schrulle, und er bewies ihren bürgerlichen literarischen Freunden ein etwas unbehilfliches Gönnertum von oben herab, wie dem Spielzeug eines Lieblingskindes.

In diesem Augenblick gab die Herzogin seinen Spöttereien Recht, als er mit leichter Ungeduld und lächelnd nach ihren Schützlingen fragte. Sie dachte: „Hier der alte Mann, still und in seiner Würde — wie nehmen sich diese Eitlen neben ihm aus! Er will nur scheinen, was er ist. Er spielt hier sein L'hombre und ist zufrieden. Er bleibt der Fürst. Aber was wollen diese alles! Hier ist doch Art von meiner Art!“ Sie lachte herzlicher zu seinen verblichenen Witzen und Redensarten, die er mit zu viel Behagen wiederholte. „Wie vornehm und echt ist er in seiner Einfalt! Gegen die Herren vom Geist, die sich um Lächerlichkeiten beneiden! Er lebt sein kurzes Leben ganz und ehrlich. Sie wollen für sich die Ewigkeit, aber welche Rolle spielen sie in der Zeit!“

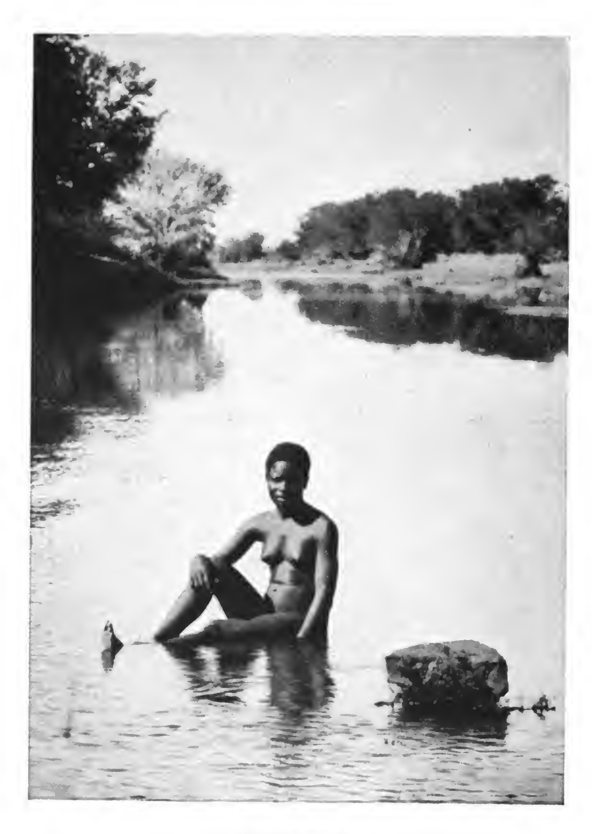
Die Herzogin unterbrach einmal das Spiel und sah dem Fürsten forschend ins Gesicht.

„Was halten Sie eigentlich von meinem Neffen Binzer? Es ist schwer, sich ganz klar über ihn zu werden. Manchmal scheint er ungleich und spielerisch. Bei allem Ernst seiner Arbeit hat er doch den rechten Ernst dem Leben gegenüber noch nicht. Oft scheint er unbekümmert und unreif wie ein Kind, das im fremden Garten sorglos alle Blumen mit der Wurzel ausreißt, verzogen, ziellos und unmännlich. Während man doch vor seinem Geiste Respekt hat wie vor seinen Arbeiten. Nun ist er nicht mehr jung ...“



Angela Langer

VI



Die Badende

Aus „Ludwig, Die Reise nach Afrika“

Der Fürst lachte gemütlich und etwas kollernd.

„Warum ist er nicht mit im Felde gewesen? — Aber zu irgend etwas wird er doch zu gebrauchen sein!"

Die Herzogin suchte in ihren Karten. Weil sie ähnliches dachte, hatte sie auf eine andere Antwort gehofft. Ohne aufzusehen sagte sie:

„Er schreibt doch seine Bücher. — Aber freilich, seine Bücher stehen zwischen ihm und uns. Er gibt uns nichts. So müßte er den Mut haben, auch nur in seinen Büchern zu leben, ohne uns."

Der Fürst gewann das Spiel und sah sie lachend an:

„Das ist auch so eine von Ihren Liebhabereien!"

Aber die Herzogin fühlte sich eifrig zur Verteidigung berufen:

„Wenn Sie mir nur das eine sagen könnten: Welches wäre heute die Tätigkeit, in der mein Neffe seine Fähigkeiten verwerten könnte? Eine Tätigkeit, über die er nicht insgeheim lachen müßte? Auch Sie sind untätig seit dem Kriege. Ein Mann wird er nur werden, wenn irgend etwas seine Seele voll beschäftigt und in Spannung setzt. Was aber könnte das sein in unsern Zeitläuften? Es ist mir gleichgültig, ob etwas dadurch geschaffen würde. Aber ich wünsche, daß er ein Mann wird. Deshalb wünsche ich eine Tätigkeit für ihn. Etwas, das seinen Willen auf die Erde lenkte. Eine Tätigkeit, die ihn uns verbände!"

Der Fürst lachte.

„Das wird er sich selber ausdenken müssen. Wenn er ein M a n n wäre . . .," er sah an der Herzogin vorbei und beugte sich dann über seine Karten: „Das ist eben der Punkt bei diesen Herren! Wo haben sie ihre Bräute? Wenn sie die im Himmel suchen . . ."

Jean Paul kam, an Binzers Arm, gerührt und getröstet, Tränen in den Augen.

„Ich habe einige Gedanken, Durchlauchtigste Gön-

nerin. Gern brächte ich sie gleich zu Papier. Es wird Sie rühren und erfreuen, wenn ich Ihnen morgen früh die Blättchen vorlese. Sie werden nachträglich verzeihen, daß ich mich, auf einige Viertelstunden, der Gesellschaft entzog und meinen Gedanken nachging. Ihre Laubgänge sind dem Denken so günstig und verleiten, die Einsamkeit aufzusuchen, während die Geselligkeit Pflicht wäre. Aber meine Einsamkeit war im Dienst der Geselligkeit. Wenn ich zu Papier gebracht haben werde, was die Einsamkeit mir gab, werden Sie, hoffe ich, alle entschädigt und befriedigt sein."

Die Herzogin gab ihm die Hand.

„Wir wissen ja, Richter, daß Ihre Seele ein klarer, reiner Spiegel ist, der, was er aufnimmt, verschönt und edler wiedergibt. Ich freue mich von Herzen auf das, was Sie uns morgen lesen werden. Wenn unser Leben hier Sie anregt, dürfen wir stolz darauf sein, mit beigetragen zu haben zu einem Geschenk für die Nation, für die Menschheit. — Wenn Sie mir jetzt den Arm geben wollen? Es wurde noch ein gemeinsamer Gang durch den Park beschlossen. Wir wollen den Zug anführen. Als die ersten genießen wir die Freude, die schwärmenden Johanniskäfer zu beobachten, die das Schwatzen und Lachen der Gesellschaft vielleicht verjagt. Wir haben Mittsommer und müssen die kürzeste Nacht auf unsre Weise feiern. Freilich nicht mit Schüssen. Ich habe diesen Brauch den Leuten untersagt. Vielleicht dränge ich andern eine übertriebene Empfindlichkeit auf — mich aber stört und empört dieses lärmende Sichaustoben."

Der Fürst blieb allein zurück. Still lächelnd und mit der Hand das schmerzende Bein streichend sah er in den Abend hinaus. Ein Duft von frischem Heu und Holunderblüten wogte herein. Vom Hof her klang das Klirren von Ketten und das Klappern von Holzschuhen

und Eimern. Ein paar Mädchen sangen zweistimmig ein Lied. Ein Knecht spielte, ziemlich weit, auf der Ziehharmonika. Es war etwas wehmütig, wie unterdrücktes Leben. Müdigkeit mit dem Verlangen nach Wünschen. Aber es fand sich kein Wünschen ein. Eine Pumpe quietschte, der Schwengel klappte in gleichmäßigen Absätzen. Es wurde kaum kühl in dieser Nacht.

Der Fürst spielte mechanisch mit den Karten und sah der Gesellschaft nach, die fern, aus dem Parkrande auftauchend, in langer, dunkler Linie die große Wiese überschritt und auf der andern Seite wieder unter den Bäumen verschwand. Der Wind brachte den Klang von Stimmen ohne einzelne Worte.

Der Fürst lächelte, aber es war ihm wehmütig.

„Nun sitzt man hier allein auf der Bank und schaut ihnen nach ...“ Er dachte an andre Sommernächte. „Man hofft — aber es trifft nie ein, was man hofft. Nun ist das Leben zu Ende. Was war es eigentlich gewesen, worauf ich gehofft habe und das nicht eingetroffen ist?“ Er sann nach. „Ich bin immer tätig gewesen. Immer dachte ich: wenn du dies nun tust, kommt endlich auch jenes Erhoffte. Aber es blieb immer beim alten. Man arbeitete immer, erreichte viel, aber schließlich blieb doch noch immer dies eine, auf das man hoffte.“

Der Fürst hatte ein gewisses Gefühl auf der Zunge und im Magen. „Wenn man alle Gedanken einmal fest auf sich selbst konzentrierte, statt immer nur an das zu denken, was man zu tun hat, müßte man es doch eigentlich herausbekommen. Man hatte nie Zeit, sich auf sich selbst zu besinnen, und lebte so fort, gedankenlos ... Man müßte sich einmal zwingen, ganz deutlich das zu denken, was man eigentlich in tiefster Seele am meisten wünscht. Vielleicht einen Genuß? Oder Ruhm? ...“ Der Fürst kam über ein gewisses Gefühl auf der Zunge und im Magen nicht hinaus. Was er

auch dachte, immer drängte sich dieses vor. Und während er die Sehnsucht seines Lebens zu denken sich bemühte, sah er vor seinen Augen einen Teller mit Schinken, Brot, Butter, Pfeffer und Salz und dazu ein Glas Geraer. Er wurde es nicht los. Wenn er das hätte, würde das Gefühl verschwinden und er könnte in Ruhe die Sehnsucht seines Lebens denken. Aber er sah und fühlte nur immer dieses.

„Es wäre sehr schön," dachte er. „Jetzt und hier im Freien, an dem schönen Abend. Aber es geht nicht. Hahnemann!"

HERMAN KROEPELIN: ALT-MECKLENBURG

Im Jahre 1374 blühten im Mecklenburgischen schon im März die Kirschen. Die Birken und Buchen hatten ihr volles Laub, und die Linden und Ulmen und Eschen begannen ihre Blätter auszuwickeln. Schon seit Wochen wehte ein immer gleich leiser, immer gleich warmer Wind aus Südost; und schien noch immer nicht umspringen zu wollen. Auf den Feldern stand der Roggen schon einen Schuh hoch. Aber er sah bräunlichgelb aus. Denn es hatte nicht geregnet in all den Wochen, die der laue Sommerwind ging. Es sah schlimm aus auf den sandigen Feldern um die großen oberen Seen; schlimm für die Höfe am Heiderand, für Nossentin, Sanz, Lübow, Kramon und wie sie alle hießen, diese mageren Herrensitze.

Am Donnerstag nach Lätare, den sechzehnten März, gegen acht Uhr morgens, hielten im Hof des festen Hauses zu Nossentin zwei reisige Knechte zu Pferde. Ein drittes Roß stand noch ledig; und ein Stalljunge machte sich an Sattelzeug und Reitdecke zu schaffen. Einer der Reisigen, der vielleicht der Vater des Jungen

war, schimpfte auf diesen ein. Absteigen wolle er und dem Bengel das Zeug erst sechsmal um die Ohren schlagen. — „So'n Lapperkram, verfluchter! — Aber wart' nur, ich komm' wohl wieder nach Haus!" — — Der Junge schwieg. Er wahrte sich nur, daß er dem andern nicht zwischen die fuchtelnden Hände geriet; auch die Nähe der gespornten Fersen vermied er sorgfältig.

Herr Markard Nossentin trat aus dem Haus, winkte noch einmal nach seiner Hausfrau zurück, begrüßte mit leichtem Nicken seine Begleitung, faßte prüfend in den Bauchgurt des Pferdes, hängte sein Schwert an den Sattel und stieg auf. Der Junge reichte ihm die Zügel, und dann lenkte Markard langsam aus der Hofmauer; die beiden Reisigen hinter ihm her.

Die Sonne hatte schon lange den Tau aufgetrunken, und wie seit all den Wochen nun schon, wehte auch heute wieder dieser entsetzliche Staub. Unter den Pferdebäuchen wirbelten graue Wolken auf, und der Wind machte ihnen lange spitze Zungen, die sie unter dem Bug der Tiere hervorstreckten. Über dem Kalkberg, der den weißen Kopf durch die Saaten steckte, kräuselte es sich hoch, wie ein auffliegender weißgrauer Schleier, von dem dann lange Streifen über das Land wehten. Und rechts von ihnen, vom Rand der Jabelschen Heide her, flogen dichte, gelblichweiße Sandtücher hoch und spreiteten sich über den Winterroggen, der sich wie ein gelbgrünes, arg fadenscheiniges Tuch gegen das Besenstrauch-Dickicht legte. Aber das wedelte lustig, als hätt's sehr gern, die Dürre; war auch schon ganz grün und wollt' in all seiner grünen Hoffnung meinen, es wär' ein gut Jahr und würd' in wenig Wochen mit seiner gelben Pracht in eine strotzend üppige Hochzeit gehen.

Die ganze Luft war voll von Sand; man fühlte ihn

auf den Lippen; er stieg in der Nase hoch und reizte zum Niesen; von Zeit zu Zeit rieselte es von ihm in den Ohrmuscheln; er brannte einem in den Augen, kratzte am Hals, scheuerte einem auf dem Rücken und kroch in die Stiefel.

Und vom Staub kam auch dies unerträgliche Flirren in der Luft! — Ah, es würde wieder heiß werden heute! — Es war ja jetzt schon heiß! — —

Der Ritter lüftete seinen Eisenhut; dann hängte er ihn vor sich an den Sattel. Die grüne gesteppte Mütze, die er darunter getragen hatte, legte er in den Helm und legte das Hersenier in den Nacken. Aber das Quälendste war der ketten-eiserne Halsberg, der dem ganzen Oberkörper eng anlag und bis über die Hüften hinabging. Den geschlitzten grünen Waffenrock, den der Ritter darüber angelegt hatte, streifte er, soweit er konnte, zurück. Aber das brachte keine Kühlung.

Und schließlich: — was wollte man machen? — Es half ja doch nichts! — Und man sollte es sich nicht ankommen lassen! — Auch die Knechte steckten ja in Halsberg, Hersenier und Eisenhosen.

Sie hatten dazu runde, flache Stahlhüte aufgesetzt und führten außer dem großen Reiterschwert die Lanze, daran die grün und roten Fähnlein lustig flatterten.

Ehe die drei Reiter die Güstrower Landstraße erreichten, schob sich rechts eine dicke Staubwolke aus dem Wald und rollte langsam die Straße entlang. Markard hielt an und wartete, daß die Wolke näher kam. Bald blitzte es aus ihr von spiegelnden Lanzenspitzen. Man hörte Eisenstücke und Ketten klirren und Pferde prusten und wiehern. Es war sicher Heinrich Linstow.

Erst als die Wolke heran war, konnte man die Reiter erkennen. Es war wirklich der Linstower. Sein Gesicht war grau von Staub, und unter seiner Kettengugel, die nur das Antlitz freiließ, waren breite Schweiß-

streifen über das Gesicht gezogen, bis sie sich in Heinrichs blondem Vollbart verfingen.

„Ihr könnt lachen! — Hier draußen, wo der Wind geht! — Aber da drinnen im Busch! — Hol's der Teufel!" — Er blies den Atem von sich. Und wie er jetzt die Hand hob zu seinem Freunde Markard, hing der mit Kettengeflecht besetzte Handschuh leer in einem Haken der Armschiene und schaukelte quiekend hin und her. Auch die Hand aber war ganz grau von Sand. — „Man muß es sich bequem machen!" sagte er und wischte die Hand an seinem Waffenrock ab; „andere Leute sind ja sogar in Haaren auf der Landstraße!" —

Der Linstower und der Nossentiner sahen einander lachend in die Augen, während sie sich die Hände schüttelten. Hatten sie doch wieder einmal ein Endchen Wegs miteinander. —

„Verfluchte Hitze!" — fuhr der Linstower fort: — „man hätte schon eher einmal lachen sollen!" — und er reckte sich auf, als schüttelte er eine Last ab.

Er winkte seinen Sohn heran, einen schlanken Jungen von etwa vierzehn Jahren; in einem knappen braunen Wams; mit einem kleinen Spitzhut auf den kurzen blonden Locken. Zu dem feinen offenen Gesicht des Knaben wollte sein Anzug nicht recht stimmen: zwar staken die dünnen Knabenbeine in prall anliegenden, feinen Strumpfhosen. Aber die derben und offenbar viel zu weiten Stiefel! — Und auf seinen schmalen Schultern hing ein grober alter Mantel, der auch wohl in seiner eigenen Jugend nicht schön gewesen war. Ein paar feine modisch ausgeschnittene Schuhe hatte der Junker vor sich über den Sattel gehängt; und ein Mäntelchen dazu mochte wohl im Sattelsack stecken, der dick genug für eine so kleine Reise war. Auch die Taschen am Sattel waren geschwollen bis zum Platzen. Die eine hatte man kaum schließen können.

Heinrich Linstow merkte wohl, daß Markard, wie er das alles sah, lächelte. „Der Junker will nämlich bei deiner Frau und deinen Töchtern einsprechen!“ sagte er. „Dazu das Geschirr!“ Durch den Spaß des Ritters waren auch seine reisigen Leute lauter geworden. Derbe Scherzworte gingen hin und her zwischen den beiden Parteien. Die beiden befreundeten Herren achteten nicht darauf.

Heinrich Linstow hatte Neuigkeiten aus Goldberg, wo Fürst Johann, ihr Landesherr, schon seit dem Herbst krank lag. Man hatte keine Hoffnung mehr, und es ging jetzt zum Schlimmsten. Die Linie Werle-Goldberg stand nur noch auf den beiden Augen Johanns des Vierten. Wenn er sie schloß, fielen mit dem Land Malchow auch die Höfe Linstow und Nossentin nach Waren. Und das waren schlimme Aussichten. Fürst Bernhard von Waren stand in keinem guten Rufe. Weil er bar Geld wenig zu sehen bekam, tat er um bar Geld sehr viel. Sonderbare Leute gingen an seinem Hofe ab und zu. Sie kamen aus den Warenschen Heiden; niemand wußte recht, wer sie eigentlich waren. Sie tauchten für Wochen immer wieder in den Grenzwäldern unter, bis sie eines Tages wieder da waren. Immer hatten sie die Taschen voll Geld. Aber niemand hätte ihnen allein begegnen mögen. Es waren solche Leute, die immer in der Nähe waren, wenn in einem Wegloch ein Wagenrad zu Bruch ging, oder wenn eine Brücke nicht mehr gehalten hatte. Dann behaupteten sie, das wäre ihr Weg und ihre Brücke. Und von allem, was darauf zu Boden käme, gehöre ihnen wenigstens ein Viertel.

Und bevor man sich recht besann, was eigentlich geschehen war, waren sie schon wieder davon mit einem Viertel oder einem Ganzen. Fing man aber einen, dann war's ein Lehnsmann des Herrn Bernhard von Waren

und wäre auf dem Weg zu seinem Herrn. Weiter wüßte er nichts. Es müßte das alles ein großes Mißverständnis sein. Man solle nur mitkommen zum Herrn Bernhard. Und gegen den war dann schwer etwas zu sagen. — Dies alles ging redweis zwischen den beiden Herren hin und her, und sie waren unterdessen auf dem Malchower Stadtgebiet angekommen; neben dem Trostberg; einer sandigen Höhe dicht über dem Fleesensee. Es war die höchste Kuppe hier herum, und auf ihr lag die städtische Richtstätte. Hübsch war es nicht von den Malchowern, ihre Diebe und Mörder soweit ins Land hinauszuhängen: — denn man konnte von dort oben die Türme von Waren sehen.

Es war kein gemauerter, sondern nur ein schlichter, aber fester Holzgalgen, im üblichen Dreieck aufgestellt. Und oben an den drei Querhölzern gab es fast immer etwas zu sehen. Heute hing am Ehrenplatz, nach Osten zu, ein graubärtiger Geselle, ein langer, dünner. Einer von denen, die überall friedlos werden, weil sie immer wieder hinter dem Glück her sind, mit ihren langen dünnen Beinen, die das Laufen nicht lassen können. Es war häßlich, daß gerade diese Beine dort so steif und starr hingen. — An der nördlichen Seite schaukelte, das Kinn fast nach oben, ein schwarzbärtiger Jude: rechts und links von ihm hingen zur Gesellschaft seiner räudigen Seele ein paar Hunde. Wer mochte wissen, statt wessen der Jude da hing?

Aber mehr hingen dort nicht. Auf einer hohen Stange hing neben dem Galgen das Rad; — leer, — sonderbarerweise.

Man war solchen Anblick gewohnt. Wer vorüber ging, schlug ein Kreuz, ohne sich viel dabei zu denken. Doch ward es im Troß ein wenig stiller. Man erinnerte sich, wohin man ritt. Vielleicht sahen sie heute noch, wie einer das Fliegen lernen wollte. Einer oder auch

zwei. Ritten sie doch zum Geding, das hinter Malchow auf der Klosterstätte tagen sollte. Nicht allzuweit vom „Hundegalgen", wie die Städter ihn schimpften; — weil man keinen von ihnen daran hängen durfte. Pack, verfluchtes! — Und der Knecht, der dies letzte gedacht hatte, schlug heimlich noch einmal das Kreuz.

ANGELA LANGER: ERWARTUNG

Meine Verhältnisse wurden nun wieder die alten. Wie früher scheuerte ich die Böden, wusch die Wäsche und besorgte die Küche. Ich dachte dabei oft an meine Freundin in London und hegte heimlich den Wunsch, in ihrer Nähe zu sein. Doch eines Umstandes halber verwarf ich diesen Wunsch immer wieder. Ich hatte mir nämlich fest vorgenommen, meinem Freunde das Geld zurückzuschicken, das ich ihm schuldete. Selbstverständlich war das nicht leicht für mich, da ich nur dreißig Schilling als monatlichen Lohn erhielt und davon auch noch meine Eltern unterstützte. In letzterer Zeit hatte ich das allerdings nicht mehr zu tun, da sich die Verhältnisse zu Hause gebessert hatten und ihnen überdies auch mein Bruder nicht mehr zur Last war. Meine Eltern hatten lange nichts mehr von ihm gehört. Sie wußten nur, daß er den ihm verhaßten Beruf eines Kellners aufgegeben hatte, um jenseits des Ozeans in einer anderen Betätigung sein Glück zu suchen. Vor kurzem schrieb mir mein Vater, daß ihm ein deutsches Zeitungsblatt aus Brasilien zugegangen sei, das Mitteilungen über die kühne Luftfahrt eines Aviatikers Aranya enthielt. Am Rande dieser Beschreibung standen die Worte: „Besten Gruß Euch allen. Solange ich mir nicht das Genick breche, geht es mir gut. Karl." Zu dem oben angeführten Zwecke sparte ich alles Geld,

das ich aus den dreißig Schillingen erübrigen konnte, und der Gedanke, meinen Freund mit der Sendung des Ganzen überraschen zu können, machte mich ungemein glücklich.

Hätte ich nun meine Stelle aufgegeben, um in London mir eine andere zu suchen, wäre immerhin ein Teil der Summe daraufgegangen, und ich wollte mich von keinem Penny trennen.

Selbstverständlich schrieb ich meinem Freunde nie etwas über diesen Gegenstand, sondern berichtete stets nur über meine Beschäftigung und dergleichen.

Seine Briefe kamen nur selten, doch in letzter Zeit enthielten sie immer Vorwürfe über meine anscheinende Zeitverschwendung. „Sind Sie denn," so schrieb er, „nach England gegangen, um kochen zu lernen? Dazu hätten Sie wahrhaftig nicht nötig gehabt, nach England zu gehen. Sie wissen, daß ich so gerne beitragen möchte, Ihre Bildung und somit Ihr Talent zu fördern, und ich bitte Sie, die Stelle, die Sie jetzt innehaben, sofort aufzugeben und sich in London, sagen wir, etwas für den Vormittag zu suchen und den Nachmittag für Ihr Studium zu verwenden. Selbstverständlich sorge ich dann für Ihr Unterkommen usw." So lockend aber auch der Vorschlag für mich war, so konnte ich mich doch zu einem solchen Schritte nie entschließen, und seufzend kehrte ich immer wieder zu meinen Töpfen und Pfannen zurück. Aber es war mir zumute, wie dem Büblein im Lesebuch, das immer sagte:

„Wenn nur was käme und mich mitnähme!" Aber es kam nichts.

Ein Monat verging nach dem andern, und ich fühlte mich oft körperlich recht müde. Nach und nach wurde auch mein Herz müde, und endlich verweigerte es zu zittern, wenn die Glocke ging, und ein vorschneller Gedanke frug: Ist es „er"? Aber noch wartete ich,

wartete vor der Schwelle seines Herzens, bis sich die Türe auftun würde und er heraustreten würde: Güte auf den Lippen, Erfüllung in den Augen . . .

Und dann wieder kamen Stunden, in denen ich fast bereute; Stunden, in denen meine heimlichsten Gedanken sich zu verkörpern schienen und mit spöttischen Gesichtern vor mich traten. „Warum bist du denn eigentlich fort von ihm?“ höhnten sie oft. Ja, warum war ich denn eigentlich fort von ihm? . . . Natürlich, um andere Leute und Verhältnisse kennen zu lernen . . . Hatte nicht er es so genannt? Hatte nicht ich so gewollt? — Gewollt? — Und als auf diese Frage jeder Blutstropfen verneinte, frugen dieselben fürchterlichen Stimmen wieder: „Und wenn du nicht fort wolltest, warum bist du denn gegangen?“ — Und ganz urplötzlich wußte ich es, und meine Wangen lernten eine neue Röte und mein Herz lernte eine neue Qual. — So im Hader mit mir selbst verging die Zeit. . . .

EMIL LUDWIG: DIE VIERZEHN ANTWORTEN

Als ich die große Fruchtbarkeit und Schönheit unserer ersten Kolonie verglich mit der gewissen Langsamkeit ihrer Entwicklung, dem Mißmut vieler Äußerungen, dem häufigen Mangel an Großzügigkeit, fragte ich nach dem Grunde. Da ich kein Kolonialpolitiker bin, aber den Zeitungen nicht traue, fragte ich hier im Lande alle Stände und Klassen dasselbe:

„Warum blüht dieses Land noch nicht? Wer trägt die Schuld?“

Ich fragte den Beamten.

„Die Schuld?“ sagte er und lächelte, zog an seiner Zigarre und legte die Beine auf den Bombaystuhl. „Das kann ich Ihnen ganz genau sagen. Die Schuld trägt

allein das Militär, das heißt die Offiziere. Als wir das Land okkupierten, spielten sie eine begreiflich große Rolle. Jetzt können sie nicht verstehn, daß sie ausgespielt haben. Sind wütend, daß der Gouverneur, ein Doktor juris, dem Truppenkommandeur übergeordnet ist und daß der höchst zivile Bezirksamtmann die Polizeitruppe befehligt.

Was wollen die Leute noch? Wozu brauchen wir dreitausend farbige Soldaten, genau soviel, wie es Weiße hier gibt? Dreihundert deutsche Offiziere auf neunhundert deutsche Ansiedler? Steht das im Verhältnis? Zur Verwaltung sind sie meistens untauglich oder unlustig. Den Aufstand damals im Süden niederwerfen, das war keine Kunst, aber vor den großen Völkern in den Hinterländern, die wir gut besiedeln könnten, da haben sie eine Heidenangst, sie könnten aufstehen wie die Hereros und Namas.

Hochmütig bis hierher, und dabei nichts nütze, als daß sie den Etat belasten! Der Grundirrtum dieser Leute ist: sie denken, das ist hier ein wildes Land!" —

Ich fragte den Offizier.

Er verlangsamte seinen Trab und bekam Feuer in die Zigarette, obwohl der Wind uns scharf in den Rücken stieß. Dann sagte er durch die Zähne: „Wer schuld ist? Einfache Sache. Die Beamten, Doktor, die Beamten! Müßten mal so nen Assessor sehn, wenn er rauskommt! Hat da ein paar Monate im Kolonialamt ‚Eingänge' jesehn. Weiß vielleicht, daß die Neger schwarz sind. Kommt raus und will ejal verwalten: träufelt Verordnungen, Verfügungen, macht möglichst viel in Staatsaufsicht, statt möglichst wenig. Denkt, hier ist alles wie in Hannover. Geht auf die Farmen, stellt Fragen! Fragen! Lacherfolg bei sämtlichen Pflanzern.

Warum jeht's denn in Togo ohne Jus? Beste Kolonie. Waren neulich sechs Bezirksamtmänner: zwei Offiziere,

Arzt, Chemiker, sogar Missionar. Einziger Jurist in Lome, konnte nicht viel schaden gegen fünf verständige Leute. Na und das Quantum! Über dreihundert Regierungsbeamte, für jeden Pflanzer 'nen halben. Intendantursekretäre, Büroassistenten, Leute mit gefährlichen Titeln. Verdunkeln jradezu den Äquator. Bedingungen elend. Meist Assessoren, kommissarisch statt etatsmäßig angestellt. Keine Pension bei Dienstbeschädigung. Kündigungsrecht des Staates einseitig, während der zweijährigen Vertragszeit, kriegen bestens zehn Mille, das heißt hier fünf. Müssen davon auch noch Bamsen privat erziehen.

Folge? Natürlich kommen statt Besten meist Leute raus, die was ausgefressen haben. Geben Jastrolle wie so'n Schiffsarzt: Mal was anderes. Schlachtenbummler. Bessere gehn dann zur Diplomatie, Konsulaten. Fähigste werden natürlich überseeischer Koofmich. Arrogante Leute! Ich sehe jrau!" —

Ich fragte den Großexporteur.

Er blieb mitten auf Deck stehn, fing an zu lachen und sagte, an das weiße Geländer gelehnt: „Wer schuld ist? Und da fragen Sie noch?! Selbstverständlich einzig und allein der Grüne Tisch. Da sollten die Herren von der Wilhelmstraße mal erst in Downing-Street in die Schule gehn! Selbständigkeit der Gouverneure, wie in England, das wäre erste Forderung. Wenn hier ein neuer Waschtisch gebraucht wird, muß man erst in Berlin betteln gehn. Darauf Rückfrage: ‚Warum ist die Vergrößerung nötig?'

Alle die Geheimräte waren ja nie draußen! Da denken sie, man muß den guten Neger schonen. Wissen Sie, daß das beste Land, das wir überhaupt haben, überall, bei Sigi, in Uhehe, das Dschaggaland am Kibo an keinen Deutschen weggegeben wird? ‚Achtung! Negerreservat!' Noli-me-tangere! Da heißt es immer, das

wäre Rechenbergs Schuld. Das muß doch von oben kommen! Dernburg, der hatte was verstanden, und für seinen Bankierkopf verzeiht man ihm sogar seine tropischen Entgleisungen. Jetzt bauen wir alle auf den neuen Mann. Hoffentlich bringt er etwas Brise aus Samoa mit!" —

Ich fragte den jungen Pflanzer.

Er schnippte mit der Nilpferdpeitsche gegen seine schönen braunen Reitstiefel, spielte mit dem Whiskyglase und sagte laut: „Wer schuld ist? Das kann ich Ihnen ganz präzis beantworten. Ausschließlich die Arbeiternot. Sehen Sie, ich sitze hier auf meiner Schambe und kriege keine Leute! Arbeitszwang muß eingeführt werden für die Neger, wie Militärzwang für uns. Im Tangabezirk werden fünfzigtausend Arbeiter gebraucht und zehn sind da. Steuern erhöhen, dann wird er schon arbeiten. Wir haben ja Hüttensteuer, heißt es. Ja, da bauen diese Hunde einfach weniger Hütten und die Weiber müssen noch mehr arbeiten. Wir brauchen Kopfsteuer für jeden Mann, der keine Hüttensteuer zahlt. So macht's England in Südafrika und in Uganda, Frankreich in Madagaskar. Da heißt es: wenn die Bahn fertig ist, dann werden hunderttausend Mann frei, die jetzt Lasten tragen. Ob sie wollen, das ist die Frage!

Ein einziger Bezirkshauptmann hat auf eigene Faust verfügt, jeder Neger des Bezirks muß zwei Monate arbeiten, ganz egal, wie er sich die Zeit während eines Jahres verteilt. Er muß, er wird bezahlt. Wissen Sie, was die Folge war? Echt deutsch: 1. der Mann wird verabschiedet; 2. die Maßregel wird im Bezirke aufrechterhalten. (Prinz von Homburg.)

Wie soll unsereiner dann bestehn? Wissen Sie, was der Schurke fordert, der mir den Mann aus dem Innern heranschleppt? Vierzig Rupien! Dann ist der Mann

schwach von der langen Reise, muß aufgefüttert werden und nach sechs Monaten geht er seiner Wege. Da soll man doch lieber Chinesen importieren, auf Teufelholen, wie in Südafrika!" —

Ich fragte den alten Pflanzer.

Er sah mich schräg von der Seite an und schwieg. Dann sagte er, ohne unseren Spaziergang durch sein Agavenfeld zu unterbrechen: „Der Großbetrieb ist schuld! Wir brauchen Bauern, mit Erfahrung, ohne Ansprüche. Statt dessen bekommen wir Kapitalisten, ohne Erfahrung, mit Ansprüchen. Die haben mal was von Kaffee läuten hören oder denken, hier wird man mit Gummi in drei Jahren Millionär. Erst laufen sie herum und fragen alle Behörden und alle Pflanzer halb tot: Was soll man pflanzen? Wo soll man pflanzen? Wann soll man pflanzen? Endlich kaufen sie zu doppeltem Preise, und bauen zunächst ein großes, schönes Haus, zwei Stock und Veranda, — und klagen, das Licht ist nicht elektrisch. Es ist wie zu Hause: die Regiekosten sind zu hoch. (— Sehn Sie sich vor, an den Agaven kann man sich leicht reißen! —) Das sind die Besseren.

Viel schlimmer sind natürlich die großen spekulierenden Gesellschaften. Da gibt es kein Mittel dagegen. Da heißt es: ‚Ja, die Regierung macht ihre Pachtverträge so klug, der Pächter muß jährlich ein bestimmtes Stück unter Kultur setzen, muß darauf wohnen, und darf's dann zum festen Preise kaufen, für drei bis sechs Mark den Hektar.'

Aber die Gesellschaften drücken sich doch immer! Eine hat allein über drei Millionen Sisal-Agaven in Usambara stehn! Das kriegen ein paar Aktionäre in Berlin. Da soll man doch lieber gute deutsche Bauern rausschicken, die den Ackerbau kennen und froh sind, wenn sie sorgenlos leben. — Aber wer hört auf mich? Ich bin ein alter Mann." —



Vision von der Ugandabahn
Aus „Ludwig, Die Reise nach Afrika“



Peters

Aus „Ludwig, Die Reise nach Afrika"

Ich fragte den Arzt.

Er stand am Fenster und sah in die Dunkelheit. Als er sich zurückwandte, blitzte das Lampenlicht in seinen Brillengläsern. Er schritt immer auf und nieder und sagte: „So viel ich sehe, ist allein die Politik der Kleinsiedlungen schuld. Wir brauchen Großbetriebe und Eingeborenenarbeit. Sie haben ja in Süd-West gesehen, wohin das führt mit den kleinen Leuten. Da hat die Regierung jedem noch ein paar tausend Mark dazu gegeben, und die Gauner haben's in Windhuk zu Sekt gemacht.

Die neuntausend Mark Kapital, die hier bei der Einwanderung als Minimum gefordert werden, sind viel zu wenig. Da kriegen wir kleine Leute heraus, die kaufen dreißig Hektar und bilden wieder Dörfer und ärgern sich wie zu Hause. Sie produzieren, was sie selber verzehren, Versuche und Fehlschläge halten sie nicht aus. Der Große, der dreihundert Hektar hat oder fünfhundert, kann doch zum mindesten Vieh, Obst und Butter im Lande verkaufen, auch wenn er keine Plantagen hat.

Aber der Kapitalist zu Hause, der schließlich auch an eine neue Lebensform denkt, der wird ja abgeschreckt, wenn er von diesen Leuten hört. Sehen Sie, der kleine Mann rächt sich hier für seine soziale Unterdrücktheit in der Heimat, macht nicht mehr die Arbeit, zu der ihn der Mangel an Geld und Bildung nötigt, schindet den Neger und prahlt zu Hause. Macht er nicht eine üble Figur in der Kolonie? Ohne Mittel befiehlt er und macht Ansprüche ohne Kultur. Ich sehe ja doch die Leute zu Hause, fast alle verlieren die Contenance.

Wir brauchen Plantagen im großen Stil. Wir brauchen Kapital! Der Engländer begnügt sich mit 10% Gewinn, der Deutsche muß immer gleich 17 haben, weil er erst 7 als Zinsen für geliehenes Geld hergeben muß.

In Krisen auf dem Weltmarkt muß er verkaufen. Der Engländer läßt seine Produkte liegen und wartet, bis Kokosöl wieder hoch ist.

Wir brauchen zu Hause Baumwolle jährlich für fünfhundert Millionen, meistens aus Nordamerika. Deutsch-Ost produziert jetzt zehn. Wollen wir nur den zehnten Teil des deutschen Bedarfs aus unseren Kolonien decken, so muß weit über eine halbe Million Neger im Großbetrieb arbeiten. Das ergibt hundert Qualitäten, teure Verwaltung, großen Apparat. Wenn wir da zimperlich sind, kommen wir zu nichts.

Der Neger wird enteignet, wird Hirt oder Arbeiter, basta! Nordamerika hat den Eingeborenen ausgerottet oder, in den Südstaaten, zum Arbeiter gemacht. Australien hat die Buschwilden, die nicht mal zu Hirten zu brauchen waren, in die wüstesten Teile gedrängt. ‚Sklaven!‘ Sind Kulis und Chinesen etwa keine ‚Sklaven‘? Oder die Portugiesen, die nach Sao Thomé verschifft werden, um dort Kakao zu bauen? Besser schwarze Sklaven, die man bezahlt, als weiße kleine Leute, die darben!“ —

Ich fragte den Kaufmann in der Stadt.

Er sah mich an wie einen Buben, zog mich in eine Ecke des Billardzimmers, damit die anderen Herren vom Klub sich nicht hineinmischen sollten, und sagte schnell: „Wer schuld ist? Herr! Welche Frage! Der Inder natürlich, niemand als der verfluchte Inder! Wissen Sie nicht, daß wir in diesem Lande, das doppelt so groß ist als das Deutsche Reich, auf dreitausend Weiße siebentausend Inder haben? Sie meinen, der Inder ist ein ruhiger Mann? Er ist sogar anspruchslos und fleißig. Aber er gaunert, und was schlimmer ist, er spart. Alles, was er hier eingesogen, schleppt er nach Indien zurück.

Dort drüben in Usambara, wo Sie waren, da zahlt

mein Freund, der die größte Gummiplantage im Lande hat, zweihunderttausend Mark jährlich Löhne an seine Schwarzen. Bar, in silbernen Rupien. Hat je ein Neger gespart? Ich kenne die paar Ausnahmen. Neunundneunzig von hundert gehen zum Inder und kaufen Tücher, Ketten, — was erschwinglich ist. Und alle unsere schönen Silberstücke wandern hinüber nach Indien!

Warum wir sie nicht hinauswerfen? 1. stehen dann schon dreitausend Araber und Goanesen im Lande bereit, und die sind womöglich noch schlimmer. 2. ist der Inder ‚British Subject', und die Engländer haben diesen dehnbaren Begriff noch immer zu unseren Ungunsten ausgelegt, wenn etwas vorkam. 3. können wir ihn gar nicht entbehren.

Ich habe hier mein schönes Geschäft für die Weißen. Soll ich mich in die glühende Duka legen und mit dem Neger eine Stunde um drei Pfennige schachern? Die Regierung beschützt ihn ja noch besonders, den Hund! Wir dürfen nur pachten und nach und nach kaufen. Der Inder kauft dem Neger sein Land ab um elende Preise; was man Bauernlegen nennt. Oder er kauft dem Araber seine Ernte ab auf fünf Jahre voraus, oder er borgt ihm Geld zu dreißig Prozent. Wie die Termiten dringen sie ins Innere vor, immer mit den Bahnen, und unterwühlen unser Land!

Ich hörte mal auf Safari am Lagerfeuer, wie meine Boys über die Religionen sprachen. Über alle wußten sie Bescheid, nur nicht über die Inder. Da sagte der älteste: „Die Inder-Religion ist ‚mali to': einzig und allein das Geld!" —

Ich fragte den Missionar.

Er hüstelte ein paarmal wie vor der Predigt, fühlte nun den Augenblick gekommen, mich Skeptiker wenigstens vom politischen Ernst seiner Mission zu überzeugen und begann: „Mein lieber Herr Doktor!"

Dann hielt er eine lange Rede, deren Hauptgedanke war: „Schuld ist einzig und allein der Islam. Wir arbeiten mit allen Kräften. Wir sind vierhundert Geistliche im Land und haben elf Missionsanstalten. (Ich bin toleranter, als Sie glauben, ich rechne die katholischen mit.) Als es noch Sklavenhandel gab (er sprach diesen Satz in Moll), da gab es keine mohammedanische Bekehrung (Dur), weil kein Mohammedaner Sklave sein darf. (Zwanzig Kulissen rechts und links fielen vor meinen Augen um!)

Jetzt aber bekehren sie um so gründlicher. In den letzten zwanzig Jahren hat der Islam in Ostafrika größere Fortschritte gemacht als alle christlichen Missionen zusammen. Ihr sicherstes Mittel ist, zu sagen: Wir sind die Religion der farbigen Leute, wir schlagen euch nicht, erst der weiße Mann hat die Prügel eingeführt. Das sieht der Neger ein und vergißt, daß ihn derselbe Islam einst zum Sklaven machte. Die Pension, die der Saidi von Zanzibar vom Deutschen Reich bezieht, erklären sie dem Neger als einen Tribut der Ungläubigen an den Beherrscher der Gläubigen. Der Hauptgrund für ihre Fortschritte ist: Alle Neger sind stark fatalistisch, und das ist der Islam auch!"

Er fuhr fort, oratorischer: „Aber ich frage: Hat er in zwölf Jahrhunderten diesen Ländern irgendwelche Segnungen der Kultur gebracht? Hat er das Innenleben . . ." —

Ich fragte den Juristen und seine Frau.

Der Justizrat sagte epigrammatisch: „Die Lösung des Rätsels ist kinderleicht, liegt aber auf einem ganz anderen Felde, als man meint. Da haben Sie das Geheimnis in drei Worten: keiner führt Buch!

Zu mir kommen sie ja dann, die Pflanzer und Plantagenleiter, wenn sie gewissermaßen im Sterben liegen, dann soll unsereiner helfen. Dazu müßte die Regierung

jeden Ansiedler zwingen, um seiner selbst willen. Die englischen Gesellschaften, die sich namentlich zu König Eduards Zeiten hier bedenklich ausgebreitet haben, sind alle musterhaft geführt. Jeden Augenblick kann man jeden Etat für sich betrachten. Unsere deutschen Farmer wissen zwar, was sie ausgegeben haben und was eingenommen, aber frage ich einen bei der Verkaufsverhandlung: Wofür? Das hat er nicht aufgeschrieben. Der Inder vollends macht fortgesetzt betrügerischen Bankerott, und niemand kann ihm das beweisen. Dernburg hätte da vielleicht etwas gewirkt. Aber wir hoffen alle auf den neuen Mann. Er sieht aus wie ein Kenner und zugleich wie ein vorurteilsloser Kopf, ohne die Prätention der Dernburgschen Ära, die immer rief: Wir sind anders! Der wird wohl auch nicht den Grünen Tisch zu Hause durch Fehler in gewissen Kleinigkeiten kompromittieren, die jeder Kolonist mit Habgier zerzaust. Und erstes Gebot bleibt: zwangsweise Buchführung."

„Ich bin ja nur eine Frau," sagte die Dame plötzlich, „und mein Mann meint, ich verstände nichts davon. Aber ich versichere Sie, eine Lebensfrage für unsere Kolonie ist immer: wer ist die Gouverneuse? Sie wissen, in Daressalam wird so ein kleiner Hof gehalten, duodezfürstlich. Jeder Gouverneur ist eben ein kleiner Vizeroy. Der frühere war nicht verheiratet, und das war gut. Sobald eine Frau da ist, beginnt die Etikette. (Wir kennen das von einem andern Fall.) Die Intrigen und die Wünsche der Pflanzer kommen auf gesellschaftlichem Umweg an das Ohr des Herrn. Da sind die Unterscheidungen oft lächerlich. Und ist die Frau wie alle, gleich haben wir wieder den Beamtenstaat. Wenn Sie wüßten: welche Enge, welche Narrheit!"

Ich fragte den Feldwebel, den Landmesser und den Hotelier. „Wer schuld ist?" sagte nachdenklich

der gute Feldwebel, wischte sich den Schaum des Bieres von seinem großen Schnurrbart, und als wollte er, in seiner Sphäre, die Worte jener fremden Dame ergänzen, die hundert Meilen von ihm wohnte, sagte er mit einem kleinen Faustschlag auf den Tisch: „Das Vorurteil, Herr Doktor! Das Vorurteil! Wenn hier ein Neuer herauskommt, wissen Sie, was da die Leute fragen? 1. hat er das Einjährigenexamen gemacht? 2. in welcher Klasse ist er herausgefahren? Ist er etwa gar „Dritter" gekommen, dann verkehren sie überhaupt gar nicht mit ihm. Sehn Sie, und das ist der Krebsschaden!"

Aber der Landmesser, der auf einem harten Stuhl im Hintergrund der Schenke saß und dessen Züge so spitz und eckig aussahen wie sein Triangel, sagte mißmutig, zwischen kurzen Zügen aus der spitzen Pfeife: „Unsinn! Der Kaiser ist schuld! Unser Kaiser kümmert sich nicht um seine Kolonien! Warum tut er so viel für die Flotte? Wozu haben wir eine Flotte? Warum reist er soviel und fährt in seiner Jacht von Spitzbergen bis nach Jerusalem? Zu uns kommt er nie. Und den Kronprinz schickt er nach Indien, aber nicht in seine eigenen Länder. Das würde die Kolonien populär machen, da würde man was erfahren in der Heimat! Und ich sage, der Kaiser ist schuld!"

„Nein," schrie der dicke Hotelier, „ihr habt es alle nicht getroffen. Die Missionare sind schuld! Die machen, daß es dem Neger zu gut geht bei uns. Prügeln muß man den Neger!" schrie er und umarmte den Schalltrichter seines Phonographen mit dem linken Arm, während er mit dem rechten heftig herumfuhr. „Prügeln muß man ihn! Gebt ihm Whisky zu saufen, damit er Geschmack daran findet: da wird er Bedürfnisse bekommen: und wir haben keine Arbeiternot! Ich habe hundert Boys gehabt und auch intelligente. Aber Ord-

nung habe ich nur durch Prügel erhalten! Nie nehme ich einen, der in der Mission war! Scheinheilige Hunde! Wenn man sie anrührt, flennen sie, und wenn man sich umdreht, stehlen sie! Kommt so ein Bengel an die Küste, fragt er nach rechts: ‚Was ist das?' ‚Das ist die gute Kirche,' sagt der Schwarzrock. Dann fragt er nach links: ‚Und was ist das?' ‚Das ist die schlechte Kirche,' sagt der Schwarzrock. Bei uns kann er viermal Christ werden, von rechts und links, von vorn und von hinten. Die Anglikaner und Adventisten reißen sich auch noch um ihn. Da fühlt er sich mächtig, da wird er frech! Da macht er Bedingungen! Prügeln muß man den Neger! Prügeln!"

Zuletzt fragte ich den Bezirksamtmann. Er dachte: Dieser Herr ist von der Presse, und sagte, etwas pikiert: „Wer klagt denn über unsere Kolonie!? Sehen Sie nicht, daß sie blüht? Schwierigkeiten gibt es überall, aber allenthalben regen sich neue Keime. In meinem Bezirk . . ."

Und er warf einen Blick auf den schwarzen Posten, der eben präsentierte.

AAGE MADELUNG: FÜRSTIN MONGUSCHKO
NOVELLE

Wer er in Wirklichkeit war, ist nicht von Belang. Jedenfalls saß er im Nordexpreß und las in „L'Auto". Zwar besaß er kein nennenswertes Verständnis für die edleren Teile eines Autos; doch beherrschte er in der Unterhaltung den Gegenstand überraschend gut.

Im übrigen war er ziemlich viel mit den verschiedensten Autotypen gefahren; weniger zum Vergnügen als aus andern Gründen. Aber auch das ist nicht von Belang . . .

Der D-Zug spielte seine sausende Melodie auf vielen Kilometern in der Stunde, stieg über Brücken, sank unter Felsen.

Ab und zu schlug ein Gleiswechsel zwei harte Takte mitten in das lange Sausen. Eine Station flog vorüber, ein Eisenbahnbeamter und ein paar vergessene Menschen sahen der Dampfvision lange nach und verloren sich wieder in ihren eigenen Bewegungen am selben Fleck.

Dann wechselte der Ton wieder, und silberblaue Flüsse wanden sich in Fabrikturbinen und reckten sich in glitzernden Wehren. Einsame Schlösser standen in gesprenkelten Wiesen und gehegten, einsamen Gärten, fern von der Hölle der Fäuste, aus denen sie in Schweiß und Verwünschung erstanden waren ...

Der Reisende legte „L'Auto" beiseite und maß mit einem harten Blick den Abstand zwischen einem der Schlösser und der Fabrik mit ihren niedrigen Arbeiterhütten unter der Felswand ...

Es ist kein Gerechtigkeitsgefühl im Menschen. Nur die Macht erkennt er an, die harte Hand! dachte er, und ein kalter Schatten ging über sein Gesicht. Darum gebrauchen wir die Macht! Darum schleudern wir unser flammendes Todesmal in die kalte Schrift der Geschichte! ... Die gekränkte Gerechtigkeit ist unsre Mutter, das dumpfe Murren der Völker unser Urquell. Namenlos leben wir, und namenlos lassen wir unser Leben, wie der Räuber auf der Richtstatt.

Er schloß die Augen!

Hab' ich vielleicht geraubt? Nein! Ich habe nur gemordet, gemordet um des Lebens willen, im Namen der vielen und des Menschenglücks. Und ich werde weiter morden, werde verhaßte Namen auslöschen, bis ich selber ausgelöscht werde! ...

Plötzlich blickte er auf nach den beiden Mitreisenden im Kupee; aber sein Ausdruck ward sofort wieder

teilnahmlos. Sie waren ihm vollkommen gleichgültig! ... Er lehnte sich, einsam in sich selbst, in seine Ecke zurück.

Etwas Müdes kam über sein Gesicht. Die scharfen Linien um den Mund wurden schlaff. Er war in ein dumpfes Ruhen verfallen und schlief mit offenen Sinnen.

So schlafen alle lebenden Wesen, deren Dasein einer ununterbrochenen, drohenden Gefahr ausgesetzt ist. Sie haben einen eignen Instinkt, der in die Entfernung wirkt und ihnen das Vergangene und das Kommende gegenwärtig macht. Ein Fernsinn ist es, der witternd die Linie der Zeit bewacht, eine gefahrdrohende Spur in die Zukunft verfolgt oder sie zurückleitet zu dem Fuß, der sie unausbleiblich treten wird ...

So saß er also und schlief, während seine losgelösten Sinne über der Verbindung der Dinge wachten ...

Seit einer Woche bereiste er in den verschiedensten Gestalten die Lande. Er hatte sämtliche Verkehrsmittel erprobt und mit ihnen manövriert, einzeln oder in gesamter Summe. Bei einer Gelegenheit hatte er nämlich das Unglück gehabt, sein Inkognito zu verraten und war dadurch Gegenstand eines internationalen Kesseltreibens geworden.

Denn er trug einen Namen, mit dem man in gewissen Familien groß und klein Schreck einjagt. Überall, auf der ganzen Erde, besaßen Aussendlinge seiner Regierung seine Photographie und genaueste Instruktionen, wie sie vorzugehen hätten, wenn besagte Persönlichkeit gesehen würde. Reichtum und Ruhm waren auf seinen Kopf gesetzt. Also genügend Grund, ihn zu jagen, nicht so?

Aber er war ihnen entkommen, wie schon so oft. Noch war augenscheinlich der Strick für seinen Hals nicht gedreht. Und er saß im Nordexpreß, als wäre

nichts geschehen; und es sollte ihm hier auch nichts geschehen. Und das ist just das Denkwürdige . . .

Er wachte daran auf, daß der Kellner vom Speisewagen fragte:

„Wünschen der Herr zu dinieren?“

„Jawohl!“

Nachdem er sorgfältig Toilette gemacht hatte, ging er durch den Zug nach dem Speisewagen. Alle Tische waren besetzt; aber an einem saßen bloß zwei Kinder. Es war also noch ein Platz frei.

Mit leichter Verbeugung setzte er sich den Kindern gegenüber. Es war ein Knabe von dreizehn und ein Mädchen von elf Jahren. Sie blickten ihn an, und er erschien ihnen so gleichgültig, als wäre er überhaupt nicht vorhanden.

Draußen wirbelte ein aschgraues, von elektrischen Lichtern, großen und kleinen weißglühenden Flecken, durchsprenkeltes Dämmer vorüber. Es sah aus, als versenge der Expreß in seinem stöhnenden Lauf die Erde mit seinem heißen Atem und huste Feuer aus seiner kochenden, abgehetzten Brust. Und die Erde duckte sich unter diesem unerbittlichen Vorwärtsbohren der Feuerschlange mit den fressenden Stahlrädern. Die Erdkruste schweißte. Ihre Poren quollen auf in Schornsteinen und spien Rauch und gelbe Flammen aus. Wie eine Fiebervision leuchteten sie über Haufen von Schlacken, verrußten Schmelzhütten und stöhnenden Ambossen.

Es waren die Eisenlande am Rhein, die rauchenden Gelände der schmiedenden Hämmer und ewigen Essen!

Innen im Speisewagen brannten die Glühlampen mit einem seltsam flackernden Schein, als erzitterte der Strom in der Fahrt. Alles sah man da drinnen zugleich, ohne doch etwas bestimmt zu sehen. Die polierten Wände schwangen gleichsam auswärts und einwärts, die

Glastüren federten leicht im Takt mit dem fernen Sang der Räder. Gläser und Teller klirrten auf den Tischen, als rührten körperlose Hände daran, und die Menschen tranken und aßen daraus, mit einem insichgekehrten, gesammelten Ausdruck, in dem man ein Staunen, vielleicht eine unklare Beängstigung über den unmerklichen Lauf der Erde unter ihnen las. Und es geschah häufig, daß der oder jener Reisende prüfend nach dem großen Ventilator an der Decke emporblickte, als suche er in dessen stummem, unaufhörlichem Kreisen einen festen Punkt, etwas, was außerhalb seiner eigenen willenlosen Flucht über die Erdkruste hin stand.

Plötzlich kam ein anderer Schnellzug und sauste vorüber mit einem Knattern, als ob man mit einem Stück Sandpapier im Gehörgang riebe. Aber der Reisende, der da mit den beiden Kindern zusammen saß und speiste, sah keinen Zug. Er sah bloß ein langes Blitzen, das verschlungen ward von einer Rauchwolke, die alles umfaßte, und zerrissen von einer Sprengung, die die Welt zerfetzte und ein schweres und blutiges Schweigen hinterließ ... Auch in ihm selbst ...

Und mitten in dies Schweigen hinein, das — er wußte selbst nicht wie lange — gewährt hatte klang ganz unerwartet eine Stimme:

„Niemand denkt, daß wir miteinander verheiratet sind. Niemand denkt das,“ wiederholte die Stimme in dem feinen, internationalen Französisch, das vielleicht von zwanzig Familien der Welt so rein gesprochen wird, daß von der ursprünglichen Nationalität nichts durchklingt.

„Du mußt eine Sprache sprechen, die man nicht versteht,“ antwortete eine andere Stimme im selben Französisch, und der Klang war so weich und licht, daß der Reisende zu den Kindern aufblickte und merkte, sie waren es, die da gesprochen hatten.

„Niemand denkt, daß wir verheiratet sind," sagte der Knabe auf polnisch, und man sah gut, daß es ihm Spaß machte, diesen Satz zu wiederholen, und daß er absichtlich nicht die stumme Sprache verstehen wollte, die ihn das kleine Mädchen zu sprechen bat.

„Du mußt eine Sprache sprechen, die man nicht versteht," sagte sie errötend und bemühte sich, ihre Verwirrung zu verbergen. Aber als der Knabe nun dasselbe auf russisch wiederholte, vermochte sie sich nicht mehr zu beherrschen und ihr ganzes kleines goldlockiges Köpfchen ward glühend rot. Sie wandte sich rasch um und sagte zu einer Dame, die Rücken gegen Rücken mit ihr am nächsten Tisch saß:

„Er neckt mich, Mutter, und sagt Dinge, die mich kompromittieren." Die Mutter wandte sich um:

„Ein Kavalier bringt seine Dame nie in Verlegenheit." Sie wollte noch etwas sagen, unterließ es aber und setzte ihr Gespräch am eigenen Tisch fort. An der ruhigen Art, in der sie sprach, konnte man sehen, daß der große, blasse Herr mit den dunkeln, weltfremden Augen ihr Gatte war und daß die beiden älteren Damen am selben Tisch zu ihrer Familie gehörten. Ihre Unterhaltung war so ruhig verbindlich, wie es nur zwischen Familienangehörigen vornehmer Geburt ist. Sie saßen in einem Luxuszug einander gegenüber wie im eigenen Speisezimmer — ebenso beherrscht und ebenso gleichgültig gegen Außenstehende.

Aber die Kinder waren noch Kinder, obgleich sie in ihrer Art sich zu geben erwachsener waren als die meisten Erwachsenen.

Erzürnt saßen sie da und taten, als sähen sie einander überhaupt nicht. Das elfjährige Mädchen schmollte noch ein bißchen und bemühte sich, steif und unzugänglich auszusehen in ihrem kurzen, weißen Spitzenröckchen.

Und der Knabe in seinem englischen Matrosenanzug tat so kühl und gleichmütig, daß er ab und zu sein Gesicht zur Ruhe bringen mußte, indem er an dem Mineralwasser in seinem Glas nippte.

Aber als das Schweigen zwischen ihnen gar zu drückend ward und sich dem Punkt näherte, wo zwei Menschen, die aus Trotz schweigen, sich nicht länger beherrschen können, sagte der Knabe langsam und höflich-versöhnend:

„Als Graf Samojlesky dir den Hof machte, hab' ich dich nicht geneckt!" Das Mädchen fand nicht Zeit zum Antworten; denn der Reisende, der nicht Zeuge der Vertraulichkeit der Kinder sein mochte, unterbrach plötzlich auf polnisch:

„Entschuldigen Sie, möchten Sie mir nicht das Salz reichen?"

Sie blickten rasch und prüfend nach ihm hin, und das Mädchen wurde so glühend rot, daß sie das ganze Gesicht im Taschentuch versteckte. Aber der Knabe reichte dem Fremden das Salzfaß und war sofort wieder Herr seiner Verlegenheit. Er verbeugte sich fast unmerklich und sagte mit einem feinen, liebenswürdigen Lächeln:

„Ich hoffe, wir haben Sie nicht allzusehr gelangweilt mit unserem kindischen Gescherze."

„Kindisch" hob er mit einer eigentümlich ironischen Betonung hervor, und ohne auf Antwort zu warten fuhr er im gleichen weltmännischen Ton fort:

„Wie angenehm, in der Fremde Landsleute zu treffen! ... Sie kommen von Paris? Wir ebenfalls ... Steigen Sie nicht auch am liebsten im Kontinental ab? Nun ja, das Grand Hotel ist ja auch nicht übel ..."

„Ich habe meine eigene Wohnung," antwortete der Fremde ernsthaft.

„So? Wir haben auch nicht lang im Kontinental

gewohnt. Sie werden natürlich wissen, daß meine Tante ein Palais an der Avenue de la grande Armée hat . . .“

Der Fremde blickte den Knaben fragend an, der sich im Augenblick vollständig selbst vergaß, um sich ganz ihm und seinem Interesse zu widmen.

„Liegen Ihre Besitzungen im Kronland oder in Litauen?“ *) fragte er. Und aus dieser Frage ging hervor, daß er den schwachen Akzent bemerkt hatte, mit dem der Fremde das Polnische sprach.

„Ich habe keine Besitzungen, weder dort noch anderswo.“

„Ach so . . .“

„Nein. Ich bin Ingenieur bei einer Motorwagenfabrik im Ausland.“

„Das ist sehr interessant. Wir bewundern und pflegen den Autosport auch, trotzdem wir unsern eigenen Rennstall haben. Natürlich sind Ihnen die französischen Autotypen die liebsten?“

„Ja, meiner Ansicht nach sind sie die besten.“

„Wir fahren auch nur damit.“

Der Fremde nickte beifällig, und da der Knabe anzunehmen schien, daß er ihm so viel Interesse gewidmet hatte, als die Höflichkeit erforderte, kehrte er durch eine neutrale Bemerkung wieder zu sich selbst zurück:

„Der letzte Winter in Paris war nicht einmal so besonders langweilig. Wir leben immer im Winter in Paris und im Sommer bei uns zu Hause, im Fürstentum Posen. Ich begleite jetzt eben meine Tante nach unsern Stammgütern . . .“

„Mein Name ist Lewinsky,“ schob der Fremde ein. „Mit wem habe ich die Ehre?“

„Fürst Radziwill,“ antwortete der Knabe mit einer fast unmerklichen Verbeugung.

*) Das Kronland ist das unabhängige Königreich Polen, und Litauen ist eine „polnische“ Provinz, keine russische — meinte er.

„Entschuldigen Sie,“ fuhr der Fremde fort, der sich soeben als Lewinsky vorgestellt hatte — „entschuldigen Sie meine Frage: Sind Sie schon verheiratet?“

Der Knabe schwieg einen Augenblick und wies dann mit einer ausgesucht ehrerbietigen Handbewegung auf seine Dame:

„Fürstin Monguschko.“

Der Reisende verbeugte sich ebenso ehrerbietig vor der kleinen Fürstin, die so vollendet damenhaft lächelte, als wäre sie eine gefeierte Schönheit an einem Kaiserhof: und keins der Kinder bemerkte den Schatten, der über das gefurchte Antlitz des Fremden glitt:

„Wenn ich nicht irre, so stand vor ein paar Jahren ein Fürst Monguschko als Gouverneur im Dienste des Zaren,“ sagte er kühl, und erst als die Bemerkung gefallen war, begriff er, wohin sie führen mußte. Denn die Kinder wurden so blaß und ernst, daß kein Zweifel mehr möglich war. Trotzdem konnte er es nicht unterlassen, fortzufahren, nachdem er nun einmal begonnen hatte:

„Verzeihen Sie, wenn ich einen peinlichen Gegenstand berührt habe. War der Fürst vielleicht ein naher Verwandter von Ihnen?“

Der Knabe sah dem Fremden gerade und hart in die Augen:

„Haben Sie den Fürsten gekannt?“

„Ja — mir fällt eben ein, ich hatte einmal mit ihm zu tun — im Interesse der Fabrik — und — sonderbar genug — starb er ganz kurz darauf ... Übrigens wunderte es mich, daß ein Monguschko den Russen diente.“

Der Knabe sah teilnahmvoll auf das kleine Mädchen, das vor Erregung zitterte und sich hoch aufrichtete:

„Die ganze Familie des Fürsten hat sich von ihm losgesagt — auch die Fürstin und seine Tochter.“

„Hatte er Kinder?“

Der Knabe schwieg und sah vor sich nieder. Aber plötzlich erhob die junge Fürstin ihr blasses Gesicht:

„Ich war seine Tochter.“

Ein bitterer Zug legte sich um den Mund des Fremden; seine Augen wurden merkwürdig klein und beobachtend:

„Es tut mir sehr leid, daß ich so schmerzliche Erinnerungen bei Ihnen hervorgerufen habe; aber ich dachte natürlich nicht an die Möglichkeit, daß ich Fürst Monguschkos Tochter vor mir haben könnte. Ich ahnte nicht einmal, daß er Kinder hatte . . . und . . .“

„Die, die meinen Vater ermordet haben, haben gewiß auch nicht daran gedacht. Sonst hätten sie es vielleicht nicht getan.“

„Das ist schwer zu beurteilen. Soweit ich mich entsinne, sind die näheren Umstände seines Todes nie völlig aufgeklärt und die Täter auch nicht ergriffen worden?“

„Nein. Man hat uns bloß von Petersburg ein Bild des vermutlichen Urhebers des Attentats geschickt. Meine Mutter wünschte es zu sehen.“

„So müssen Sie also den Mann erkennen, wenn Sie ihm begegnen, und ihn verhaften lassen! Das ist seltsam — und sehr traurig! . . .“

Das kleine Mädchen erhob ihr blasses Gesicht und blickte den Fremden an, als wolle sie etwas sagen; aber sie vergaß es sofort und starrte ihn nur unentwegt an. Ihrer beider Augen lagen fest und saugend ineinander, und nach und nach, je mehr ein Ausdruck des Entsetzens in die ihren kam, ward er bleicher und bleicher. Ihre Lippen zitterten leise, und plötzlich begann sie zu schluchzen, erst ganz sachte, dann immer heftiger und heftiger, bis ihr Kopf auf den Tisch sank.

Der Knabe und ihre Angehörigen eilten ihr zu Hilfe, und der Fremde erhob sich auch, langsam und zögernd, als möchte er etwas tun, etwas sagen, um das weinende Kind zu trösten. Aber es fiel ihm nichts ein, und so

ging er aus dem Speisewagen und auf seinen Platz zurück.

Kurz darauf hielt der Expreß an einer großen Station. Der Reisende sprang mit seinem Handkoffer heraus und ging dem Perronausgang zu. Schon von weitem sah er zwei Herren neben dem Kontrolleur stehen. Aufmerksam und forschend starrten sie jedem, der vorbeiging, ins Gesicht. Aber der Reisende kümmerte sich gar nicht um sie. Er sah sie nicht einmal an, als er sein Billett vorwies, und tat, als interessierte ihn ihre Gegenwart so wenig, daß auch sie kein Interesse für ihn zeigten. Eine Kälte, eine Unzugänglichkeit umgaben ihn, in deren Nähe niemand sich wagte.

Die Fürstin Monguschko hatte ihn nicht verraten.

THOMAS MANN: HOTELMUSIK

Eines Tages beim Frühstück im großen Speisesaal stellte Aschenbach den Geschäftsführer zur Rede, jenen kleinen, leise auftretenden Menschen im französischen Gehrock, der sich grüßend und beaufsichtigend zwischen den Speisenden bewegte und auch an Aschenbachs Tischchen zu einigen Plauderworten halt machte. Warum man denn eigentlich, fragte der Gast in lässiger und beiläufiger Weise, warum in aller Welt man seit einiger Zeit Venedig desinfiziere? — „Es handelt sich," antwortete der Schleicher, „um eine Maßnahme der Polizei, bestimmt, allerlei Unzuträglichkeiten oder Störungen der öffentlichen Gesundheit, welche durch die brütende und ausnehmend warme Witterung erzeugt werden möchten, pflichtgemäß und bei Zeiten hintanzuhalten." — „Die Polizei ist zu loben," erwiderte Aschenbach; und nach Austausch einiger meteorologischer Bemerkungen empfahl sich der Manager.

Selbigen Tages noch, abends, nach dem Diner, geschah es, daß eine kleine Bande von Straßensängern aus der Stadt sich im Vorgarten des Gasthofes hören ließ. Sie standen, zwei Männer und zwei Weiber, an dem eisernen Mast einer Bogenlampe und wandten ihre weißbeschienenen Gesichter zur großen Terrasse empor, wo die Kurgesellschaft sich bei Kaffee und kühlenden Getränken die volkstümliche Darbietung gefallen ließ. Das Hotelpersonal, Liftboys, Kellner und Angestellte des Office, zeigte sich lauschend an den Türen zur Halle. Die russische Familie, eifrig und genau im Genuß, hatte sich Rohrstühle in den Garten hinabstellen lassen, um den Ausübenden näher zu sein, und saß dort dankbar im Halbkreise. Hinter der Herrschaft, in turbanartigem Kopftuch, stand ihre alte Sklavin.

Mandoline, Gitarre, Harmonika und eine quinkelierende Geige waren unter den Händen der Bettelvirtuosen in Tätigkeit. Mit instrumentalen Durchführungen wechselten Gesangsnummern, wie denn das jüngere der Weiber, scharf und quäkend von Stimme, sich mit dem süß falsettierenden Tenor zu einem verlangenden Liebesduett zusammentat. Aber als das eigentliche Talent und Haupt der Vereinigung zeigte sich unzweideutig der andere der Männer, Inhaber der Gitarre und im Charakter eine Art Bariton-Buffo, fast ohne Stimme dabei, aber mimisch begabt und von bemerkenswerter komischer Energie. Oftmals löste er sich, sein großes Instrument im Arm, von der Gruppe der anderen los und drang agierend gegen die Rampe vor, wo man seine Eulenspiegeleien mit aufmunterndem Lachen belohnte. Namentlich die Russen, in ihrem Parterre, zeigten sich entzückt über soviel südliche Beweglichkeit und ermutigten ihn durch Beifall und Zurufe, immer kecker und sicherer aus sich herauszugehen.

Aschenbach saß an der Balustrade und kühlte zuweilen die Lippen mit dem Gemisch aus Granatapfelsaft und Soda, das vor ihm rubinrot im Glase funkelte. Seine Nerven nahmen die dudelnden Klänge, die vulgären und schmachtenden Melodien begierig auf, denn die Leidenschaft lähmt den wählerischen Sinn und läßt sich allen Ernstes mit Reizen ein, welche die Nüchternheit humoristisch aufnehmen oder unwillig ablehnen würde. Seine Züge waren durch die Sprünge des Gauklers zu einem fix gewordenen und schon schmerzenden Lächeln verrenkt. Er saß lässig da, während eine äußerste Aufmerksamkeit sein Inneres spannte; denn sechs Schritte von ihm lehnte Tadzio am Steingeländer.

Er stand dort in dem weißen Gürtelanzug, den er zuweilen zur Hauptmahlzeit anlegte, in unvermeidlicher und anerschaffener Grazie, den linken Unterarm auf der Brüstung, die Füße gekreuzt, die rechte Hand in der tragenden Hüfte, und blickte mit einem Ausdruck, der kaum ein Lächeln, nur eine entfernte Neugier, ein höfliches Entgegennehmen war, zu den Bänkelsängern hinab. Manchmal richtete er sich gerade auf und zog, indem er die Brust dehnte, mit einer schönen Bewegung beider Arme den weißen Kittel durch den Ledergürtel hinunter. Manchmal aber auch, und der Alternde gewahrte es mit Triumph, mit einem Taumeln seiner Vernunft und auch mit Entsetzen, wandte er zögernd und behutsam oder auch rasch und plötzlich, als gälte es eine Überrumpelung, den Kopf über die linke Schulter gegen den Platz seines Liebhabers. Er fand nicht dessen Augen, denn eine schmähliche Besorgnis zwang den Verirrten, seine Blicke ängstlich im Zaum zu halten. Im Hintergrund der Terrasse saßen die Frauen, die Tadzio behüteten, und es war dahin gekommen, daß der Verliebte fürchten mußte, auffällig geworden und beargwöhnt zu sein. Ja, mit einer Art

von Erstarrung hatte er mehrmals, am Strande, in der Hotelhalle und auf Piazza San Marco, zu bemerken gehabt, daß man Tadzio aus seiner Nähe zurückrief, ihn von ihm fernzuhalten bedacht war — und eine furchtbare Beleidigung daraus entnehmen müssen, unter der sein Stolz sich in ungekannten Qualen wand und welche von sich zu weisen sein Gewissen ihn hinderte.

Unterdessen hatte der Gitarrist zu eigener Begleitung ein Solo begonnen, einen mehrstrophigen, eben in ganz Italien florierenden Gassenhauer, in dessen Kehrreim seine Gesellschaft jedesmal mit Gesang und sämtlichem Musikzeug einfiel und den er auf eine plastisch-dramatische Art zum Vortrag zu bringen wußte. Schmächtig gebaut und auch von Antlitz mager und ausgemergelt, stand er, abgetrennt von den Seinen, den schäbigen Filz im Nacken, so daß ein Wulst seines roten Haars unter der Krempe hervorquoll, in einer Haltung von frecher Bravour auf dem Kies und schleuderte zum Schollern der Saiten in eindringlichem Sprechgesang seine Späße zur Terrasse empor, indes vor produzierender Anstrengung die Adern auf seiner Stirne schwollen. Er schien nicht venezianischen Schlages, vielmehr von der Rasse der neapolitanischen Komiker, halb Zuhälter, halb Komödiant, brutal und verwegen, gefährlich und unterhaltend. Sein Lied, lediglich albern dem Wortlaute nach, gewann in seinem Munde, durch sein Mienenspiel, seine Körperbewegungen, seine Art, andeutend zu blinzeln und die Zunge schlüpfrig im Mundwinkel spielen zu lassen, etwas Zweideutiges, unbestimmt Anstößiges. Dem weichen Kragen des Sporthemdes, das er zu übrigens städtischer Kleidung trug, entwuchs sein hagerer Hals mit auffallend groß und nackt wirkendem Adamsapfel. Sein bleiches, stumpfnäsiges Gesicht, aus dessen bartlosen Zügen schwer auf sein Alter zu schließen war, schien durchpflügt von

Grimassen und Laster, und sonderbar wollten zum Grinsen seines beweglichen Mundes die beiden Furchen passen, die trotzig, herrisch, fast wild zwischen seinen rötlichen Brauen standen. Was jedoch des Einsamen tiefe Achtsamkeit eigentlich auf ihn lenkte, war die Bemerkung, daß die verdächtige Figur auch ihre eigene verdächtige Atmosphäre mit sich zu führen schien. Jedesmal nämlich, wenn der Refrain wieder einsetzte, unternahm der Sänger unter Faxen und grüßendem Handschütteln einen grotesken Rundmarsch, der ihn unmittelbar unter Aschenbachs Platz vorüberführte, und jedesmal, wenn das geschah, wehte, von seinen Kleidern, seinem Körper ausgehend, ein Schwaden starken Karbolgeruchs zur Terrasse empor.

Nach geendigtem Couplet begann er, Geld einzuziehen. Er fing bei den Russen an, die man bereitwillig spenden sah, und kam dann die Stufen herauf. So frech er sich bei der Produktion benommen, so demütig zeigte er sich hier oben. Katzbuckelnd, unter Kratzfüßen schlich er zwischen den Tischen umher, und ein Lächeln tückischer Unterwürfigkeit entblößte seine starken Zähne, während doch immer noch die beiden Furchen drohend zwischen seinen roten Brauen standen. Man musterte das fremdartige, seinen Unterhalt einsammelnde Wesen mit Neugier und einigem Abscheu, man warf mit spitzen Fingern Münzen in seinen Filz und hütete sich, ihn zu berühren. Die Aufhebung der physischen Distanz zwischen dem Komödianten und den Anständigen erzeugt, und war das Vergnügen noch so groß, stets eine gewisse Verlegenheit. Er fühlte sie und suchte, sich durch Kriecherei zu entschuldigen. Er kam zu Aschenbach und mit ihm der Geruch, über den niemand ringsum sich Gedanken zu machen schien.

„Höre!" sagte der Einsame gedämpft und fast mecha-

nisch. „Man desinfiziert Venedig. Warum?“ — Der Spaßmacher antwortete heiser: „Von wegen der Polizei! Das ist Vorschrift, mein Herr, bei solcher Hitze und bei Scirocco. Der Scirocco drückt. Er ist der Gesundheit nicht zuträglich ...“ Er sprach wie verwundert darüber, daß man dergleichen fragen könne, und demonstrierte mit der flachen Hand, wie sehr der Scirocco drücke. — „Es ist also kein Übel in Venedig?“ fragte Aschenbach sehr leise und zwischen den Zähnen. — Die muskulösen Züge des Possenreißers fielen in eine Grimasse komischer Ratlosigkeit. „Ein Übel? Aber was für ein Übel? Ist der Scirocco ein Übel? Ist vielleicht unsere Polizei ein Übel? Sie belieben zu scherzen! Ein Übel! Warum nicht gar! Eine vorbeugende Maßregel, verstehen Sie doch! Eine polizeiliche Anordnung gegen die Wirkungen der drückenden Witterung ...“ Er gestikulierte. — „Es ist gut,“ sagte Aschenbach wiederum kurz und leise und ließ rasch ein ungebührlich bedeutendes Geldstück in den Hut fallen. Dann winkte er dem Menschen mit den Augen, zu gehen. Er gehorchte grinsend, unter Bücklingen. Aber er hatte noch nicht die Treppe erreicht, als zwei Hotelangestellte sich auf ihn warfen und ihn, ihre Gesichter dicht an dem seinen, in ein geflüstertes Kreuzverhör nahmen. Er zuckte die Achseln, er gab Beteuerungen, er schwor, verschwiegen gewesen zu sein; man sah es. Entlassen, kehrte er in den Garten zurück, und, nach einer kurzen Verabredung mit den Seinen unter der Bogenlampe, trat er zu einem Dank- und Abschiedsliede noch einmal vor.

Es war ein Lied, das jemals gehört zu haben der Einsame sich nicht erinnerte; ein dreister Schlager in unverständlichem Dialekt und ausgestattet mit einem Lachrefrain, in den die Bande regelmäßig aus vollem Halse einfiel. Es hörten hierbei sowohl die Worte

wie auch die Begleitung der Instrumente auf, und nichts blieb übrig als ein rhythmisch irgendwie geordnetes, aber sehr natürlich behandeltes Lachen, das namentlich der Solist mit großem Talent zu täuschendster Lebendigkeit zu gestalten wußte. Er hatte bei wiederhergestelltem künstlerischen Abstand zwischen ihm und den Herrschaften seine ganze Frechheit wiedergefunden, und sein Kunstlachen, unverschämt zur Terrasse emporgesandt, war Hohngelächter. Schon gegen das Ende des artikulierten Teiles der Strophe schien er mit einem unwiderstehlichen Kitzel zu kämpfen. Er schluchzte, seine Stimme schwankte, er preßte die Hand gegen den Mund, er verzog die Schultern, und im gegebenen Augenblick brach, heulte und platzte das unbändige Lachen aus ihm hervor, mit solcher Wahrheit, daß es ansteckend wirkte und sich den Zuhörern mitteilte, daß auch auf der Terrasse eine gegenstandlose und nur von sich selbst lebende Heiterkeit um sich griff. Dies aber eben schien des Sängers Ausgelassenheit zu verdoppeln. Er beugte die Knie, er schlug die Schenkel, er hielt sich die Seiten, er wollte sich ausschütten, er lachte nicht mehr, er schrie; er wies mit dem Finger hinauf, als gäbe es nichts Komischeres als die lachende Gesellschaft dort oben, und endlich lachte denn alles im Garten und auf der Veranda, bis zu den Kellnern, Liftboys und Hausdienern in den Türen.

Aschenbach ruhte nicht mehr im Stuhl, er saß aufgerichtet wie zum Versuche der Abwehr oder Flucht. Aber das Gelächter, der heraufwehende Hospitalgeruch und die Nähe des Schönen verwoben sich ihm zu einem Traumbann, der unzerreißbar und unentrinnbar sein Haupt, seinen Sinn umfangen hielt. In der allgemeinen Bewegung und Zerstreuung wagte er es, zu Tadzio hinüberzublicken, und indem er es tat, durfte er bemerken, daß der Schöne, in Erwiderung seines Blickes,

ebenfalls ernst blieb, ganz so, als richte er Verhalten und Miene nach der des anderen und als vermöge die allgemeine Stimmung nichts über ihn, da jener sich ihr entzog. Diese kindliche und beziehungsvolle Folgsamkeit hatte etwas so Entwaffnendes, Überwältigendes, daß der Grauhaarige sich mit Mühe enthielt, sein Gesicht in den Händen zu verbergen. Auch hatte es ihm geschienen, als bedeute Tadzios gelegentliches Sichaufrichten und Aufatmen ein Seufzen, eine Beklemmung der Brust. „Er ist kränklich, er wird wahrscheinlich nicht alt werden," dachte er wiederum mit jener Sachlichkeit, zu welcher Rausch und Sehnsucht bisweilen sich sonderbar emanzipieren; und reine Fürsorge zugleich mit einer ausschweifenden Genugtuung erfüllte sein Herz.

Die Venezianer unterdessen hatten geendigt und zogen ab. Beifall begleitete sie, und ihr Anführer versäumte nicht, noch seinen Abgang mit Späßen auszuschmücken. Seine Kratzfüße, seine Kußhände wurden belacht, und er verdoppelte sie daher. Als die Seinen schon draußen waren, tat er noch, als renne er rückwärts empfindlich gegen einen Lampenmast, und schlich scheinbar krumm vor Schmerzen zur Pforte. Dort endlich warf er auf einmal die Maske des komischen Pechvogels ab, richtete sich, ja schnellte elastisch auf, bleckte den Gästen auf der Terrasse frech die Zunge heraus und schlüpfte ins Dunkel. Die Badegesellschaft verlor sich; Tadzio stand längst nicht mehr an der Balustrade. Aber der Einsame saß noch lange, zum Befremden der Kellner, bei dem Rest seines Granatapfelgetränks an seinem Tischchen. Die Nacht schritt vor, die Zeit zerfiel. Im Hause seiner Eltern, vor vielen Jahren, hatte es eine Sanduhr gegeben, — er sah das gebrechliche und bedeutende Gerätchen auf einmal wieder, als stünde es vor ihm. Lautlos und fein

rann der rostrot gefärbte Sand durch die gläserne Enge, und da er in der oberen Höhlung zur Neige ging, hatte sich dort ein kleiner, reißender Strudel gebildet. . . .

JULIUS MEIER-GRAEFE: IMPRESSIONISTEN-SCHICKSAL

Sehen wir uns einmal an, wie es der vergangenen Künstlergeneration erging. Ich meine die Generation, die heute als stärkste, geschlossenste Phalanx der Vergangenheit vor uns steht und uns am nächsten ist: die Impressionisten. Die Leute, die dem Märchen von den Ähren auf dem Felde anhängen, denken sich diese Meister gern wie Leute, denen es vielleicht im Privatleben, ihrer törichten Zeitgenossen wegen, mehr oder weniger schlecht ging, aber deren Kunst ein für allemal da war. Sie lassen sich von der leichten, behenden Form dieser Kunst zu der Annahme verleiten, es sei diesen Künstlern alles stets von selbst von der Hand gegangen, sie hätten im eigenen Hause nie Zweifel noch Trübsal gekannt. Man vergißt, daß die Leichtigkeit der Geste, die in der Tat zum Impressionismus gehört, nur rein ästhetische Qualität ist, eine Form; ein Resultat, nach dem ebenso gestrebt wurde wie in anderen Zeiten nach schönen Arabesken oder nach vollendeter Perspektive; ein Resultat, das oft nur nach vielen bitteren Schweißtropfen gelang. So ein Cézanne sieht wie reine Luft aus, ein Hauch, den ein Hauch entstehen ließ. Und es erscheint manchem Naiven unglaublich, daß dieser Hauch unzählige Übermalungen deckt. Dieser so leichtbeschwingte Cézanne machte, als er jung war, zuweilen entsetzliche Schinken, ungeschlachte Gestalten, die nicht nur dick gemalt, sondern dick ge-

dacht waren, plump in der Anschauung. Cézanne quälte sich, und eine ganze Weile fruchtlos, hat sich immer gequält, auch in jener prachtvollen Zeit, als er zu den Visionen eines heiligen Antonius und ähnlichen Dingen gedieh, die prächtiger als gotische Emails dastehen und uns geheimnisvoller und edler dünken; auch in späterer Zeit, als er zum Beispiel immer wieder den seltsamen Dom mit den Baigneuses vornahm, die Natur bleiben und Architektur werden sollten und sich sträubten, dem Willen des Meisters zu folgen, und die er nicht zufällig, sondern weil er nicht konnte, unvollendet ließ.

So quälte sich, in einer entgegengesetzten Richtung, bei uns Wilhelm Leibl, dem es anfangs so leicht fiel. Er arbeitete mit seinen Riesenarmen so krampfhaft an seiner zarten Eigenart herum, bis schließlich die breite malerische Form der besten Zeit zusammenschrumpfte und die kahle Härte zum Vorschein kam, die nur zu treffend die Atmosphäre des Einsamen wiedergibt. So quälte sich Marées, unser Größter, auch ein Harmloser in der Jugend. Er wäre nie weiter gekommen, hätte er sich nicht zu allem, was seiner Zeit und seinem Lande gewohnt war, in feindlichsten Gegensatz gestellt. Er wurde dafür für verrückt erklärt. Menzel quälte sich mit fanatischem Eifer im Massenhaften, ging schließlich darin unter und wurde dafür zum größten deutschen Meister erklärt.

Noch von einem, der die Höhe in Qualen erreichte, weiß ich, einem, von dem man es am wenigsten glauben möchte, der jedem wie ein frohes Glückskind erscheint. Ich sehe ihn noch — es war oben auf dem Montmartre — in das Atelier eines Bekannten, der neben ihm wohnte, hereinstürzen, mit wirrem Haar und einem unheimlichen Flackern in den stillen Augen, Hände und Gesicht mit Farbe voll, als käme er von einer Schlächterei.

„Wir sind alle verdammte Idioten und bringen kein einziges miserables Bild halbwegs zustande.“ Er sagte es nicht zu uns, sondern zu den Wänden, satt der Qual, die er soeben von sich geworfen hatte. Es war Renoir, der stille lyrische Renoir, der liebliche Fragonard unserer Zeit, der größte lebende Meister. „Nous sommes tous de malheureux idiots et ne saurions ficher une seule idée sur la toile.“ Wir sagten, was man in solchen Fällen zu sagen pflegt, das gehe vorüber, sei nur eine Frage der Stimmung usw. Er antwortete nicht, ließ sich Feuer für seine Zigarette geben und verließ das Lokal. Mein Bekannter, in dessen Atelier die Szene vor sich ging, hatte früher allerlei von Renoir gelernt. Er pinselte an einem großen Interieur mit eleganten Damen oder dergleichen und quälte sich durchaus nicht. Nach einer Weile meinte er gemächlich, und ich sehe noch, wie er dabei der einen Dame einen seiner sicheren Akzente aufsetzte: Er habe das alles längst vorausgesehen, das müsse so kommen, und der brave Renoir sei „foutu“.

So haben wir uns die Glorreichen, deren Werke wir mit Recht bewundern, zu denken, ja nicht anders, wenn wir überhaupt an dies Persönliche ihrer Existenz denken wollen. Das gehört, wohlverstanden, nicht im geringsten zum Verständnis ihrer Kunst, wohl aber unbedingt zum Verständnis unserer heutigen Situation.

WALTHER RATHENAU: ZUR ÄSTHETIK DER SEELE

Die rezeptive Beziehung zur Natur, welche wir Naturempfinden nennen, und die produktive Beziehung zur Natur, welche wir Kunst nennen, sind in ihrer reinen Form Funktionen der Seele. Sie sind es nicht immer

gewesen; so, wie die Sprache, das Denken, der Glaube, sind sie zuerst aus nothaften, zweckhaften und spielenden Trieben geflossen. Aber in gleichem Schritt, wie sie aus den Banden des Zweckes sich lösten, traten sie aus der Domäne des Intellekts in den Bereich der Seele über, und ihre Aufnahme in das Gebiet reiner, überintellektualer Empfindung vollendete die Läuterung von zweckhaften Schlacken. Im Strömen und Mischen der Volkswellen konnte dieser Gang nicht stetig bleiben; Kulturen und Überlieferungen gingen vielmals verloren, Kunst und Kunstempfinden sanken zurück, dennoch zeigt uns das Bild der Zeiten, im weitesten Umkreis betrachtet, jene Bewegungsrichtung, die dem Seelenwege der Menschheit entspricht.

Wir kennen von der Vergangenheit zu viel; ein Jahrhundert glücklicher Forschung und einseitiger Ausdeutung des nützlichen, aber mechanischen Entwicklungsprinzips hat unseren Blick so sehr geschärft für das, was war und was wurde, daß wir uns täuschen über das, was ist. Die Herleitung aufwärts von der Steinkohlenformation belehrt uns über den Anpassungsmechanismus der Pflanze, aber nicht über das Wesen der Rosenblüte; die Herleitung der Kunst aus Schmuckbedürfnis, Spiel, Nachahmungstrieb und Zauberei erschöpft nicht ihren nachgeborenen Seelenwert.

Höhepunkte und Blütezeiten einzelner Kunstformen mögen unwiederbringlich, ja den Nachgeborenen unfaßbar sein, aber sie bedeuten nicht das letzte Gipfelziel planetaren Naturbewußtseins, von dem ein jeder Abstieg geraden Wegs zum Verfalle führt; sie sind Hochwellen einer Strömung, die mit steileren oder weicheren Kämmen einer anderen Ferne entgegen zieht. Niemals wieder werden wir die Monumentalität der Ägypter und das Formgefühl der Griechen erleben; die großen Gebiete der handwerklichen Halbkunst, die einschließ-

lich der Architektur, im Sinne echter schöpferischer Gestaltung unrettbar verloren sind durch die Mechanisierung der Produktion; die edelsten Ausdrucksmittel: Sprache, Schrift, Ornament, Melodie, haben ihre Bildsamkeit und Keimkraft eingebüßt, und dennoch ist das freie, selbstbezweckte Verhältnis zur Natur im Fühlen und Schaffen niemals mächtiger gewesen als in den Jahrhunderten, die uns umgeben. Die Natur Michelangelos, Shakespeares, Rembrandts und Goethes ist von tieferen und heißeren Kräften durchdrungen als die einfachere und vollendetere Natur Homers und Polygnots. Werke, die nicht mehr dem Kult, nicht mehr dem Gedächtnis, der Politik, Sitte, Repräsentation, Erbauung und Unterhaltung dienen, die ganz auf sich selbst gestellt, um ihrer selbst willen erschaffen werden, verlieren manches von ihrem Halt, vom Halt der Tradition, des Handwerks, des Verständnisses; aber in der gewaltigen Abstraktion ihres Vertrauens auf ein Absolutes in Natur und Abglanz gehorchen sie allein der Kühnheit der Seele und erheben sich über irdische Bedürftigkeit. Die wahre Kunst unserer Zeit, die einzige vielleicht, die in Jahrtausenden nicht vergessen wird, Musik, verklärt sich, vorbildlos und selbsterzeugt, auf den Gipfeln ihres Schaffens zum reinen Werk der Seele. Ihr Dasein allein genügt, um uns eines Menschheitsweges zu versichern, auf dem ein jeder Schritt uns überirdischem Erleben entgegenführt.

So wenig der Wehrstand einer Epoche gemessen werden kann an der Zahl und Bedeutung der gleichzeitig wahrnehmbaren strategischen Talente, oder der technische Stand an der Menge der Erfinder, so wenig dürfen wir die ästhetische Höhe unserer Jahrzehnte nach der Qualität momentaner Kunstübung beurteilen. Wir leben nicht in einer Kulturepoche, sofern unter diesem Namen eine Epoche jener großen Schichten-

mischungen zu verstehen ist, welche die höchsten Kräfte einer Nation entfesseln und in neue Richtungen lenken, wir sind umgeben von geschändeten Stadtbildern, rohen Bauwerken, elendem Hausrat und albernen Monumenten; wir erblicken jährlich Hunderte von schülerhaften Malwerken, lesen täglich einen Folianten Tagesgewäsch und hören die Katzenmusik der Klaviere und das Wimmern der Grammophone; und dennoch ist zu keiner Zeit ein höheres Kraftmaß musischen Geistes in Bewegung gewesen. Es lebt in uns das Fühlen der Zeiten und Völker, das Mitklingen und Erinnern unseres inneren Sinnes wird fast zur Qual, und die Naturliebe der Stadtgeborenen grenzt an Leidenschaft. Mag die Kunst unserer Tage gute oder schlechte Wege gehen, mag ihr Handwerk verfeinert oder verdorben sein, mögen große oder kleine Geister sie führen: die Ebene, auf der ihr Fühlen sich bewegt, ist im Laufe der Geschichte von den höchsten Kulturen kaum Jahrzehntelang behauptet worden. Nicht um der Eigenliebe zu opfern, denn unser Menschenalter erbte mehr als es erwarb, sondern um das Auge auf Größen und Entfernungen einzustellen, müssen und dürfen wir bekennen: im Sinne der Menschheitsentwicklung sind wir Beethovens und Goethes, ja Shakespeares und Rembrandts Zeitgenossen; und in Wahrheit leben sie mit uns, denn das Leben ihres Geistes hat eben erst in uns begonnen.

Diese Orientierung mußte vorausgeschickt werden, denn wenn es sich darum handelt, die beherrschende Richtungsresultante eines Weltempfindens aufzusuchen, so genügt es nicht, der Kunst der Griechen und Florentiner nachzutrauern. Wir müssen wissen, wo wir stehen, wenn wir den durchlaufenen Weg überblicken wollen. Wir wollen wissen, ob die Evolution der Seele sich im Gang des Naturempfindens und Kunstschaffens wiederfindet; wir wollen versuchen, das Wesen dieser Kräfte

zum Wesen der Seele in ein Verhältnis zu setzen, und dürfen aus diesem Verhältnis vertiefte Erkenntnis von der irdischen Form transzendenter Erscheinung erhoffen.

In früheren Schriften habe ich ästhetisches Empfinden definiert als die unbewußte Wahrnehmung einer natürlichen und latenten Gesetzmäßigkeit. Diese Definition beschreibt das Wesen der rätselhaften Empfindung, aber sie erklärt das letzte nicht: das Glück, das sie in uns auslöst.

Aus der Erkenntnis der Seele wird dieses Glück begreiflich. In einer Wahrnehmung, die nicht bewußt, und dennoch im höchsten Maße sicher und untrüglich ist — denn selbst eine primitive Empfindung, wie die des vollkommenen Kreises, steht unantastbar und dennoch befreit von jedem messenden Wissen da —: in solcher Wahrnehmung gewinnt der Geist die Zuversicht eigener freier Kräfte, die nicht an die Not des Intellekts, des Zwecks und des Bedürfnisses gebunden sind. In dieser Zuversicht liegt die früheste Ahnung des Seelenhaften, früher als die aus Furcht und Leiden erwachsende Religiosität, und früher als die aus grübelndem Sinn genährte Spekulation. Das Glück aus Natur und Kunst ist Ahnung der Seele und daher irdisch-göttlich; aber über diese Ahnung hinaus, die in staunendem Schreck schon der erste von Menschenhand gezogene geometrische Riß anklingen ließ, bringt es die Kunst auf der höchsten Staffel ihres Parnasses nicht. Vom Tage ihrer Geburt an war sie zweckfrei, auch wenn sie zu Zwecken mißbraucht wurde: denn das Glück, das sie spendet, hat mit ihrer Verwendung nichts zu tun; und somit war sie überintellektual. Aber bis zum Tage ihres Verendens bleibt sie an die Sinne gebunden und somit der organischen Welt verfallen; das letzte Reich der Seele betritt sie nicht.

Im Wesen der Freude an Kunst und Natur, das ist an mittelbar und unmittelbar erschauter Schöpfung, ist somit eine Verkündung der Seele von Anfang an gegeben; und so mechanisch der Satz von der latenten Gesetzmäßigkeit anmutet: er bedeutet die sichtbare Seite einer Evolution, deren inneres Geschehen transzendent ist. Denn entsprechend dem überintellektualen Wesen der Seele liegt der Akzent des Satzes auf der Unbewußtheit des Erkennens. Wird eine natürliche Gesetzmäßigkeit bewußt erkannt, so entsteht Wissenschaft; das Verhältnis zum Angeschauten wird ein intellektuales; wird eine bewußt gewordene Gesetzmäßigkeit künstlerisch verwertet, so entsteht ein Kunstrezept, das Verhältnis zur Produktion wird ein mechanisches. Deshalb ist die Flucht vom Erkannten zum Unerkannten die Geschichte der Kunst; was gestern mit intuitivem Blick erschaut, mit ungewöhnter Hand geformt wurde, ist heute Kunstauffassung und wird morgen zum erlernbaren Rezept, zur toten Handfertigkeit. Und deshalb ist nach Goethes Wort „das Gute stets das Neue", deshalb ist Kunst so ewig jung wie Natur und der produktive Mensch ein stets sich verjüngender.

HANS REISIGER: BENVENUTO

In der rosaroten und himmelblauen Dorfkirche, die in der Nachbarschaft von Jakobsland lag, stand der junge Holth inmitten sich drängender polnischer Männer und Weiber. Die Glocken gellten, warme Frühlingsluft und Waldgeruch drangen mit den eintretenden Scharen der Frommen durch die geöffnete Tür. Bunte Kopf- und Schultertücher und breite grelle Röcke wogten um ihn. Die hohen und harten Weiberstimmen waren gedämpft, die Männer waren stumm.



Die Sprenglöcher werden gebohrt



Im Grunde der Diamantmine
Aus „Ludwig, Die Reise nach Afrika"



Rhodes' Grab



Watts' „Energy" vom Rhodes-Denkmal

Aus „Ludwig, Die Reise nach Afrika"

Die Kirche war ganz voll Licht, denn die Farben der großen Fensterscheiben waren dünn und hell. Man sah die Monstranz in der Tiefe des Hochaltars glänzen.

Benvenuto sah einige schöne junge Weibergesichter aus den geblümten Tüchern hervorblicken. Ein ziemlich durchdringender Geruch ging von allen aus. Einige städtisch Gekleidete stachen mit kühnen Federhüten aus der Menge hervor. Indem Benvenuto all die Augen und Gesichter um sich ansah, hatte er ein Gefühl ähnlich dem, wie man es verspürt, wenn man sich in einem Negerdorf befindet. Kindlich, fremd, traurig, verloren-inbrünstig, zwecklos-lebendig: von solchem Wesen war hier etwas um ihn.

Mit hellem Geklingel eröffneten sich die Tore des Himmels. Stimmen und Gesang begannen zu quillen. Aus all den vielen Hunderten rang sich mit einem Male Laut und Andacht und Sicherheit empor, sie schienen mit einem Male alle einander ähnlich zu sein, wie die Ähren eines Kornfeldes. Ein jedes, Mann oder Weib, jung oder alt, frech oder zaghaft, dick oder dünn, schwang sich mit ein in den großen Schall nach oben, in den großen Gesangesaufschwung zu Gott. Gellend, in nasalen Wogen, erklang die ganze Kirche.

Als noch eben der Gesang begonnen hatte, kam durch das Gedränge an der Tür, in deren Nähe Benvenuto stand, mit einiger Mühe ein hochgewachsener, magerer Mann in schwarzem Rock, den hohen Hut in der Hand.

Benvenuto sah sein ernstes, dunkeläugiges Gesicht und seine große Adlernase. Neben ihm, halb hinter ihm, erschien eine junge Dame in einem weißen Kleide, mit einem einfachen, großen Hute. Benvenuto gewahrte ihre schmalen, bräunlichen Wangen und einen dunkeln Schein ihrer Augen. Als sie näher an ihm vorbeikamen, sah er ein großes, goldenes Kreuz auf ihrer Brust. Seine Tochter! dachte Benvenuto.

Die beiden gingen in gemessener Eile zwischen den Reihen der Singenden hindurch zu einer der vorderen Bänke, nicht allzuweit vom Hochaltar. Dort setzten sie sich.

„Swięta Maryjo, Matko Boza, Modi się za nami . . .“ dröhnte hoch, langsam, quillend der Gesang. Er stand in der hellen Kirchenluft, wie Qualm in der Opferschale. Weihrauch stieg erregend über die Köpfe empor; am Altar sah man seine Wolken sich erheben.

Benvenuto schob sich langsam mehr nach vorn, in der Mitte der Kirche entlang, da das Gedränge zu groß war, um an der Seite vorwärts zu kommen. So fand er sich immer mitten in dem hellen, bunten Schwall der Frömmigkeit, dem hohen Altar, an dem der Priester und seine Gehilfen weilten, sich annähernd, wie ein neugieriger Parsifal.

Er sah die junge Dame jetzt schräg von der Seite in einiger Entfernung. Aber ihr Hut verdeckte ihr Profil. Benvenuto strengte sich an, sie so sehr anzusehen, daß sie gezwungen würde, sich zu ihm umzuwenden. Aber es gelang ihm nicht. Trotzdem fühlte er sich mit einem Male heimisch und vertraut in dieser Kirche, inmitten des Dranges eines ihm fremden Glaubens, unter Menschen, deren Sprache er kaum verstand. Auch dachte er an wundersame Dinge: Taten der Heiligen, von denen er gelesen, deren Bilder und Erlebnisse er unten in dem bunten Süden von Meistern gemalt gesehen.

Hier war wohl noch etwas von ihrer Wirklichkeit am Leben? Hier schoben sich wohl die Kulissen des Daseins noch zu einer glaubhaften Szenerie für solche Wunder zusammen? War dieser ein wenig ekstatische dörfliche Frieden, dieser bunte sonntägliche Glaubensschall so gesichert? — oder hätte nicht ebensogut jetzt mit mittelalterlicher Glut und Wut Pest und Brand über diese Gemeinde und ihr Leben hereinbrechen

können? — War nicht so etwas ringsum draußen in der Luft? Kriegsschall, Bedrängnis der Leiber, Blut und Angst? Um unirdischer Fragen willen, um des Glaubens, der Religion willen? Waren wirklich schützende Jahrhunderte um diese Menschen aufgebaut? Oder lag nicht in der Art, wie sie hier sangen und zusammenstanden, noch so lebendig das Element des Leidens und der sich aneinander drängenden Inbrunst? War hier nicht eine Heilige, die nur des Hereinbrechens der Not harrte, um pflegend, wundertätig, engelgleich ihre Mission anzutreten? — Schlug nicht schon eine eiserne Reiterfaust an das Kirchentor? —

Benvenuto stand, indes der Priester mit eindringlicher Stimme seine Liturgie rief und die Menge antwortete, mit einem halb lachenden Wittern in dem frommen Getöse, Schall und Farben und das Gemisch heiliger und unheiliger Gerüche begierig in sich aufnehmend. Er sang auch, ohne Worte, mit und sah dabei auf das fremde Fräulein, das gleichfalls sang. Soviel konnte er gewahren. Wie aufrecht und gerade sie saß! Ohne einen Blick zur Seite zu tun.

Benvenuto glaubte den Mittag draußen über der Kirche wachsen zu fühlen. Das Licht schien ihm voller und tiefer zu werden. Es verschlang das Kerzenlicht. Er dachte an die kleine Stube, die er im Dorf gemietet hatte, eine blaugetünchte, mit Papierblumen geschmückte Stube und an seine Pläne für die Woche, die er hier auf dem Lande verbringen wollte.

Anastasia Scholz fühlte, daß jemand sie ansah. Sie achtete nicht darauf. Sie hielt ihren Bräutigam, der nun in wenigen Wochen ihr Gatte werden sollte, in ihr Gebet und ihre frommen Gedanken eingeschlossen. — Wie gut er war, und wie sehr er sie liebte! Hatte er nicht dem Wunsche seines Bruders und seiner Schwägerin zuwidergehandelt, nicht die Rücksicht auf seine

Religion hintangesetzt, und sein natürliches Interesse an der finanziellen Ersprießlichkeit seiner Ehe völlig außer acht gelassen? Sie war ein armes Mädchen, die Tochter eines am Rande des Ruins stehenden Vaters! — Wie gütig er zu ihr gewesen war, alle die Zeit seit ihrer Verlobung! wie er fast um ihre Wünsche gebettelt hatte, um sie erfüllen zu können! Auf ihn konnte sie sich verlassen für ihr ganzes Leben, er würde sie immer hochachten und beschützen. Er hatte die glückliche Regelung aller geschäftlichen Schwierigkeiten durchgesetzt, hatte ihren Vater von der furchtbaren Last seiner Zukunft befreit und ihm eine sorgenlose Stellung innerhalb des großen Geschäftsbereiches, dem auch er angehörte, verschafft.

Zum Glück ihres Vaters? — Anastasia hielt ihre Hände betend geschlossen. Mehr als dies konnte sie nicht sehen! Weiter als bis hierhin reichte ihr Blick nicht! Mehr als die Befreiung von seinen schweren Lebenssorgen hatte sie nicht zu erringen vermocht. Ob nun dahinter Friede für ihn lag, darüber vermochte sie mit ihrem Willen und Erkennen nicht mehr zu entscheiden, und dahin wollte sie nicht sehen! Darüber wollte sie nur ihre Augen zu Gott erheben.

Sie hatten ihr Haus behalten, ihr Vater würde es nach ihrer Verheiratung ganz allein zu seiner Verfügung haben. Sie würde Geld haben, um mildtätig zu sein und den Armen zu helfen. Und der goldene Klang solchen Wohltuns schien ihr wie etwas Notwendiges im Bereiche ihrer Beziehungen zum Überirdischen. Ihn hörte sie in ihrer Seele halb mit kindlicher Freude, halb mit der gnadenvollen Starrheit einer Heiligen.

Und das Kindlein, das allenthalben so lieblich und selig auf den vertrauten Bildern im Arme der Muttergottes lag? War auch ihr, der Erdenfrau, solches Leben bestimmt und beschert? — „Frau," dachte sie lächelnd;

und im Licht und Getön des Gottesdienstes lauschte sie irgendeinem noch viel innigeren Klang, den sie kaum verstand, aber der immer voller und leuchtender sich an der Schwelle ihres Herzens sammelte und tönend stand.

Indes der Gesang noch aushallte, drängte die langsame Bewegung der Menge nach dem Ausgang der Kirche hin. Jakob Scholz erhob sich lang und mager, leicht gebeugt, undurchsichtigen Blickes. Anastasia sah im Aufstehen sein Gesicht flüchtig an, die dünnen, gepreßten Lippen, die schlaffe Starrheit der Züge; und der dunkle Schmerz, der nie von ihr ließ, bedrängte sie stärker. Wie hilflos war sie und wie von jedem Ratgeber verlassen! Im Hause Gottes?!

Als sie ihr Gesicht nach der andern Seite erhob, begegneten ihre Augen denen, die sie schon lange unbewußt auf sich gefühlt hatte. Sie sah eine Sekunde in sie, wie in Licht. Dunkles, sie anziehendes Licht.

HENRY HANDEL RICHARDSON: LEIPZIGER KONSERVATORIUM

Gewandhaus und Konservatorium liegen nebeneinander in einem neuen Stadtviertel. Das Konservatorium, ein schönes Gebäude mit Steinfassade und drei hohen Stockwerken war gerade damals um so imposanter in seiner Erscheinung, als es allein in einem nichtausgebauten Straßenblock stand und die gegenüberliegende große Bibliothek, die das Konservatorium später überragen sollte, erst im Entstehen begriffen und durch einen hohen Bretterzaun verdeckt war. Die strenge Schlichtheit seiner langen Front mit der ununterbrochenen Fensterreihe verfehlte ihren Eindruck nicht auf den Neuling, der noch nicht gewohnt war, aus-

und einzugehen; sie war dazu angetan, in ihm die Vorstellung von den unverdrossenen, ernsten Anstrengungen zu erwecken, die nötig waren, wenn er das erstrebte Ideal erreichen sollte — ein Ideal, das für viele in dem Konzerthaus auf dem anstoßenden Platze sich verkörperte: dahin, nach diesem klar bezeichneten Ziele wurden die begeisterten Kunstjünger von ihren schönsten Träumen wie von einem Zauberteppich getragen. — An dem Treiben, das das Konservatorium umschwärmte, war nichts von langweiliger Strenge zu spüren. Es war eine der belebtesten Stunden des Tages; die kurze Straße und die Stufen vor dem Gebäude waren erfüllt von jungen Leuten beiderlei Geschlechts. Junge Männer schlenderten nach und von dem Café an der Ecke oder standen gestikulierend in belebten Gruppen beisammen. Alle fielen sie gleicherweise durch ihre einigermaßen beabsichtigte Unordentlichkeit, ihre bartlosen Gesichter und ihr buschiges Haar auf, während die zahlreichen Mädchen, mit denen zu lachen oder zu schäkern sie stehen blieben, meistenteils auffallend in ihrer Kleidung und lebhaft, sogar laut in ihrem Benehmen waren. An dem Randstein stand eine kichernde Gruppe und warf verstohlene Blicke nach Dove und Maurice, als sie vorübergingen. Hier bildete ein hübsches, lachendes Gesicht den Mittelpunkt eines kleinen Kreises; dort drängte sich eine Schar Mädchen um einen jungen Mann, der, die Hände in den Hosentaschen, gleichgültig an dem Torbogen des Konservatoriums lehnte; und daneben wieder hatte eine runde Person, mit einer Menge Federn am Hute und einer Kette von falschen Perlen um den dicken, weißen Hals, sich von den übrigen getrennt, um auf den Stufen eine günstigere Stellung einzunehmen. Ein Lehrer, der vorüberkam, ein kleiner, jovialer Herr mit großem Hut, hatte für jedes Mädchen ein Wort, sogar ein

Tätscheln unter dem Kinn für ein besonders kokettes Gesicht. Drinnen in dem Gebäude entströmten die Klassen den verschiedenen Zimmern, andere Klassen gingen hinein; es war ein lärmendes Drängen hinauf und hinunter auf der breiten Mitteltreppe, ein Zusammenströmen um das schwarze Brett, ein fortwährendes Hin und Her in den langen, steinbelegten Gängen. Jetzt wurde auch der Konzertsaal beleuchtet.

Maurice bahnte sich langsam seinen Weg durch all diese Menschen, während Dove stehen blieb, oder bald mit dem einen, bald mit dem andern Freunde sich außer Hörweite begab. In einem Seitengang, an dem eine Reihe von Zimmern gleich Zellen lagen, öffneten sie eine doppelte Flügeltüre und traten ein, um ihre Stunde zu nehmen.

Der Raum, in dem sie sich jetzt befanden, war hell und hoch und enthielt außer zwei Flügeln einen kleinen Tisch und mehrere hölzerne Stühle. Schwarz stand mit dem Rücken gegen das Fenster und kaute an den Nägeln. Er war ein mittelgroßer, untersetzter Mann, mit scharfen Augen und hartem, vorstehendem Mund, was durch ein dünnes Büschel blonder Haare am Kinn mehr hervorgehoben als versteckt wurde. Auf die beiden eben Eingetretenen richtete er einen kühlen, bedächtigen Blick, den er einige Zeit entmutigend auf ihnen ruhen ließ und dann ebenso bedächtig wieder abwendete, wobei er auch schon — so wenigstens schien es den Betroffenen —, ohne mit der Wimper zu zucken, ihre Gedanken wie eine aufgeschlagene Seite überblickte: es war des Arztes unerforschlicher, alles durchdringender Blick auf seinen Patienten. Am Klavier spielte ein junger Mann die Waldsteinsonate. Er ging so sehr in seinem Spiel auf, daß er mit dem Kopf fast die Noten berührte, die offen vor ihm aufgeschlagen waren, während sich sein zusammengebogener Körper lebhaft von

einer Seite zur anderen wiegte. Sein Gesicht war dunkelrot und auf der Stirne standen ihm Schweißperlen. Er hatte keine Manschetten an und seine Ärmel waren etwas umgestülpt. Als der Satz zu Ende war, hielt er inne, zog ein unsauberes Taschentuch heraus und fuhr damit rasch über Hals und Stirne. In dem nun folgenden Adagio entfaltete er eine außerordentliche Zartheit des Anschlags — freilich ohne einige Anstrengung ging dies auch nicht ab —, denn vor jedem leisen, sanften Ton, den er erklingen ließ, beschrieb seine Hand eine Kurve in der Luft, der Finger, den er gerade brauchen wollte, senkte sich, während die übrigen leicht erhoben blieben; und so trat immer eine kleine erwartungsvolle Pause ein, ehe der Finger endlich auf die bereitliegende Taste herabkam. Doch plötzlich, ohne Übergang, während gerade noch die letzten, ausklingenden Töne das erstrebte Ende fanden, ging das Adagio in die heitere Lustigkeit des Rondos über, und nun gab es keine Zeit mehr zu Überlegung: da flatterten seine Hände hinauf und hinunter, vereinten sich, kreuzten sich, flogen auseinander, flink, unter kleinen, lebhaften Wendungen und Sprüngen, immer hurtiger, bis der Bach zum Flusse wurde, das Allegretto zum Prestissimo, das unter einem Schauer glänzender Triller wild zu Ende raste.

FELIX SALTEN: DIE METTERNICH

Immer fangen die Leute gleich mit dem Grafen Sandor an, wenn von der Metternich gesprochen wird. Der wilde Reiter, dessen Bravour man im Vormärz bewunderte, der zu Fuß und zu Roß so viele tolle Streiche verübte, das ist ihr Vater gewesen. Der populärste Kavalier von ganz Wien, der einzige aus jener Zeit, der

sich sogar eine Art Nachruhm erwarb. Durch keine andere Leistung als durch diese, daß er ein glänzender Kavalier und ein glänzender Reiter gewesen ist. Aus den Tagen des Vormärz sind überhaupt nur diese beiden Aristokratennamen in der Erinnerung des Volkes lebendig geblieben. Metternich, der Staatsmann, und Sandor, der virtuose Husar. Die Fürstin vereinigt alle beide Namen. Metternich-Sandor.

Und die Leute sagen: Sie ist ganz die Tochter ihres Vaters. Feurig, glänzend, geistreich, voll Bravour, mit einem besonderen Geschick, populär zu sein. Vielleicht stimmt's. Wir haben ja alle miteinander mehr von unseren Vätern in uns, als wir für gewöhnlich ahnen; hängen tiefer mit ihnen zusammen, als wir selbst gemeinhin merken. Und nichts Schmählicheres kann ich mir denken als einen Kerl, der bemüht ist, seinen Vätern und ihrer Art davonzulaufen, der sich abplagt, die Spuren seiner Herkunft, die er an sich trägt, snobistisch zu fälschen. Aber es ist nicht jeder eine Fortsetzung, eine Weiterentwicklung, ein Erbe väterlichen Wesens. Wir haben Menschen, die von Napoleon abstammen und denen man keinen außergewöhnlichen Zug ablauschen kann. Menschen, die Europas weiseste und feurigste Regenten zu ihren Vorfahren rechnen, und die sind so banale Prinzerln, daß man ganz paff ist, wenn sie zufällig bis drei zählen können. Es soll schon vorgekommen sein, daß der gräfliche Herr Vater ein geistreicher, sprühender Kopf gewesen ist und daß dann die Komtesse, seine Tochter, doch nur eine fade Gans war. Meinetwegen könnte also die Metternich die Tochter von wem immer sein. Das einzige, was sie zu solch einer interessanten Gestalt macht: sie ist selber „wer". Sie hat selber einen famosen Kopf, hat selber ein brausendes Temperament, hat selber eine eigene originelle Physiognomie.

Ein moussierendes Temperament von einer Frau. Seit

mehr als fünfzig Jahren moussiert sie schon. Und noch immer ist ihr Feuer nicht verbraucht. Rechnen wir einmal nach. Sie kam anno 1859 nach Paris. Als die dreiundzwanzigjährige Frau des österreichischen Botschafters. Das sind einundfünfzig Jahre her. Seit damals hat sie bis auf den heutigen Tag immerfort eine große Rolle gespielt. Sie ist heute hoch in den Siebzig und spielt noch immer die erste Rolle in der Gesellschaft. Mit Ehrgeiz, mit Leidenschaft und, wie man zugeben muß, mit großem Talent.

Wir kennen sie alle ja. Man könnte sagen: seit wir auf der Welt sind. Denn sie ist älter als wir alle. Ist eine Überlebende aus einer vergangenen Epoche. Man merkt das nur nicht, weil sie sich so vehement in jegliche Gegenwart zu stürzen versteht. Bevor wir noch auf der Welt gewesen sind, war sie schon die erste Lionne im kaiserlichen Paris. Bälle in den Tuilerien, Truppenparaden auf dem Champ du Mars, prunkvolle Korsofahrten im Bois de Boulogne: Und in ihrer gelblackierten, vierspännigen Equipage die Fürstin Metternich. Versunkene Zeiten. Das blendende, in einem ungeheuren Freudentaumel hinrauschende Kaiserreich versunken. Wir wurden geboren und wuchsen auf und lasen aus Büchern, aus der Weltgeschichte, aus Memoiren, Briefen und vergilbten Zeitungsartikeln von jenen fernen Tagen, in denen die schöne Eugenie Frankreich beherrschte, Pauline Metternich im österreichischen Botschaftspalais blendende Feste gab, und lasen von Bismarck, der in den Tuilerien beim Hofball tanzte. All das haben wir nur gelesen. Aber die gelblackierte, vierspännige Equipage der Metternich sehen wir, seit wir denken können. Sie gehört mit zu jeder Praterfahrt, mit zu jedem vornehmen Wiener Korsobild. Sie kutschiert aus einer glanzvollen Vergangenheit glanzvoll in unsere Gegenwart hinein. Wir glauben immer, sie sei von heute, und müssen uns immer erst besinnen, daß sie von vorgestern ist.

Und wie gut kennen wir dieses Gesicht, das aus dem gelblackierten Gepränge der Equipage herauslächelt. Es ist ein spaßiges Gesicht, und dennoch eines, das Stil hat. Ein Gesicht, so einprägsam wie ein Plakat, so gellend wie ein Pfiff oder wie ein Trompetenstoß. Der Anblick fährt einem beinahe zischend in die Augen, wie eine Rakete, und man kann an ihm so recht begreifen, was das eigentlich heißt: ein sprühendes Gesicht. Dieses Antlitz ist ganz und gar: Mund. Es ist beinahe nichts anderes als die bescheidene Fassade, die den wichtigen Vorbau zu stützen hat. Eine Fassade, die nur darauf berechnet ist, die besonderen Formen des Portals wirken zu lassen. Dieser Mund klafft wie ein Säbelhieb, er fletscht ein wenig, wie der Mund von Negerfrauen, aber er breitet auch ein Lächeln über das ganze Gesicht, über die ganze Person, daß man keine Frau, sondern einfach nur ein Lächeln zu sehen meint. Dieser Mund schimmert von Beredsamkeit. Man merkt es ihm an, daß er Wunderdinge leisten kann, daß er die Bravour, und die Routine, und vor allem das Talent der Plauderei besitzt. Dann erst, wenn man über diesen Mund hinweggeschaut hat, wird man der Augen gewahr. Unter buschigen, dunkeln, kasperlmäßig dicken Brauen zwei schwarze, fröhliche Flammen, zwei Augen, jauchzend wie Jubelrufe. Und mitten in diesem Gesicht hockt die Stupsnase, gleichsam ein Spaßmacher für sich. Die hochaufgebauten Stirnlocken, reihenweise übereinander, erinnern an die adeligen Allongeperücken des Rokoko. Der farbig geschminkte Spott dieses Gesichtes, die grotesk geistreiche Verve dieser Häßlichkeit gemahnt manchmal an Voltaire und manchmal wieder an einen Zirkuspierrot. Daß dieser vollendete Montmartre-Kopf, den Toulouse-Lautrec oder Felicien Rops hätte zeichnen, den Leandre am besten hätte karikieren können, einer ungarischen Komtesse gehört, einer rheinisch-öster-

reichischen Fürstin, würde man nie vermuten. Die Tochter ihres Vaters . . . Es liegt natürlich sehr viel Aufklärung und sehr viel Reiz in den Zusammenhängen, aber man muß das nicht überschätzen. Denn auch eine Trivialität und eine Schablone der Zusammenhänge gibt es. Und das ist die Gefahr, wenn man alles und jedes aus seinem Milieu heraus erklären will.

Selten hat eine häßliche Frau bei den Wienern so rasendes Glück gehabt. Neben ihr wüßte ich überhaupt nur noch eine: die Gallmayer. Aber diese beiden hatten dafür auch etwas, das kräftiger ist, als Schönheit oft sein kann. Eine durch und durch leuchtende Persönlichkeitsfarbe. Beide hatten den Charme der Ursprünglichkeit. Jene aus den Tiefen des Volkes emporgestiegene Soubrette und durchlauchtige Fürstin, die eine geborene Soubrette ist. Seit fünfzig Jahren ist diese Frau berühmt. Durch keine Leistung, durch keine Arbeit; durch nichts anderes als durch ihre bloße Existenz. Man wird sagen: sie hat es leicht . . . eine Fürstin! Allein die Fürstinnen haben es heute gar nicht so leicht. Man bewundert und preist sie nicht mehr bloß wegen ihres Ranges und es gibt hundert Fürstinnen, von denen wir nie etwas hören, die uns auch gar nicht interessieren und von denen uns keiner etwas anderes berichten könnte, als daß sie eben Fürstinnen sind. Die Metternich wäre irgend etwas geworden, hätte von sich reden gemacht, hätte die Leute durcheinandergewirbelt, auch wenn sie wie immer geheißen hätte. Darin besteht eben ihr Talent, daß sie die Leute durcheinanderwirbelt, daß sie aufmischt. Es schäumt überall um sie her, es staubt.

Sie lebt in einer Welt, in der man sich mit dem Vergnügen beschäftigt und mit dem Luxus, aber auch das Vergnügen muß man verstehen, und auch der Luxus ist eine mühsame Sache. Die Leute sind meist phantasielos und sind selbst in der Freude träg. Die Metternich

lehrte sie, sich amüsieren, lehrte sie, luxuriös sein, sie konnte Feste ersinnen, besondere Bälle ausdenken, wie man kleine Dilettantennovellen ausdenkt. Hat als junge Frau schon einen neuen Tanz erfunden, hat den Einfall gehabt, adelige Weltdamen ins Trikot zu stecken, Leistungen ... Freilich von unseren ernsten bürgerlichen Arbeitsplätzen aus gesehen, muß man darüber lächeln. Aber man darf hier nicht die Leistung anschauen, sondern das lebendige Geschöpf. Diese sprühende, quecksilberne, ruhelos spielende Frau und ihre anmutige Allüre. Dazwischen immer ein hübscher Zug von geistiger Verfeinerung, ein sentimentaler Schwarm für die Kunst. Für alles Schöne, wie man zu sagen pflegt, die fanatische Agitation für Wagner, das intensive Interesse für das Theater. All dies nicht sehr fruchtbar, nicht sehr großzügig, aber graziös und nicht unsympathisch schwankend zwischen vornehmer Tändelei und wirklichem, nach Verständnis strebendem Ernst.

Mit der Theater- und Musikausstellung beginnt ihre zweite, glänzende Epoche. Blumenkorso, Redouten, Wohltätigkeitsfeste. Wir sind in Wien oft genug gar nicht so feiertägig gelaunt gewesen. Tut nichts. Die Metternich mischt auf und sorgt dafür, daß Wien ein nobles Haus führt. Sie schafft einen neutralen Boden, auf dem aristokratische und wohlhabende Bürgerliche zusammen gesellig sein können. Die Aristokraten dürfen sich's auf diesem Boden einreden, mit dem Fortschritt zu gehen; die Bürgerlichen dürfen glauben, daß sie nobler geworden sind. Hinter all dieser mondänen Illusion steckt immer wieder die rastlose Frau. Damit wird sie populär und damit bleibt sie populär. Es ist eine vormärzliche Aristokratenpopularität. Das allerdings. Eine altwiener, ein wenig fiakerische Abgötterei, eine Volkstümlichkeit, die zum Couplet wird. Aber auch der kühler Zuschauende spürt dort die starke Individualität, die all dies bewirkt und hervorruft.

Beinahe achtzig Jahre und gerät noch auf den Einfall, Vorträge zu halten. Sieht am Lesepult noch aus wie eine frische Sechzigerin. Spricht eine Stunde lang, ohne zu ermüden, amüsant und mit einer Verve, daß man ganz entzückt ist ... und an die Yvette Guilbert oder an die Réjane denkt. Herrgott, wie nett müßte Ihre Durchlaucht Chanson singen. Ihr Vortrag ist von einer exquisiten geistigen Anmut, voll Noblesse in den kleinen diskreten Effekten, voll Übermut und parodistischer Laune. Diese spröde Stimme kann die gewöhnlichsten Worte so hübsch streicheln, polieren und putzen, daß sie blitzblank funkeln, wie das Silberzeug auf fürstlicher Tafel.

Seit fünfzig Jahren spielt sie eine große Rolle. Man mag das Stück, in dem sie auftritt, geringschätzen: die Gesellschaft. Aber man muß zugeben, daß die Metternich ihre Rolle glänzend spielt. Eine Soubrettenrolle. Fast alle großen Damen, die populär geworden sind, und bei denen die Sittengeschichte der letzten zwei Jahrhunderte lächelnd verweilt, die Herzoginnen, Prinzessinnen, und Komtessen des Rokoko und des ersten Kaiserreiches haben irgendwie Soubrettenrollen gespielt. Sie ist die letzte in dieser Reihe. Die letzte Grande-Dame alten Stils. Eine Fürstin, eine Lebenskünstlerin und ein Original.

ARTHUR SCHNITZLER: PROFESSOR BERNHARDI

Der Schluß des letzten Aktes

Hofrat: Aber Herr Professor, was fallt Ihnen denn ein? Vom Rechthaben ist noch keiner populär geworden. Nur wenn es irgendeiner politischen Partei in

den Kram paßt, daß er recht hat, dann passiert ihm das . . . Und nebenbei, Herr Professor, ist das ja nur eine Einbildung von Ihnen, daß Sie recht gehabt haben.

Bernhardi: Was, Herr Hofrat? Einbildung, daß ich . . . Habe ich Sie richtig verstanden?

Hofrat: Ich glaub' schon.

Bernhardi: Sie finden, Herr Hofrat —? Das müssen Sie mir doch gefälligst erklären. Ihrer Ansicht nach hätt' ich Seine Hochwürden . . .

Hofrat: Allerdings hätten Sie, mein verehrter Herr Professor! Denn zum Reformator sind Sie ja wahrscheinlich nicht geboren.

Bernhardi: Reformator —? Aber ich bitte Sie —

Hofrat: So wenig wie ich ... Das dürfte wohl daran liegen, daß wir uns doch innerlich nicht bereit fühlen, bis in die letzten Konsequenzen zu gehn — und eventuell selbst unser Leben einzusetzen für unsere Überzeugung. Und darum ist es das Beste, ja das einzig anständige, wenn unsereiner sich in solche . . . G'schichten gar nicht hineinmischt . . .

Bernhardi: Aber . . .

Hofrat: Es kommt nichts heraus dabei. Was hätten Sie denn am End' damit erreicht, mein lieber Professor, wenn Sie der armen Person auf dem Sterbebett einen letzten Schrecken erspart hätten —? Das kommt mir g'rad' so vor, wie wenn einer die soziale Frage lösen wollte, indem er einem armen Teufel eine Villa zum Präsent macht.

Bernhardi: Sie vergessen nur das eine, lieber Herr Hofrat, wie die meisten übrigen Leute, daß ich ja nicht im entferntesten daran gedacht habe, irgendeine Frage lösen zu wollen. Ich habe einfach in einem ganz speziellen Fall getan, was ich für das richtige hielt.

Hofrat: Das war eben das Gefehlte. Wenn man immerfort das Richtige täte, oder vielmehr, wenn man

nur einmal in der Früh', so ohne sich's weiter zu überlegen, anfing, das Richtige zu tun und so in einem fort den ganzen Tag lang das Richtige, so säße man sicher noch vorm Nachtmahl im Kriminal.

Bernhardi: Und soll ich Ihnen etwas sagen, Herr Hofrat? Sie in meinem Fall hätten genau so gehandelt.

Hofrat: Möglich — Da wär ich halt — entschuldigen schon, Herr Professor, — g'rad' so ein Viech gewesen wie Sie.

EGMONT SEYERLEN: TOD DER MUTTER

. . . Marianna verabschiedete sich bei Steinorths unten; am Abend, ehe sie in die Klinik ging. Jörgen legte sich schon vorher zu Bett . . .

— — in seinem Zimmer war es dunkel. Die Rückwand des gegenüberliegenden Hauses warf einen helleren Schein durch den Raum —: auf die Wand, wo Nano Brümmis Ölstudie hing.

Marianna saß auf Jörgens Bettrand . .

Die Silhouette ihres Kopfes hob sich dunkler gegen den Hintergrund.

Marianna sprach sanft und still —

„. . . . weißt du, Jörgen, mein Bub —: ich hab' ein schweres Leben gehabt — und . . ein Teil schlecht Blut in mir. Das wirst du immer besser verstehn. — Diese Frauen, die sich meine Schwestern nennen, sind nicht mein Blut . . — du kannst ruhig sein. Glaube nichts, was sie dir sagen. Sie wissen nichts von ihrem Vater und von ihrer Mutter —. Nichts von meinem Vater und meiner Mutter . . — Weißt du, Jörgen: ich habe lange wie in einer tierischen Schmerzumnachtung gelebt und gehandelt — vieles verkehrt. Darum müssen wir heraus von hier. Ich bin zu schwach, um recht



Egmont Seyerlen.



Kanu auf dem Victoriasee



An Bord einer Dhau

Aus „Ludwig, Die Reise nach Afrika"

Widerstand zu leisten .. Ich bin so glücklich, — nun ich weiß, daß du mich lieb hast —. Ich war eine so junge Frau —: damals. Ich weiß —: du findest .. allein — deinen Weg, du mein süßer Sohn ? .. — es ist ja so dumm. Aber — auf alle Fälle .. weißt du ? — ach .. ich komme ja wieder. Ich muß wiederkommen, Jörgen —. Ich will mit dir gehn — .. wie ein — Bruder .. — hast du mich lieb .. ?"

Aus Jörgen brach alle Fassung. Er zog die Mutter zu sich und küßte sie. Er nahm ihren Kopf mit den weichen warmen Haaren und preßte ihn an seinen Körper. Sanft strich er mit den Händen über Mariannas Gesicht — und küßte ihre Haut, ihre Haare .. die dufteten wie weiches Gefieder, darunter ein Herz klopfte voll Blut —

„Geh' nicht .. Mutter," sagte Jörgen, „bleib', bleib'! .."

Und dann schluchzte er und drehte sich weg und bohrte sein Gesicht in die Kissen, als schämte er sich seiner Feigheit. Aber durch ihn riß und zitterte alles. Wie aus dunklen Ballen löste sich sein bisheriges Leben und trat vor ihn: riesengroß —

.. was war es gewesen ? — ein Kampf .. um seine Mutter. In allem, in allem nur das im tiefsten Grunde —. Woher war alle Irrnis gekommen und alles Leid ? .. nicht nur —: weil sie um ihn gekämpft hatte ? Gewaltsam, stark — nur verwirrt durch Menschen, die zwischen ihnen standen ? — wie klar das heraustrat aus Jörgens Seele — .. hatte Marianna nicht alle Menschen angesehn nach dem Wert, den sie einst für ihn gewinnen könnten ? Hatte sie nicht gerackert um Geld und Mittel in großer Not — für ihn ? .. — wie elend er ihr's wohl gedankt hatte. Er war so klein gewesen —: damals .. und so voll Erschütterungen in seinem kleinen Herzen, die ihn ganz gefangen nahmen .. und nun ?

— endlich, endlich war Schönheit erstanden aus der Gemeinschaft mit ihr: die alles verstand, die so tiefe Schätze aus ihrem Herzen hob —. War nicht alles Leben gewachsen aus ihm — seitdem —, um ihr sich zu erklären? aus Sehnsucht nach ihr? — Erfüllung war aufgegangen —

„O, du bist so wunderbar, Mutter —" sagte Jörgen ruhig und leise.

Und er hängte sich an Marianna und zog sie eng an sich —

„Mutter," sagte er, „Mutter .."

Seine Stimme bebte, als trüge sie den Klang seines ganzen Leibes ..

Marianna weinte leise —

„Jörgen, —" flüsterte sie fast, „Jörgen, du .. du .. mein Bub —; weißt du, daß ich dich lieb habe über alles? .. daß ich dich geliebt habe, immer und immer, wie nur ich dich lieben konnte? .. schau —: ich bin so .. sicher, daß ich wiederkomme. Es muß sein .. Auf alle Fälle wird es gut werden: so .. oder — so. Jörgen, ich bin kränker, als du glaubst. Ich leide so, daß es mir ein Ekel ist: Tag für Tag — eine Qual. Das macht mich verkommen. Und ich will nie im Leben stehn wie eine kranke Last. Dazu sind wir nicht reich genug. Ich möchte genießen können mit dir —: genießen das Kommende —"

... und wie vor zeiten flohen sie aus dem Druck der Gegenwart in eine fügsame Zukunft — —

... Jörgen Hubertus war müde.

Die Bilder aus den Worten über ein zukünftig Fernes hüllten sich in traumhaftes Einschläfern ..

„Gute Nacht! .. Süßer, lieber Bub .. —"

Marianna winkte von der Tür aus.

Der Mond ebnete eine sanfte Helligkeit über die Wand hinter Mariannas Gestalt .. Es war, als sänge ihre Stim-

me — verhalten .. schweigend —: „gute Nacht — süßer — lieber — Bub . . .“ — und ein müder Tanz schien zu schweben unter ihren Gliedern —; wie bei seltsamen, schönen Frauen . . ., die ihm begegnet waren — weit weg von hier — einmal — und nie mehr — .. Und waren ein Reigen doch .. ewig — in seiner Seele — .. — — und eine tanzte vor einer Ebene aus dünnem Mondschein — schöner als alle —. Schwere Haare — geflochten hinter dem schmalen Kopf — darum ging ein Reif .. aus mattem Gold .. wie bei einer ägyptischen Königin .. — und sie tanzte — und ward schlank — wie ein Schleier — in der weiten Ebene aus dünnem Mondschein — — — Und ein Knabe — suchte — — — suchte — und schluchzte — — —

Jörgen Hubertus fuhr auf: .. da irgendwo ging seine Mutter in den Tod .. die seine Mutter war, .. und er, er — war ihr Kind — der Knabe, ja ihr Kind — und würde sie nie mehr finden — nie, nie, nie . . — nirgend, nirgend —

Jörgen sprang aus dem Bett.

Er war so unerträglich heiß — wie im Fieber — und so ekelhaft müde. Er fuhr sich mit der Hand über den Schädel ..: ja, er heulte. — Drüben waren Dächer. Die spiegelten im Mond. Im Mond. Ja! — jetzt war er wach —

Er hatte wohl geträumt im Halbschlaf ..

Marianna war bei ihm gewesen —. Wo war sie? .. Weg, — wie lange wohl?

Jörgen spürte plötzlich, als sei sie unerreichbar fern. Er hätte sich an sie hängen mögen mit dem tausendfachen Gewicht seiner selbst .. — wenn sie nur da wäre? .. Aber —: ja .. sie mußte ja da sein —

Ob sie saß — da: zwei Schritte von ihm — und weinte? .. Ob sie schon schlief?

Jörgen wollte zu ihr gehn ..

Er konnte nicht .. er war so elend, wie schwindlig, zu schwach —

Eine Klinke zu drücken?

Jörgen Hubertus wühlte sich wieder unter seine Decke und schluchzte. Schluchzte hilflos heiß.

Wie elend er war! — wie kraftlos, wie schlammig ..: er ekelte sich vor sich selbst .. — Geh' hinüber! schrie alles aus ihm —

Daß er nicht hineinpacken wollte in das Leben seiner Mutter ... — Wo doch hatte er fürchten gelernt, hineinzugreifen in etwas, das man liebte? — Aber sie .. diese Mutterfrau — gehörte doch ihm, wie nie eine es könnte — ihm, ihm allein.

Jörgen kam sich so winzig vor —: so kreischend unscheinbar — und vor ihm ragten stockdunkle Türme in den Himmel.

Und alles war so fremd —: so fern, so unnahbar ... — Eines Willens Einsamkeit stand wie ein Turm über jedes Leben — und so man hinging .. und leise pochte —: stürzte es über einen wie ein wälzendes Meer aus Steinklötzen — aus Verantwortung.

— — Jörgen schlief schwer und ruhelos ..

. . .

Als Jörgen Hubertus zur Schule ging am nächsten Morgen, schlief Marianna noch. Jörgen traute sich nicht, sie zu wecken.

Aber auf der Treppe riß es ihn noch einmal herum ..: einmal doch — einmal — mußte er ihren Mund doch küssen ..

Jörgen rannte zurück ..

Wie eine erbarmungslose Mauer — dick, schwer, aussichtslos, gleichgültig — schloß die leichte Tür Mariannas Zimmer. Jörgen Hubertus stand im Korridor und lauschte .. — Sie schlief .. — Ob die Tür nicht aus Zufall knarren würde? .. Jörgen war-

tete. Er fahndete irgendwo nach einem Zufall, den er vor sich hertreiben, den er beschleunigen könnte.

Jörgen ging noch einmal in sein Zimmer und knarrte versehentlich mit der Tür . . Er wartete—, daß Marianna riefe . . seinen Namen riefe — es konnte ja zum letztenmal sein: — seinen Namen . . riefe —

Ungewöhnlich still lag die Wohnung.

Jörgen ging langsam zur Glastür . . Es war, als fiele er die Treppe herunter.

„Mußte —“ hatte sie gesagt.

Ehe er die Haustür aufmachte, warf es ihn auf die schmutzigen Stufen.

Jörgen schrie . . — Es widerhallte im Treppenhaus, gellte an . . — man müßte es hören oben — — bei Steinorths —

Jörgen raste hinaus . . Durch die kleinen Anlagen zur Schule.

Jörgen merkte, daß er heulte. Er wischte die Augen —

„Teufelsdreck,“ brummte er . . Ihm war, als sollte er bersten.

. . . von drüben kam der Refrendar Rechen. Er ging zum Gericht. Als er van Dryn sah, schnitt er über die Straße zu ihm herüber —

„Gut'n Morgen, van Dryn!“ sagte der Refrendar, „sind lange nicht beim Training gewesen. Man vermißt Sie. Bester Champion . . Kommen Sie heute?“

. . . wie das wohltat! — Jörgen schluckte . . noch einmal . . — wie die Sonne lachte —! Es war ja April, April . . — Daß er alles verjammern wollte! . .

„Weiß nicht, lieber Refrendar,“ lachte van Dryn lustig; „wenn ich Zeit finde. Hab' soviel zu tun —: Examen! — Grüßen Sie alles! — Auf Wiedersehen . . — Ich muß laufen.“

„Addio —“

Am Dienstag sollte Jörgen nachfragen.

Nachmittag, nach der Schule, ging er in die Klinik. Im ersten Stock wartete er auf den Arzt.

Die Wand war schneeweiß getüncht. Jörgen kam alles so blödsinnig bekannt vor —

Nach hinten verlief der lange Korridor in Dunkelheit.

Jörgen Hubertus wartete lange.

Hinten öffnete sich leise eine Tür. Ein weißer Leinenmantel kam näher.

„Sie sind Herr van Dryn?“ fragte er.

„Ja,“ sagte Jörgen.

Dr. Hauff stellte sich vor. Jörgen konnte sein Gesicht nicht erkennen. Der Arzt stand im Dunkeln.

„Heute läßt sich natürlich noch gar nichts sagen,“ meinte Dr. Hauff; „mit der Operation bin ich ganz zufrieden. Das geht ja meist gut .. — Das Herz .. macht mir Sorge. Kleine Schwächen haben sich eingestellt .. — Wie gesagt — jetzt läßt sich nichts bestimmen. Die Krisis muß erst vorüber sein. Entscheidung bringen erst die nächsten drei — vier Tage .. Im ganzen bin ich zufrieden .. — Bestimmtes natürlich — kann niemand festlegen.“

Die Stimme klang ruhig, gleichsam eindringlich — Jörgen fühlte sich wohl neben der Stimme. Viel Musik lag darin. Jörgen ließ ihre Klänge in sich hineinsickern. Er wartete, daß die Stimme noch mehr sage.

Es kam nichts.

Jörgen wartete immer noch .. Er fühlte, daß er es brauchte ..

„Vielleicht kommen Sie Freitag wieder,“ sagte die Stimme, „eher läßt sich nichts sagen.“

Jörgen Hubertus konnte noch nicht loskommen.

Er stand und lehnte an der weißen Wand, wo der Korridor eine Ecke bog .. — In einiger Entfernung bewegte sich der weiße Mantel im Dunkel.

Es kam kein Laut mehr . .

Jörgen merkte, daß er gehn solle.

„Hm," sagte er; und richtete sich zurecht . . — es war nichts mehr zu sagen.

Jörgen wandte sich zum Gehen.

Der Arzt entfernte sich auf die Tür zu —: ganz hinten . . .

Jörgen stand zwischen der halboffenen Glastür. —

. . . vielleicht käme der weiße Mantel wieder — —: seine Stimme . . .

Jörgen Hubertus ging langsam die Treppe hinunter.

Im Erdgeschoß wartete er wieder . .

Eine Diakonissin kam vorbei. Sie schaute ihn befremdend an —

. . . er war in einer Frauenklinik, ja — Jörgen erinnerte sich gleichsam pflichtschuldigst daran: des Blicks der Diakonissin halber —

Hm, dachte Jörgen —: es war wirklich verwunderlich . . — Er gehörte eigentlich nicht herein — —. Seine Mutter nur — lag da . . irgendwo im Haus — krank . . operiert — —

Jörgen Hubertus ging seiner Wege.

. . . die Wohnung zu Hause kam Jörgen sinnlos vor . .

Irgend jemand bewegte sich darin . . Es gab einen Laut —

Jörgen dachte, jetzt müßte eigentlich niemand mehr hier zu Hause sein . .

. . .

Am Donnerstag abend kam das Mädchen von Frau Steinorth herauf —

„Herr Dr. Hauff habe geschickt . ." meinte sie; „der junge Herr möchten in die Klinik kommen."

Jörgen Hubertus war nicht ganz klar, wie ihm diese Nachricht von unten gebracht werde: von Frau

Tante Franziskas Mädchen —.. Er dachte darüber nach: gleichsam, als wollte sich nichts in ihm auf den wesentlichen Inhalt der Botschaft einlassen.

„Die gnädige Frau unten hat wohl das Mädchen von Herrn Dr. Hauff vom Fenster aus gesehn," sagte der Dienstbote — „und auf der Treppe angehalten . ."

„— auf der Treppe" . . . von was war eigentlich die Rede? In Jörgen mischte sich etwas.

„Die Herrschaften unten sind schon voraus," sagte das Mädchen von Frau Steinorth.

Jörgen Hubertus riß seine Kleider um sich. Er rannte. Es war schon Nacht . . .

Im Erdgeschoß der Klinik fand Jörgen die Glastür offen. Er ging hinein.

Hinten kam gedämpftes Licht aus einer angelehnten Tür.

Jörgen ging sacht darauf zu.

Die Tante wurde herausgedrängt. Sie schmiß neugierig häschrige Blicke über die Schulter des Arztes. Der schien aufgeregt —

„Machen Sie, daß Sie wegkommen," sagte er zur Tante; „wie kommen Sie dazu, einfach so hereinzuplatzen?"

Dr. Hauff schob sie weg.

Dann bemerkte er Jörgen Hubertus. Er nahm ihn bei der Hand und führte ihn in das Zimmer . .

Matter Lichtschein schichtete zwischen den dunklen Tapeten. Links an der Wand stand ein Bett —: daneben ein anderer Arzt. Der löffelte aus einer Champagnerflasche.

Hinter Jörgen äugte und quetschte die Tante in der Tür. Dr. Hauff schloß sie hinaus.

Jörgen kniete am Bett. Marianna streichelte über sein Haar —

„Jörgen, Jörgen —.. Jörgen," sagte sie.

Marianna sprach deutlich. Sonderbar deutlich..

Jörgen liebkoste über ihr Gesicht.. — Er wußte nicht, was er tun sollte.

Manchmal stöhnte die Mutter leise..

„Jörgen, Jörgen — Jörgen ... oh — du — du — . .“

Schwarz und groß waren Mariannas Augen . . sie lächelte still und ganz langsam —

Ihre weißen Hände klammerten sich um Jörgens Arm.

Jörgen streifte den Ärmel hinauf von seinem ekligen Alltagsrock — Mariannas Finger falteten sich auseinander auf Jörgens Haut . .

Jörgen mußte sie immer ansehn —

... — die Hand war so voll Antlitz: wie ein zarter nackter Körper so voll schmiegsam müder Kraft. Wie Augen — große, offene, lange Augen — kamen Jörgen Mariannas Finger vor. Um die Nägel schlich die Haut wie schläfrige Lider, und über die Knöchel spielten blaue Linien — als verhüllten sie tausend Herzen in dem zarten Gerinnsel ihres Blutes.

„Oh — diese Ärzte,“ sagte Marianna, „wenn sie mich in ein nasses Leintuch legten und mich herumtrügen und schaukelten, würde mir leichter . . .“

Jörgen streichelte mit seinen Lippen über die Hände seiner Mutter. Er fühlte, wie sie zitterten — —

Aber auf einmal schien ihm dieses Zittern so weit von ihm: so betont unzugehörig neben der Ruhe seiner Hand. Jörgen spürte einen Zwang in seinem Innern, sich aufzurichten . . — Er nahm seine Lippen von der Mutter Hand.

... Marianna schien zu schlafen.

Sie lag ohne jedes Bewegen. Jörgen schaute sie lange an. Er nahm vorsichtig ihre Hand und legte sie behutsam in seine beiden . . — Und dann plötzlich wieder

etwas. Es sah aus, als versuche ihr Leib wie eine steife Schlange sich zu verrücken: abgerissen. Marianna öffnete die Augen — sie waren so voll Rücksichtslosigkeit, so voll — Garnichts zu tun haben mit allem Daseienden, Suchenden —

„Mutter, —" schrie Jörgen. Wie wild, halb vor Wut, halb vor Scheu —

Eiskalt, starr schauten Mariannas Augen —: als seien überall Spiegel — voll schreiender Hellheit, voll jenseit Unendlichkeit .. und sie sah hinein und sah alles und bekam klare Züge — und war hart in den Augen wie totes Glas —

„Mutter, .. Mummi —" sagte Jörgen leise — wie singend.

Er strich über Mariannas Augen und hauchte seinen ganzen Atem in ihre offenen Haare. Leise schmiegte er sein Gesicht auf ihre Schultern. Seine Wangen streichelten über ihre Arme: leise —

Mariannas Gesicht lächelte —: gelassen .. alles schien zu schlafen darin.

„Bu— .. bi ... sü .. ßer," — Jörgen fühlte den Schatten eines Hauchs über das flüsternde Gesicht gehen ...

Wie ein wunderschönes Kind sah Marianna aus ..: ihr schmales, bleiches Gesicht — und die langen, offenen Haare.

Jörgen legte die weichen Strähnen um Mariannas Hals —

„Mummi," flüsterte er, „Mummi —"

— wie, als spräche er zu einem kleinen Kind, sang seine verhaltene Stimme, und ganz sachte breitete er seine Lippen über Mariannas Mund — —

... von hinten kamen die Ärzte.

Dr. Hauff näherte sich langsam —

„Ich glaube, sie schläft jetzt," sagte er zu Jörgen.

Der Arzt horchte den Herzschlag ab —

„Jetzt nur Ruhe, —“ sagte er, „das ist das Einzige für die Kranke.“

Seine Stimme klang Jörgen noch tiefer, noch voller, wie er so gedämpft sprach . . . .

Jörgen stieg mit dem Doktor die Treppe zum ersten Stock.

Im Wartezimmer saßen die Verwandten. Sie plapperten laut. Tante fing an zu heulen, als die beiden Herren eintraten.

Dr. Hauff schickte sie fort. Jörgen Hubertus sollte bleiben.

Die Männer saßen sich gegenüber.

„Jetzt ist wenig Hoffnung . .“ sagte der Arzt.

Jörgen atmete seine Stimme ein. Er war gelassen und ruhig.

„Die Patientin war zu heftig,“ sagte Dr. Hauff, „sie gibt zuviel Kraft her mit Reden. Ruhe wäre nötig. Aber Schlafmittel — — das Herz ist zu schwach. Viel zu schwach. Es ist wenig Hoffnung . . — Warten Sie hier — . .“

Jörgen empfand, als hätte zum erstenmal in seinem Leben ein Mensch wahr zu ihm gesprochen: Wirklichkeit . . — es gab ihm viel.

Der Arzt begab sich hinunter.

Jörgen Hubertus saß im Sprechzimmer auf dem Sofa. Er stützte den Kopf in die Hände und schaute auf den Boden. — Seine Augen sammelten aus dem Muster des orientalischen Teppichs alle weißen Flecke — und zogen dazwischen Gestalten mannigfacher Art — —

Jörgen merkte plötzlich, daß etwas in ihm anfing zu weinen. Es kam ihm sinnlos vor. In seinem Bewußtsein fand er keine Wertung dafür — keine Berechtigung, kein Gefühl . . — aber er heulte fort und fort —

. . . nach langer Zeit kam der Doktor wieder —

„Gehen Sie jetzt ruhig nach Hause," sagte er, „das Fieber hat nachgelassen —: dank der längst nötigen Ruhe. Die Kranke schläft . . — — Hoffnung — Hoffnung . . . — Sie haben Ihre Mutter selbst gesehen — . . . Ich will tun, was ich kann —. Ein Arzt gibt den Kampf nicht auf. Kommen Sie morgen früh wieder."

Jörgen ging nach Hause.

Er legte sich ruhig zu Bett.

Ihn deuchte, es sei plötzlich etwas abgebunden in ihm. Wie abgeschnitten. Als hätte man ein ganz Teil seiner Vorstellungen aus ihm herausgehoben. Er konnte sich kaum erinnern, wie Marianna in diesem seinem Zimmer ausgesehn habe, wenn sie bei ihm saß . . — Sie hätte gar nicht in diese Verhältnisse hineingepaßt . . Nun war sie wohl nicht mehr.

Jörgen Hubertus schlief halb —

. . . so war es nun eben einmal: unbänderlich. Fertig . . ganz richtig.

Aber dann füllte sich sein Schlaf mit Träumen, daß Jörgen schien — als wüchse die Mutter aus Mariannas Erscheinung heraus — und wuchs zu eins mit dem, was er in sich trug von Herrn Heinerich —: groß, groß in ihn hinein.

. . .

Jörgen Hubertus ging in die Klinik am nächsten Morgen.

Ihm war fast wie erleichtert, da er nun wußte, daß Marianna gestorben sei . .

„Sie ist nicht mehr aufgewacht," sagte Dr. Hauff; „das Herz hielt nicht aus —: zu schwach . . zu nervös."

Jörgen saß mit dem Arzt in dessen Arbeitszimmer, in der Privatwohnung oben . . Er wußte nichts zu sagen. Sein ganzer Organismus war wie verhärtet. Eingestellt auf den Augenblick. Jörgen empfand, als dürfe er gar nicht er selbst sein: als käme jetzt irgendwie eine große

Umwälzung über ihn, vor der er sich verstecken müßte samt seinem ganzen Weg, damit sie ihn nicht gewaltsam herausrisse. Jörgen war in Augenblicken, als müsse er sich vor seinen Kopf stellen, ihn schützen, ihn vor jeder Berührung bewahren mit anderen Menschen.

Herr Dr. Hauff bat, daß Frau Marianna zu Nacht in ihre Wohnung gebracht werden dürfe. Man wollte den übrigen Patienten den Anblick einer Totenabholung ersparen.

Jörgen verstand das. Ihm sagte zu, daß der Sarg nicht durch die tagverrumpelten Gassen gefahren werden sollte. Niemand könnte glotzen. Jörgen bestimmte die ruhigste Nachtstunde: zwischen vier und fünf Uhr morgens.

Jörgen kam darauf zu sprechen, daß Marianna eingeäschert werden wollte wie sein Vater. Dr. Hauff wollte den Leiter des Beerdigungsinstituts kommen lassen. Der wüßte in allen nötigen Schritten Bescheid . .: wenn Jörgen in einer Stunde wieder vorsprechen wollte . .

. . . das war ein heller Lenzmorgen.

Jörgen Hubertus schritt durch die leeren Gassen vor die Stadt. Drüben ragte ein Kirchturm. Die Stimme eines Mannes, der Spargel ausrief, torkelte an Jörgens Ohr. Er blieb stehn und horchte . .: als verlangte etwas in ihm nach Lauten.

Dann ging er weiter . . Unter der Brücke zog langsam der geschwellte Fluß. Einzelne alte Eichen standen in der Sonne. Fast ungewöhnlich blau leuchtete der Himmel. Der Rasen unter den Bäumen duftete nach frischem Gras . . Jörgen setzte sich auf eine Bank —

Ein zerbrochener Flaschenscherben glänzte an der Böschung. Jörgen heftete seine Augen darauf — wie um etwas in sich zu beschwichtigen. Eine gewisse Beängstigung fühlte er in seinem Blick . . — als erschrecke er über die Zerbrechlichkeit des Geländers, daran seine

Augen entlangten. Er schloß die Lider bis zu einem kleinen Spalt . . — Man hörte das leise Drängen des Wassers von ferne —

„Scher' dich weg, Augentier! Hörtier! Schmeckvieh!" schrie Jörgen. Er fuhr auf und begann zu gehen . .

Herr Renner vom Beerdigungsinstitut meinte, es dürfte Schwierigkeiten geben. Die Herren vom Konsistorium seien gegen die Feuerbestattung. Man könne es vielleicht durchsetzen —; trotzdem. Van Dryns waren ja keine Einheimischen. Vorerst sei eine eigenhändige Hinterlassung des Verstorbenen vonnöten. Das übrige werde er dann mit Jörgen besorgen.

— wohltuend reell und nüchtern sprachen sie drei Herren, dachte Jörgen. — Es tat gut.

. . . Jörgen begab sich nach Hause.

Die Tante schluchzte. Jörgen berührte es unangenehm. Sie umarmten ihn beide: der Onkel hängte sich fest an Jörgen. Er weinte still und schlug seine Arme um die Schulter des jungen Mannes . . .

„So jung, so jung — war sie ja noch," sagte der Onkel, „— und so schön."

. . . wie seltsam so ein Tod war: für die, die noch lebten — dachte Jörgen —: nein, nein! Er wollte nicht denken. Gar nichts mehr denken . .

BERNARD SHAW: APHORISMEN

Die Bilanz des Wohlstandes einer Stadt kann ziffernmäßig nicht aufgestellt werden. Es gehören dazu Berechnungen einer viel geistigeren Art, und Phantasie und Gewissen obendrein.

Fortschritt wird nicht durch krampfartige Energieanfälle, immer rückwärts und vorwärts zwischen einer

Dummheit und der andern, erreicht, sondern dadurch, daß man alle Bewegungen siebt und nur das, was diese Siebung übersteht, dem Gefüge unserer Moral hinzufügt.

Demokratie

Nero war populär beim Volke, sein Despotismus traf sie nur in der Form glänzender Lustbarkeiten. Seine Regierung war so unrepräsentativ, so undemokratisch, daß sie überhaupt keine Regierung war: Im Augenblick, als die Leute in Neros unmittelbarer Umgebung die Vernunft hatten, ihm zu sagen, daß, wenn er sich nicht selbst die Kehle durchschnitte, sie ihm die Mühe abnehmen würden, hatte er zu gehorchen wie der gewöhnlichste Gladiator. Um wirkliche Macht zu erlangen hätte er sich zum Grundstock einer Oligarchie machen müssen. Um ausgedehnte Macht zu erlangen hätte sich diese Oligarchie zum Grundstock einer Demokratie machen müssen. Ich will diesen Entwicklungsprozeß in deutlichere Ausdrücke übersetzen. Ein Mörder kann gefürchtet und bedroht werden, aber er wird sich weder an Macht noch Sicherheit freuen können. Dieser Lage zu entkommen wird er sich mit anderen Mördern vereinigen und ein Räuber werden. Um das Räubertum einträglich zu machen wird es bald nötig, Erpressungen zu üben und Reisende in Schutz zu nehmen, die diesen Schutz bezahlen. So finden sich die Räuber, mit den denkbar schlechtesten Absichten, in eine Polizeimacht verwandelt. Schließlich werden sie regelrechte Polizeimänner, so wie Wilddiebe Wildhüter werden. Auf diesem Punkt erreicht ihre Macht den Höhepunkt. Und dies ist der Ursprung des Paradoxons, daß die Demokratie die äußerste Möglichkeit einer staatlichen Tyrannei darstelle.

Ohne eine öffentliche Meinung ist eine wirkliche Demokratie unmöglich. Und in unserem herrschenden System besteht die Schwierigkeit nicht darin, wie wir so oft sagen, daß die öffentliche Meinung noch nicht aufgeklärt ist, sondern darin, daß noch keine öffentliche Meinung existiert. Buchstäblich nicht existiert. Meinung heißt soviel wie Weltanschauung und eine Weltanschauung bedeutet soviel wie ein Einkommen.

Ein Sklavenstaat wird immer von denjenigen regiert, die die Herren herumkriegen können, d. h. von den Schlaueren unter den Sklaven selbst.

Die Sklaverei der Frauen bedeutet die Tyrannei der Frauen. Keine faszinierende Frau wird ihr Geschlecht zu emanzipieren wünschen, ihr Ziel wird es sein, die Macht in den Händen des Mannes zu konzentrieren, weil sie weiß, daß sie ihn beherrschen kann. Sie ist genau so wenig eifersüchtig auf seine nominale Oberhoheit, als er selbst auf die Stärke und Schnelligkeit seines Pferdes eifersüchtig wäre.

ELISABETH SIEWERT: DIE FELSKEN

Die Achsen am Spazierwagen knarren; der Kutscher zieht ihn aus der Remise. Die Herrschaft, es ist Herr Wenzel nebst Familie auf Buntowo, die Herrschaft, hört es: Ställe, Vieh, Gärten, Felder; begreift es, wenn ihr's könnt: Knechte, Mägde, Instleute, die Herrschaft will wegen eines Konzerts nach der Stadt fahren. Ins Konzert!

Aus dem Stall neben der Remise brüllt es dröhnend: „Muh.“ Das ist die unartikulierte Naturstimme, die sich breit macht und erklärt: ich habe hier die Hauptstimme und dröhne alles nieder.

Die Herrschaft fährt doch ins Konzert. Die Pferde müssen es büßen, vierzehn Kilometer Landweg im Vorvorfrühling. Die Chaussee ist erst im Bau, und man fährt unterhalb des Planums, und das ist kein Spaß.

Der Kutscher ist stoisch. Er sagt sich: Herrschaft ist Herrschaft, und wer dient, muß 'horchen. Herr Wenzel dagegen ist nicht stoisch. Ihm erscheint das Unternehmen von dem heimlichen Ausbruch einer Art Kunstwahnsinns diktiert.

Die Herrschaft fährt doch ins Konzert. Kikeriki, schmettert der Hahn ihr nach; der Wind saust melancholisch. Der Hof verfällt mit seiner trüben Grimasse in Halbschlaf, sobald der Wagen davonfährt.

An den Dorfkaten, wo der Weg gepflastert ist, rasselt die volle Fuhre des Spazierwagens vorbei. Meta Wenzel, die älteste Tochter, denkt: wenn jetzt etwas dazwischen käme und wir es aufgeben sollten — ich stürbe lieber. — Das ist eben eine glücklich veranlagte Natur: sie ist die Anstifterin der Fahrt, sie kennt Harald Hoksch, den Pianisten, sie hörte ihn in einem schlesischen Badeort zur Sommerzeit spielen; sie hat immer und immer das stärkste Verlangen nach dem andern ergänzenden Reich. Das bißchen andauernde Fieber, das dies brennende Verlangen ihrer Konstitution beschert, das bißchen Malheur, daß sie auf einem Landgut tief im Lande zu Hause ist, wo die unartikulierte Stimme den Chor anführt und die harmonische geistige Stimme ein zurückgedrängtes, wenn auch zähes Dasein führt, dies bißchen Malheur ist leicht in Kauf zu nehmen.

Die Witwe Felske haut Holz. Der Fleck, wo sie das tut, ist trocken, weil die Stellmacher von Buntowo hier seit Jahrzehnten ihr Brennholz schlugen und daher ein dicker Teppich von Rinden vor der Feuchtigkeit des Untergrundes schützt. Die geflickte, unordentliche Wand des Leuteschweinestalls ist Felskens Hintergrund,

und seitwärts sieht ein Stubenfenster und das Kammerfenster in dem Vierfamilienhaus mit kleinen blanken Scheiben ihrem Tun zu. Das Myrtenbäumchen, die Moschuspflanze und die zwei oder drei Schiefblätter sind die einzigen pflanzengrünen Flecken in dem gleichgültigen, braun in braun gehaltenen Bild. Felsken steht in Klotzkorken, barhaupt, und sieht den Wagen kommen. Ihr gelblich helles Gesicht hat doch einige Leuchtkraft, und ihr Haar ist von energischer Schwärze.

Herrn Wenzel fällt ein, als er das Weib stehen sieht: die wohnt also richtig noch immer in der Familienwohnung. Wahrhaftig, bald Jahr und Tag. Und ich bin wahrhaftig zu nachgiebig. Das macht, der Wirtschafter begünstigt sie und sie ist schlau. Still und schlau. Aber raus muß sie doch.

Es wird ein Gruß ausgetauscht im Vorbeifahren. Die Gnädige hat ihre beste Waschfrau gesehen. Die überspannte Tochter Meta erinnert sich flüchtig, und mit einem erhöhten Behagen in ihrer Erregtheit, daß man Felsken nachsagt, sie könne hexen; irgendwie knüpft das an das, was sie auf dem Konzert erwartet, an. Die jüngere Tochter Ida lacht bei ihrem Gruß aus allgemeiner Munterkeit, und weil es ein Spaßvergnügen ist, so etwas Tolles zu tun, als bei diesem Wetter und Weg nach der Stadt ins Konzert zu fahren. Bloß weil Harald Hoksch da spielt. Harald Hoksch! Der Name sorgt schon für Komik, wenn man ganz von der tastenden und flammenden, bewundernden und gierigen Art absieht, mit der ihn Meta ausspricht.

Felsken hat eine ahnungsvolle Kenntnis von dem, was man im Herrschaftswagen über sie gedacht hat. Das: die Witwe muß aus der Familienwohnung raus, geht ihr wie ein Stich in Gehirn und Gekröse.

Das Wagengeratter durchbricht noch für ein paar Sekunden abflauend die Stille, dann zieht sich diese

eng zusammen und lagert sich schwerfällig und dumpf wie ein großes sagenhaftes Tier.

So — jetzt ist die Sensation vorüber.

Felsken hackt so mächtig Holz, daß ihr der Kiefernkloben an der Axt kleben bleibt, mit aufgeschwungen wird und mit festem Knall auf den Hauklotz zurückfällt. Dies Geräusch ist keine Sensation; das sagenhafte Tier verschluckt es in völliger Apathie, ohne eine noch so matte Perspektive zu geben.

CHRISTIAN STAUN: UMZUG

Es war ein Tag gegen Ende Oktober. Die Sonne wollte gerade untergehen und eine schwache Röte breitete sich über die schweren, schwarzgrauen Wolken, die über die Stadt hinjagten, von einem beißenden Ostwind getrieben. Viele Tage jagten sie nun schon so dahin und wurden mit jedem Tag schwerer und trostloser. Solche graue Einförmigkeit wird leicht unerträglich; in den wohlhabenden Stadtteilen, wo die Menschen in ihren behaglichen Wohnungen sitzen und sich schon lange auf den Winter eingerichtet haben, fängt man an nach einer befreienden Veränderung zu seufzen, nach einem tüchtigen Schneefall oder dergleichen.

Draußen in der Peripherie der Stadt liegt das dicht bebaute Armenviertel, das sich um die Grafenstraße gruppiert. Hier sind Wind und Kälte noch empfindlicher als im Innern der Stadt, und der Himmel wird durch die Rauchmassen, die sich aus den hohen Fabrikschornsteinen wälzen und mit den Wolken um die Wette jagen, noch mehr verdunkelt. Die Grafenstraße macht ihrem vornehmen Namen keine Ehre. Sie zeichnet sich vor den andern Straßen des Armenviertels nur durch ihre Länge aus. Sonst sind es dieselben hohen grauen Kaser-

nen, dieselben düsteren kleinen Läden, dasselbe Gewimmel von schmutzigen, zerlumpten Kindern. Bis vor kurzem hatte sie auch noch einen anderen Namen gehabt, aber zahlreiche Verbrechen und unzählige Unregelmäßigkeiten hatten sie so berüchtigt gemacht, daß die Hauseigentümer wegen einer Namensänderung eingekommen waren, und dies Gesuch war gern bewilligt worden, zeigte es doch, daß man in aller Bescheidenheit bemüht war, einen äußeren Glanz auf das Viertel zu werfen oder doch jedenfalls das innere Elend zu verbergen, und für dergleichen Bestrebungen hatte man gute Verwendung im weisen Rat der Stadt.

Wo die Grafenstraße von der Landwehrstraße durchschnitten wurde, bildete der Wind einen Wirbel und führte einen lustigen Tanz auf mit den Papierfetzen und dem getrockneten Straßenschmutz, der sich im Lauf des Tages angesammelt hatte. Und hier in die Ecke gedrückt stand bei Einbruch der Dämmerung eine Gruppe äußerst armselig gekleideter Kinder, die einen Augenblick Schutz gegen die Kälte suchten. Es war ein Mädchen von ungefähr vierzehn Jahren und ein Knabe, der ein Jahr jünger sein mochte. Er hielt einen kleinen Knirps von zwei, drei Jahren bei der Hand, und das Mädchen trug einen Säugling auf dem Arm, um den es mit Mühe einen alten, durchlöcherten Schal zusammenhielt; doch war es ihrer Aufmerksamkeit entgangen, daß ein kleiner nackter Fuß heraussteckte, und er schien schon längere Zeit entblößt gewesen zu sein, denn er war ganz blau vor Kälte. Die beiden großen Kinder standen dicht beieinander und sprachen leise zusammen, mit einem altklugen, betrübten Ausdruck in den mageren, verfrorenen Gesichtern, während sie den Papierfetzen gedankenlos folgten, die zu ihren Füßen herumgewirbelt wurden, in die Höhe flogen und ein Stück weiter fort wieder auf die Erde sanken.

Die vier Kinder waren Geschwister und befanden sich augenblicklich auf der Suche nach ihren Eltern. In dieser Absicht waren sie aus einem ganz anderen Viertel der Stadt gekommen und befanden sich jetzt bald am Ziel. Aber sie waren auch anscheinend ganz ermattet vor Hunger und Kälte, besonders das Mädchen, Emmy, war dicht daran, unter ihrer Bürde zusammenzubrechen; das konnte man an der Art sehen, wie sie ihren Leib vorschob, um das Kleine zu stützen.

Das Verschwinden der Eltern war den großen Kindern eigentlich nicht unerwartet gekommen. Die Mutter hatte häufig geäußert, daß „sie am liebsten dem ganzen Kram den Rücken kehren wolle“. Solche Äußerungen waren gefallen, wenn sie des Abends müde und mißmutig von der Arbeit kam, oder wenn sie von ihrem Mann mißhandelt wurde, den sie zusammen mit der übrigen Familie ernährte, denn sein eigener Verdienst reichte nicht mal zur Deckung seines großen Branntweinverbrauchs. Die Kinder, die sich schon lange an diese Drohung gewöhnt hatten, nahmen sie nicht mehr ernst.

Als Charles aber eines Nachmittags aus der Schule kam, hatte er das Nest leer gefunden. Keiner von den Nachbarn ahnte, wo seine Mutter hingezogen sei, nicht einmal die Frau, bei der der Säugling tagüber in Pflege war. Auf der Straße aber traf er einen Kameraden, der zufällig am selben Tage draußen in der Grafenstraße eine Besorgung zu machen gehabt hatte, und dort hatte er Charles' Mutter gesehen, die hinter einer kleinen Möbelfuhre herging und in die Landwehrstraße einbog. Dort aber sei sie von Charles' Vater eingeholt worden, der ziemlich betrunken gewesen sei und einen gewaltigen Krach gemacht habe, weil sie ihm davongelaufen wäre. Der fremde Junge hatte sich die Schimpferei eine Weile mit angehört, aus der hervorgegangen sei, daß sie in der Landwehrstraße Nr. 49, Aufgang C, wohnen sollten.

Auf diese Mitteilung hin hatte Charles seinen kleinen Bruder Henry auf der Straße aufgelesen, wo er den größten Teil des Tages verbrachte, und hatte alles zum Aufbruch bereitgehalten, als Emmy aus der Schule kam. Charles kannte die Landwehrstraße recht gut, und obgleich sie eine gute halbe Stunde bis dorthin zu gehen hatten, hofften sie, sie dennoch vor Dunkelwerden zu erreichen. Es stellten sich indessen bald Schwierigkeiten ein: Henry wurde müde und ungeduldig, schlimmer aber war, daß die zart gebaute Emmy fast unter der Last von „Schwesterchen" zusammenbrach; als sie schließlich die Kreuzung der Grafen- und Landwehrstraße erreicht hatten, war die halbe Stunde zu einer ganzen geworden, und die Laternenanzünder hatten ihren Gang durch die meisten Straßen bereits beendigt.

Henry wurde wieder ungeduldig; er zerrte an Charles, um weiter zu kommen, und Charles warf Emmy einen fragenden Blick zu.

„Ja, wir müssen machen, daß wir weiterkommen," sagte Emmy, aber sie blieb trotzdem stehen. Da begann es jämmerlich und verzweifelt im Bündel, das Emmy auf dem Arm trug, zu wimmern, und das gab das entscheidende Signal zum Aufbruch. Die beiden Jungen nahmen die Ecke zuerst. Ein Windstoß, mit feinen Schneeflocken geladen, benahm ihnen fast den Atem, aber sie machten sich stark und gingen ihm mit gebogenen Knien entgegen; besonders Henry bewies ungewöhnliche Tapferkeit. Emmy kämpfte verzweifelt, um den Schal um den Säugling festzuhalten. Schließlich mußte sie es aufgeben: sie warf das ganze Bündel über die Schulter, bedeckte den kleinen nackten Fuß, so gut es ging, mit ihren eigenen dünnen Armen und fing an zu laufen, um ihre Brüder einzuholen.

„Hat er nicht Nr. 49 gesagt?" fragte sie Charles.

„Nr. 49, Aufgang C, übern Hof," antwortete dieser.

„Wie hoch?“

„Woher soll ich das wissen?“

Emmy begann die Hausnummern zu zählen: 15 — 17 — 19 —. Da kam wieder ein Windstoß, und sie mußte sich ganz vornüberbeugen, um vorwärtszukommen. Dabei rannte sie geradeswegs einem langen, ungewöhnlich schmutzigen, älteren Frauenzimmer in die Arme, mit einem wilden angetrunkenen Gesicht.

„Na, dumme Dirn', kannst deine Augen nich aufmachen,“ und Emmy bekam einen ärgerlichen Knuff von einer knochigen Hand, indem sie weiterging.

„Halt's Maul, du lange Mistgabel!“ ertönte da eine belegte Stimme vom Fahrweg. Es war ein Lumpensammler, gewöhnlich Naturforscher genannt, der mit Beschwer einen gewaltigen Rausch durch die Straße schleppte. Er trug den Sack über der linken Schulter, den eisernen Haken in der rechten Hand und taumelte hin und her, hielt sich aber doch, so gut es ging, in der Nähe des Rinnsteins.

„Wer hat dich gefragt, du versoffener Lausekerl?“ antwortete das Frauenzimmer.

Mehr hörten die Kinder nicht von dieser Unterhaltung. Sie waren wieder in die Hausnummern vertieft, die sich bei der hereinbrechenden Dunkelheit sehr schwer entziffern ließen. Sie blieben vor einem großen Haus stehen, dessen Nummer über einem hohen Torweg angebracht war. Hier mußte es ungefähr sein, aber es war ihnen nicht möglich, die Zahl zu erkennen. In dem dunklen Torweg, von dem einen Torflügel halb verborgen, stand eine Gruppe Männer, meist jüngere, zwischen denen eine Branntweinflasche die Runde machte.

„Was hast du zu glotzen, Dirn'? Mach', daß du weiterkommst!“ brummte einer der Kerle.

Die Kinder verschwanden lautlos, wie erschreckte Wiesel. Sie besaßen die Fertigkeit der Proletarierkinder

im „Verschwinden". Einen Augenblick später aber tauchten sie unter der nächsten Straßenlaterne auf, die gerade vor Nr. 51 stand. Da sahen sie ein, daß sie durch den Torweg an den Kerlen vorbeimußten. Emmy warf Charles einen bekümmerten Blick zu und drückte Schwesterchen unwillkürlich fester an sich. Charles aber, der sich Emmy gegenüber als Held aufzuspielen liebte, spuckte in weitem Bogen aus und antwortete mit überlegener Ruhe:

„Werden schon vorbeikommen — das fehlte gerade!"

Emmy sah ihren Bruder bewundernd an und folgte ihm vertrauensvoll zum Torweg, vor dem sie mit dem Frauenzimmer von vorhin zusammentrafen, das jetzt in Begleitung des Naturforschers war, mit dem sie anscheinend Frieden geschlossen hatte. Ohne die Kinder zu beachten ging sie vor ihrem Kavalier durchs Tor und verschwand im Dunkeln des Torwegs.

„Lange-Lotte hat wohl'n Fang gemacht!" bemerkte einer der Strolche.

„Donnerschlag, das ist ja der rote Friedrich! Sei man ja recht vorsichtig, Friedrich," sagte ein anderer.

Der Angeredete lallte etwas Unverständliches und gab sich redliche Mühe, an den Trinkbrüdern vorbeizukreuzen, die es nicht an ermunternden Zurufen fehlen ließen. Während die Aufmerksamkeit auf den roten Friedrich gerichtet war, schlüpften die heimatlosen Kinder vorbei und kamen in einen düstern Hof, der nur von einer kümmerlichen Laterne erleuchtet war. Im Hof stand Lange-Lotte und wartete auf ihren Friedrich, und als er schließlich kam, faßte sie ihn unterm Arm und bugsierte ihn über das unebene Pflaster, an einigen Karren vorbei, zu dem Eingang, über dem die Laterne brannte. Dort verschwanden sie. Aber man hörte noch lange das Gepolter, mit dem Friedrich sich die Treppe hinaufarbeitete.

„Der Teufel soll wissen, wo Aufgang C is!“ warf Charles hin und sah sich um. Er blähte sich vor Stolz über das gelungene Manöver. Sie beschlossen, den Eingang unter der Laterne näher zu untersuchen, und Charles, als der bewährte Führer, ging mit Henry an der Hand voran. Sie gerieten in eine Pfütze, die sie in der Dunkelheit nicht gesehen hatten.

„Uh! Wir werden ganz naß, Charles,“ jammerte Emmy.

„Na, ’n bißchen Wasser an den Pfoten schadet nix,“ tröstete Charles. Henrys Holzpantoffeln waren ganz voll Wasser gelaufen, und es belustigte ihn, fest aufzutreten, so daß es jedesmal quatsch sagte.

Es zeigte sich, daß die Gaslaterne just über Aufgang C war, und dieser Glücksfall wirkte ordentlich belebend. Emmy aber mußte eine Weile ruhen, als sie das Treppenhaus erreicht hatten. Sie setzte sich auf die unterste Stufe, und Charles benutzte die Gelegenheit, um die Umgebung näher in Augenschein zu nehmen.

Quer durch das Haus ging ein verhältnismäßig breiter Flur, an dessen beiden Enden Treppen waren, von denen man die eine Küchen-, die andere Haupttreppe nennen konnte. Im übrigen bestand der Unterschied nur darin, daß die Haupttreppe, wenn möglich, noch schmutziger war als die andere. Vom Flur gingen außerdem nach rechts und links lange, enge Gänge ab, die auf beiden Seiten eine Unmenge Türen hatten. Dieses ganze System von Gängen und Türen wiederholte sich in jedem Stock, wo es von einer einzelnen offenen Gasflamme beleuchtet wurde. Die Brenner waren sicherlich seit dem Bau des Hauses nicht nachgesehen worden, denn jede Flamme brannte mit mehreren Zungen, die in dem Zugwind flackerten, der ungehindert durch offenstehende Türen und zahlreiche zerbrochene Fensterscheiben drang. Die Beleuchtung war deshalb mehr als kümmerlich.

„Man hört ja keinen Ton von Schwesterchen," sagte Charles, indem er sich hastig zu Emmy umwandte.

„Sie schläft." Emmy drückte ihr Bündel sorgsam an sich.

„Warum hast du ihre Flasche nich mitgenommen?"

„Es war nichts mehr drin; darum hab' ich den Lutscher abgenommen und sie fortgeschmissen, um sie nicht auch noch zu schleppen. Wir können leicht 'ne andre kriegen."

„Och ja. Wir können eine von Vaters stibitzen, wenn er besoffen is."

„Wenn wir Mutter man erst gefunden hätten!"

„Man keine Angst. Wir stiebeln jeder nach einer Seite und gucken an den Türen nach."

„Hu, wenn uns aber jemand begegnet?"

„Um so besser, dann können wir fragen; das kann einem doch keiner verbieten."

Als Henry von der Mutter sprechen hörte, begann er Charles an der Hand zu ziehen. Emmy erhob sich vorsichtig mit Schwesterchen, und sie begaben sich auf ihre Entdeckungsreise im Erdgeschoß nach dem von Charles gefaßten Plan. Der Erfolg aber war wenig zufriedenstellend: nicht alle Türen trugen die Namen der Bewohner; an mehreren Stellen waren schmutzige Zettel zwischen Tür und Pfosten geschoben mit Aufschriften wie: „Komme gleich", oder im Vorderhaus· 2. Etage anzutreffen"; an einigen Stellen stand die Tür offen, und die unheimliche Öde einer leeren Wohnung gähnte ihnen entgegen. Das einzig Sichere, was sie wußten, als sie sich wieder trafen, war, daß sie das bekannte Schild der Eltern, eine zerbrochene Porzellanplatte, mit fast verlöschter Schrift, nicht gefunden hatten.

„Hast es auch nich gefunden?" fragte Emmy mutlos.

„Nee," antwortete Charles nachdenklich. „Das beste wäre natürlich, wir fingen beim obersten Boden an. Mutter pflegt ja unterm Dach zu logieren."

Emmy ging auf den veränderten Plan ein, und sie be-

gannen den Aufstieg unter Stillschweigen. Auf der Treppe hatten sie eine Begegnung, die sie mit Staunen erfüllte, weil sie in dieser Umgebung ihnen unerwartet kam. Es war ein jüngerer, hochgewachsener Mann, der die Kinder in seinem Äußeren an einen Lehrer erinnerte, hauptsächlich, weil er eine dunkle Brille trug; er hatte dunkles Haupt- und Barthaar und trug einen schwarzen, schäbigen Anzug von recht veraltetem Schnitt. Er schien das Staunen der Kinder bemerkt zu haben, denn er lächelte, als er an ihnen vorbeiging.

„Würden Sie vielleicht so freundlich sein, uns zu sagen, ob unsere Eltern hier eingezogen sind," fragte Emmy in ihrem gebildetsten Tonfall und versuchte einen Knix zu machen, was ihr aber ihrer Bürde und des engen Platzes wegen ziemlich mißlang.

„Das weiß ich wirklich nicht, mein Kind," antwortete der Mann. „Hier ziehen so viele ein. Heut nachmittag sind ein Mann und eine Frau in der fünften Etage eingezogen — —"

„War der Mann betrunken?" schob Charles ein.

„Ganz nüchtern schien er mir nicht zu sein. Und ich glaube, die Frau hatte einen dunklen Fleck auf der linken Backe."

„Ja, Mutter hat ein blaues Auge — das sind sie," rief Charles erfreut; Emmy aber wurde rot und zog sich einen Schritt zurück.

ALBERT STEFFEN: MYTHOS

Die Sage schaut in frühe Zeiten zurück und findet einen Mann mit seinen beiden Söhnen herkommen aus dem unbestimmten Norden. Sie sieht ihn lange wandern und endlich halten dort, wo das Bergland die moorige Ebene begrenzt.

Hier baute er sich auf der vordersten Erdwelle eine Burg, riesenhaft und seltsam wie er selber war.

Auf der einen Seite sah er das Moor, fast immer überwallt von weißen Nebeln. Zerrissen sie, so schaute die rostrote Fläche hervor, bestanden da und dort von einem Birkenwäldchen oder einem Zuge krummer Weiden. Am Horizonte lagen einige Hütten mit Heuschobern, von uraltem Moose überwuchert.

Auf der andern Seite erblickte er sonnige Wiesenflächen, terrassenartig aufsteigend, von Häuschen übersät, von Obstbaumwäldchen unterbrochen. Eine Menge von Hügeln, Graten, Gipfeln, Zacken und Rundungen erschloß sich dem Auge. Wo sie verblauen wollten, wurden sie vom Silber des Schnees geziert.

Aber des Alten grübelnde Gedanken gingen weder auf die eine noch die andere Seite. Weder mit den Menschen der lieblichen Höhen, noch denen der schwarzen Sümpfe wollte er Gemeinschaft pflegen. Er wollte wissen, was die Welt vom Menschen fordert. Das konnte er nicht da und nicht dort erfahren. Er lag unter dem Himmelsgewölbe und ließ das Weltall zu sich sprechen.

Doch erst als er dem Tode nahe war, verstand er dessen Sprache. Jetzt strahlte es in seinem Herzen auf. Er fühlte, daß der Mensch sein eigener Lenker sein muß. Der Sinn der Freiheit ging ihm auf.

Er rief die Söhne her, verkündete ihnen, was er erkannt hatte und starb.

Die Brüder nahmen die Wahrheit ganz verschieden auf. Nachdem sie den Vater begraben hatten, schritt der Ältere über die schwingenden Pfade zu den Hütten des Moores. Hier wohnten Menschen ohne Einsicht, wie im Traum. Hier war weder Zeit noch Ziel. Kindheit und Alter flossen ineinander über. Arbeit und Müßiggang ließen sich nicht scheiden. Die Garben

waren nicht Frucht und nicht Streu. Für Korn und Mist benutzte man denselben Wagen. Es herrschte kein Gesetz. — Er sank auf die Stufe dieser Menschen zurück.

Der Jüngere stieg das Hügelland, von Trift zu Trift, stets höher empor. Jeder Abhang war von einer anderen Blume geziert. Im Geröll wuchs der rote Mohn. An den Quellen wucherte der blaue Rittersporn. Auf den Weiden strahlten die violetten Blütenbüschel der Genzianen. Das ganze Gelände war von lichtdurchfluteten Räumen überwölbt. — Alles das durchdrang der Geist des Jünglings mit überströmender Zärtlichkeit. Jedes Gefühl, das in ihm aufleuchtete, endete in etwas Sonnenhaftem. Empfindungen, an das Unfaßbare sich knüpfend, zogen ihn in einen märchenhaften Schlaf.

Wenn man das verborgen webende Aroma dieser höchsten Höhe dem Auge sichtbar machen könnte, indem man es mit einem Wunderstifte zeichnete, es tränkte mit den Silberquellen, es nährte mit den würzigen Kräften der Pflanzen und kleidete mit den Farben des wechselnden Himmels, so müßte das süßeste Weib entstehen.

Dies Wesen aber stand vor ihm, als er erwachte.

Und nun erzählt die Sage weiter von einer langen Zeit, während der sich die Dünste des Moores verdichteten und ihre Kreise immer höher um die Berge schlangen. Die Blumen welkten. Die Tiere fielen hin. Alle Menschen, welche die Sonne liebten und ihren Strahl nicht mehr erhaschen konnten, wurden von der Seuche weggerafft. In jenen aber, die den Sumpf bewohnten, die nie das Angesicht zum Licht erhoben hatten, erwachte eine sengende Lebenslust. Der ältere Bruder, der ihr Herr geworden war, führte sie zu scheußlichen Taten an. Wer zu ihm überging, blieb vom Tod verschont.

Der jüngere Bruder war der einzige Mensch, der standhaft blieb. Tag für Tag stieg er zur Höhe empor, um das Sonnenlicht zu trinken. Eines Abends aber, als er auf dem obersten Gipfel stand, umschlang das Nebelmeer auch ihn.

In der folgenden Nacht starb sein Weib. Da legte er sich hin, um auch zu enden.

Im Traume aber kam der Geist der Frau und sprach zu ihm: „Wenn du die Sonne sehen kannst, bist du gerettet."

„Wie kann ich denn die Sonne sehen, wenn sie die Wolken verhüllen?" fragte er.

„Ich habe für dich das Leben gelassen," fuhr sie fort, „und bin dadurch so rein geworden, daß ich den Geist der Sonne widerspiegeln darf."

Er schaute hin und sah ein lichtes Kind auf ihrem Arm.

„Male uns," sagte sie, „dann müssen alle Menschen, die uns sehen, gesunden."

Er wachte auf. Die Gefühle, die ihm der Traum eingeflößt hatte, waren so stark, daß sie sich seiner bemächtigten und seine Hand so führten, daß er die Farben mit göttlicher Sicherheit wählte und auf die weiße Fläche zauberte.

Jede Nacht erschien ihm die Gefährtin wieder. Als das Bildnis fertig war, nahm sie Abschied, indem sie zuletzt noch sagte: „Stell' es unter der Linde auf."

Er schützte es mit einem kleinen Dache und hing es in die Gabelung des Baumes. Alsbald kamen die Menschen herbei, schauten es an und wurden wieder heiter und hoffnungsvoll. Der Nebel drang nicht mehr in ihre Seelen ein. In dem Wipfel der Linde begann das Sonnenlicht zu spielen. In ihrem Schatten sproßte neues Leben auf.

Ringsherum wurden Hütten gebaut.



Christian Staun



Ernst Weiß

Und so entstand eine Stadt.

Nur aus dem Moore nahte sich kein Mensch. Der ältere Bruder, der dort unten herrschte, hielt alle zurück. Das Leben, das er spendete, schien herrlicher. Er wurde mehr als hundert Jahre alt. Als er endlich starb, glaubte niemand an seinen Tod. Und seine Macht dauerte fort.

Wenn ein Sumpfbewohner ausziehen wollte in eine freundlichere Gegend und des Morgens mit dem Bündel vor die Schwelle trat, so wuchs der Geist des Ahnherrn aus dem Boden und schwoll an, bis er als Riese vor ihm stand, der seine ungeheuren Arme über die Hütte breitete. Dann kam Mutlosigkeit in die Seele des Wanderers. Er kroch zu seinem Herd zurück.

HERMANN STEHR: DIE REISE NACH HILDESHEIM

Viel Zeit, und das blieb die schönste seines Lebens, zum Glück und auch zum Kummer, saß der kleine Amadeus neben seinem Vater im Schneidertisch. Wenn ihn der hereinhob, drückte er allemal einen Kuß auf seinen blonden Scheitel und seine Blicke lugten dann wohl eine Weile bewegt durch den Spalt des Jetzigen auf das, was gewesen war. Allein lange tauchte Eusebius nicht in die Schatten. Denn so ein Schneider bekommt überhaupt in seine Seele etwas von der Nadel, die er handhabt, so etwas scharf Entschlossenes, das wohl freilich bei manchen in komische Eitelkeit umschlägt. Und wie das spitze, glänzende Eisenlänzlein eilig und sicher aus wirren Haufen von Flecken ein gemessen ordentlich Kleid zusammenheftet, gelingt es vor allem dem Schneider, die bunten Zufälle seines Lebens zu einer wohlgeordneten Welt zu verwerten und um sich auszubreiten. Dem Christoph Eusebius glückte das noch

besser und das gerade darum, weil er eigentlich, mit Respekt zu sagen, nur Flickschneider war. Denn aus diesem Grunde brachte er sein Sinnen niemals ganz in seinem Werke unter. Mit dem Besten seiner Seele, während er mit überschlagenen Beinen bastelte, wandte und drehte er an seinem Leben herum, bis eine ganz außerordentliche Weltfahrt daraus geworden war, die ihm wohl gestattete, sich ihrer zu freuen.

Da erzählte er denn manchmal dem Amadeus davon. Am besten aufgelegt war er, wenn er auf seinen Hildesheimer Ritt zu sprechen kam. Dieser bildete überhaupt den Glanzpunkt seines Lebens.

Also sagte er:

In Berlin ist die Hauptstadt der Welt. Da gibt es so viele Menschen, daß sie auf der Gotteserde nicht Platz haben, und deswegen reisen wohl bei tausend fortwährend über die Dächer; andere fahren zum puren Vergnügen in tiefe Löcher hinein und kommen wohlbehalten auf der andern Seite wieder heraus. Dort wohnt auch der Kaiser, wenn er zu Hause bei seiner Kaiserin ist. Mehrenteils aber kutschiert er umher und hält die Welt imstande. Also sah ich ihn nicht, und weil sie damals die Hosen in Berlin gar so weit machten, gefiel mirs nicht lange und ich schnürte meinen Ranzen, um mir Frankreich anzusehen. Ging und ging. Endlich steht wieder eine solche Stadt vor mir, und die Glocken läuten so laut von den Türmen, daß man meinen konnte, alle Leute hingen an den Stricken und zögen aus Leibeskräften. Wie ich ein Weib frage, das so eilig läuft, als mache sie sich vor dem Lärm aus dem Staube, wie die gute Stadt mit dem starken Geläut heiße, so sagt sie: Hildesheim und rennt weiter. Aha, denk ich: Hildesheim, ein feiner Name! und gehe hinein und frage nach Arbeit. Bekam sie auch in einem schönen Hause bei einem Meister, der einen Bart wie Napoleon hatte. Das

aber ging mir im ersten Augenblick wider den Strich; denn denen der Bart quer wie eine Säge und lang wie ein Stemmeisen steht, die sind allemal auf des Teufels Seite gewachsen. War auch so. Denn kaum hatte ich mich hingesetzt, so zerbrachen mir drei Nadeln. Auf diese Art bekam ich gleich wieder Feierabend, denn Napoleon meinte, zum Nadelzerbrechen brauche er keinen Gesellen, dazu seien die Lehrjungen da. Deß war ich ganz zufrieden. Bei einem Schneider, der nicht genug Nadeln im Schube hat, steht der Gerichtsvollzieher schon hinter der Tür. Das halte aus, wer wolle, sagte ich und befand mich in einem Augenblicke auf der Straße. Da hatte ich, was ich haben wollte; auch fand ich nicht lange darnach die Straße, die nach Paris führt. Wie ich so geh und die Steine zähle, die am Graben hin stehen, und denke, wie viel Tausend wohl an mir vorbeirennen müssen, ehe ich die ersten roten Hosen sehen werde, macht's hinter mir: Trapp, trapp und wieder trapp, trapp. Ich drehe mich um. Da kommt ein lediges Pferd daher. Kein Mensch weit und breit zu sehen, und die Zugblätter schleift es auf der Straße. Ich lasse es ein wenig an mir vorbei, laufe ihm dann nach und ergreife ein Zugblatt. Da meint das Pferd, der Wagen sei hinter ihm und bleibt stehen. Es war ein Brauner und so gut gefüttert, daß ihm die Taler auf den Backen standen. Nun ich es klatsche, sieht es mich an und blinzt mit den Augen, als kenne es mich schon lange. Darum binde ich die Zugblätter herauf, führe es an einen Stein und schwinge mich auf den Rücken. Im nächsten Dorfe frägst du nach, wem er gehört, denke ich. Denn ich wußte wohl, daß der Herrgott keinem Handwerksburschen so mir nichts dir nichts einen spiegelblanken Braunen schenkt. Gehörte es niemandem, so wollte ich nach Frankreich reiten wie Blücher. Indessen laß ich mein Roß den Stecken kosten. Da wirft es die Erde

unter sich fort wie einen Pfefferkuchen, und die Bäume neben mir ducken sich förmlich, wenn ich vorbeisause. Das ging bis zum Abende, und ich fühlte weder Hunger noch Durst, denn wenn ich so rechts und links über das Feld sah, das sich langsam drehte wie ein bunter Mühlstein, war es mir nicht anders, als gehörte mir alles.

Endlich sah ich den ersten Stern über mein Mützenschild lugen. Häuser und Höfe hüpften vor mir auf und nieder und Leute stehen an den Türen und machen große Augen. Ich reiße mein Pferd an der Halfter, daß es Funken gibt, und ehe ich michs versehe, komme ich herunter. Als alles wieder in Ordnung ist, frage ich christlich nach dem Eigentümer meines wackeren Reisegenossen. Nicht lange, so stand ein Mann vor mir wie aus Bohlen und Balken zusammengeschlagen und sah mir fest ins Gesicht. Als er bemerkte, ein wie guter, handfester Kerl ich sei, schmunzelte er und reichte mir unter vielem Dank seine fette, große Hand und sagte, das Bräunlein gehöre ihm. In meiner Hand aber ließ er einen harten, blanken Mansfeldischen Taler zurück. Ich war mit dem Handel zufrieden, denn ein ehrlicher Taler ist besser als ein gestohlenes Pferd.

„Bist du denn nach Frankreich gekommen?“ fragte Amadeus, wenn Eusebius an dieser Stelle abbrach. Aber da sagte der Schneider weder ja noch nein, sondern fuhr fort: Das war ähnlich wie in Köln oder das lief auf dasselbe hinaus, wie ich in eines Schlächters Hof gelaufen, der halbwegs gen Hamburg steht. So blieb es unentschieden, ob Christoph Eusebius je Hamburg gesehen hatte. Für den kleinen Amadeus aber wurde der Name gemach wie ein großes, leuchtendes Tor, hinter dem alle Wunder leben, und sein Vater, der bald dort gewesen wäre, erschien ihm merkwürdiger als alle Menschen. Der Schneider ging also über dies Faktum, das sein Söhnlein solchergestalt aufregte, in der strengen Sachlichkeit eines weitgereisten Mannes bald zu einem neuen Aben-

teuer über, und während dem Büblein die goldenen Berge Frankreichs noch vor den Augen lagen, merkte es wohl an seines Vaters Nadel, dieser sei in Gedanken schon wieder fortgereist. Denn je nachdem Christoph Eusebius von dem Dom zu Köln, von den Salzbergwerken zu Halle, dem weiten Meer oder einem Walde, der gar kein Ende nahm, erzählte, führte er seine Nadel so oder so. Alle seine Wanderschaften nähte er in die Kleider, die ihm die Leute brachten. Das schlug nun manchmal durchaus nicht zu seinem Vorteil aus. Denn wenn er einem Bauer hinten in die Hosen den großen, ebenen Platz vor dem Berliner Königlichen Schloß genäht hatte, so wollte der freilich die überstarke Rundung nicht zugeben, die einem rechten Bauern dort von selbst wächst. Und wenn der Landmann dennoch seinen Willen durchsetzte und, die Beine spreizend, in die Knie fiel, mußte der König von Preußen eben nachgeben und seinen schönen Platz in Fetzen gehen lassen. Nicht viel besser ging es mit anderen Abenteuern aus, die der Mandel Schneider in ander Leuts Sachen unterbrachte, und sein Ruf nahm eher ab als zu. Doch gab es immer noch genug Menschen, denen er zu Dank arbeitete. Seine Nadel spießte Pfennig auf Pfennig aus den Taschen der Kunden, erwarb Balken um Balken seines Hauses, brachte ihn recht und schlecht durchs Leben und gab ihm reichlich Gelegenheit, seines Söhnleins Seele mit bunten seltsamen Geschichten und Träumen zu füllen.

SIEGFRIED TREBITSCH:
DER TOD UND DIE LIEBE. NOVELLE.

In seinem schönen Landhaus am Seeufer — dort, wo der Wald herabzusteigen und die Häuser vor dem Wasser in Schutz zu nehmen scheint — lag ein junger Mann

krank danieder, ohne daß die Ärzte Ursache und Namen seines Leidens angeben konnten. Sie untersuchten ihn täglich und gingen immer wieder kopfschüttelnd, denn kaum glaubten sie, einmal dem Übel auf der Spur zu sein und die Zeichen der Krankheit zu begreifen, so veränderten sich diese. Es kam dazu, daß der Kranke ungeduldig zu werden begann und darauf verfiel, seine Ärzte irrezuführen. Absichtlich beantwortete er ihre Fragen unaufrichtig, schilderte Wahrnehmungen, die er nicht gemacht hatte, und die Ratlosigkeit der weisen Herren wurde ihm auf diese Weise fast zu einer Art Zerstreuung. Inzwischen aber besserte sich sein Zustand in nichts. Er litt nicht eigentlich Schmerzen, ja manchmal, gerade wenn die Doktoren ihre bedenklichsten Gesichter machten und er recht bleich dalag, war ihm auf eine sonderbare Art wohl. Nur eine tiefe Müdigkeit zehrte fortwährend an ihm, eine dumpfe Schwere hielt ihn in den Kissen zurück, wenn er sich erheben wollte, und zuweilen gaukelte der Kreislauf seines Blutes ihm vor, er treibe auf einem Strom, mit dessen dunkel gefärbten Wogen er sich vermengte und sein Leben hinströmte in das Meer, in das der Fluß sich ergießen würde, der ihn trug.

Der bleiche fahle Schatten jedoch, der, nur für den Kranken sichtbar, am Rande des Bettes kauerte, das war wohl der Tod. Aber er blieb nicht allein: eine Mädchengestalt saß neben ihm und rang mit ihm einen stummen verzweifelten Kampf um das Opfer. Sie verließ ihn nie und entfernte sich nur, wenn Besucher sich meldeten oder die Ärzte nahten. Der kranke Mann aber sah nur das Mädchen; nicht bloß mit den zwei körperlichen Augen, die Wohlgefallen an ihr hatten und sich an dem Anblick der schönen Gefährtin labten, sondern auch mit den glühenden Augen seiner Seele. Den Tod — den sah er nicht. Seine Anwesenheit wurde ihm nur

dunkel fühlbar, zuweilen, wenn plötzliche Schmerzen ihn taumeln machten und verwirrten, ohne daß sein Bewußtsein ihn gänzlich verließ, oder wenn er sie aus den Zügen der Geliebten las, die manchmal entsetzt von ihm abirrten und ins Leere starrten.

Die Augen der Liebe stießen sich an dieser glasharten, zähen Leere wie an einem feindlichen Gegenstand. Dann seufzte der Kranke tief und sehnsuchtsvoll. Schnell wendeten die Liebesblicke sich ihm wieder zu und warfen ein schützendes Netz über ihn hin. Diese fürsorgende Liebe machte den Siechen gefügig und scheuchte die Verzweiflung fort. Nur eines konnte die Liebe nicht bannen: die Gefahr. Auch gegen das Leiden selbst war Liebe kein Mittel. Das blieb geheimnisvoll namenlos und ließ sich nicht fassen trotz der unermüdlichen Versuche der gelehrten Männer, die gerufen und ungerufen sich immer wieder an das Krankenlager drängten. Die einen, weil die reiche Entlohnung, die andern, weil die Wissenschaft sie lockte.

Eines Abends, als die Ärzte wieder einmal ratlos waren und kopfschüttelnd die fiebrigen Worte der Sehnsucht hörten, die der Kranke seiner Liebe darbrachte — sie begriffen nicht, wie aus der Bedrängnis der Schmerzen und des Siechtums ein so starkes Gefühl immer wieder hervorbrechen konnte — klopfte es an die Tür. Man öffnete. Ein Wanderer stand da und begehrte Aufnahme in den Rat der Ratlosen. Als die seinen Namen hörten, schüttelten sie die Köpfe und sahen einander bedeutungsvoll an. Der Mann, der sich in ihren Kreis drängte, war ihnen als Quacksalber und als ein Beschwörer berüchtigt und bekannt. Seine von aller Wissenschaft abgekehrten Weissagungen und Auslegungen hatten schon manches Unheil angerichtet, und sie erwogen, ob es zulässig sei, den Kranken durch einen solchen Gaukler beunruhigen zu lassen. Der unge-

duldige Patient aber suchte eine Zerstreuung und Ablenkung, denn die Stunden waren ihm endlos lang geworden, und auch die Gespräche der Liebe begannen ihn zu ermüden. Mit der Geduld, die das lange Siechtum aufgezehrt hatte, war auch jeder Glaube und jede Hoffnung entschwunden. Er horchte auf. Die Ärzte berieten noch immer, ob sie den Ankömmling in ihren Rat aufnehmen sollten. Schnell waren sie einig, es nicht zu tun. Hohn und Haß lag in ihren Worten und darunter die Qual eines unfreiwilligen, knirschenden Respektes. Der Kranke hörte den einen Arzt flüstern: „Der Giftmischer soll nicht über die Schwelle, er würde den Kranken toll machen mit seinem sechsten Sinn." Da lachten die andern höhnisch und nickten zustimmend. Schon wendete einer sich nach der Tür, um den Fremden abzuweisen, als der Kranke den Mund auftat und rief: „Der Mann soll kommen." Bestürzt wendeten sich die Ärzte um. Als alles still blieb, wiederholte er: „Der Mann soll kommen, ich warte auf ihn, seit ich daniederliege. Er soll endlich eintreten." Seine Wangen färbten sich rot, die Augenlider gingen auf, und während die Ärzte zögernd dastanden, rief sein Mund noch einmal, ungeduldiger, lauter und gebieterischer nach dem Fremden, so daß die Ärzte über die Kraft seiner Sprache staunten. Sie wichen betroffen und verletzt zurück, während ein Diener den Willen seines Herrn überbrachte und den Harrenden eintreten ließ.

Der neue Ankömmling begrüßte lächelnd den gelehrten Kreis und so wie einer, der mit allen seit langer Zeit vertraut ist. Er sah so aus, daß er gut zu ihnen paßte, nur seine brillenlosen Augen waren von einer großen, erfrischenden Tiefe. Er sah den Kranken lange forschend an und blickte gesammelt in seine unsteten Fieberaugen. Es folgte ein langes Schweigen, während die beiden Männer sich immerzu ansahen. Die Blicke

des Leidenden forschten nach der Sendung des Fremden, und wenn sie zuerst bald herausfordernd, bald mißtrauend, bald überlegen den Inhalt des eigenen Wesens verbargen, so war doch die tiefe, dunkle und überzeugende Frage im Auge des Besuchers so mächtig durch ihr Wohlwollen und die sichtbare Kraft ihrer Milde, daß der Kranke den ängstlich gehüteten inneren Besitz widerstandslos auslieferte. Er lag vor dem gütigen Späherauge hüllenloser da als der leidende Leib.

Die Prüfung war beendet. Der Wand zugekehrt, ruhte ein stöhnender Mensch und atmete schnell. Sein Gast kehrte sich den Kollegen zu, die sich räusperten und viele Zeichen der Ungeduld gaben.

„Meine Herren," sagte er, „auch ich kenne die Gefahr, in der euer Schützling schwebt, und sehe die Drohung des nahen Todes, dem ihr ihn entreißen wollt. Ja, meine Herren, der Tod sitzt auf dem Gesims dieses Hauses und läßt sich wohl auf den Rand dieses Bettes nieder, um mit euch zu kämpfen und euch zu besiegen. Aber ich sage euch, nicht der Körper ist es, den er zerstören will. Gerne überläßt er ihn euch und euren Künsten. Er will etwas töten, wofür die Genesung des Leibes der Preis ist. Das trachtet zu finden und ihm gutwillig auszuliefern, denn er ist doch der Stärkere. Mehr weiß ich nicht. Wenn die Tore der Stadt hinter mir liegen und ich im Abenddunkel über die glühenden Gelände wandere, suchen mich Ahnungen heim, die ich jetzt noch nicht kenne. Doch ihr werdet fern sein und nicht hören und weitertragen können, was mein Mund dann zu sprechen fähig wäre. Nun sucht und helft euch selbst." — „Das wollen wir!" riefen sie dem Manne höhnisch zu, der sich abwandte, um zu gehen; „und Euer ödes Gerede soll uns dabei nicht hinderlich sein."

Der Kranke aber, der dem Sprecher immer atemloser

gelauscht hatte, während dieser leise jedes Wort abwog und ihm den Rücken kehrte, richtete sich mühelos auf, zur Verwunderung der Ärzte, die ihn anstarrten wie ein Gespenst. Er streckte die blasse, schmale Hand nach dem Fremden aus und rief: „Leb wohl, mein Freund!" Der so Angerufene wandte sich noch einmal um, drückte die dargebotene Rechte und sah in die feuchten Augen, die mit neuem Ausdruck von ihm Abschied nahmen. „Leb wohl, mein Freund," klang es noch einmal, beinahe zärtlich, dann sank der Kranke zurück, und während der Unbekannte die Schwelle überschritt, folgten ihm suchende Augen und blieben auf die Tür gerichtet, durch die er gegangen war. Dann fielen sie zu, und die Lider schlossen sich zu tiefem Schlummer. Die Ärzte traten an ihn heran und betrachteten den Schläfer mit leisem Mißtrauen. So tief und fest hatte er noch nicht geschlafen seit dem Beginn seiner Krankheit. Sie sahen einander an. In ihren Blicken standen tausend Fragen und die Neugier, den Mann nach seinem Erwachen wiederzusehen. Wie Knechte, die ein hoher Herr davongejagt hat, schlichen sie hinaus.

Der Schläfer blieb nicht allein. Ein Kleid rauschte, vorsichtig lugte aus dem Nebenraum das Mädchen. Ihre Züge waren übernächtig, ihre nachtwachen Augen brannten. Sie nahm ihren Platz wieder ein am Fußende des Bettes, an dem sie so viele Nächte gesessen hatte. Betroffen erkannte sie den tiefen Schlaf, in den der betreute Mann gefallen war, und staunte über den Frieden, der die schmerzverzerrten Züge plötzlich glättete. Sie staunte auch über die Tiefe des Schlafes, denn seit Monden war der Liebste immer erwacht, sobald sie sich bei ihm niederließ. Er sagte stets, daß er nicht geschlafen, sondern mit geschlossenen Lidern auf sie gewartet habe. Jetzt schlief er wirklich, tief und fest wie ein Gesunder. Da ließ etwas in ihr nach. Wie ein ge-

spannter Bogen nachläßt und wieder zum Stab wird. Zum erstenmal war sie mit dem Manne allein wie mit einem Toten, mit ihm und doch ohne ihn. Sie war unbeobachtet, und ihre Augen nahmen einen neuen Ausdruck an, als sie auf dem Schläfer ruhten. Die Angst und Sorge um ihn war erloschen und wich einer anderen zornigen Bangigkeit, die dem eigenen Leben, den eigenen Wünschen und der eigenen Zukunft galt. Ja, aus ihren Tiefen zuckte ein Gefühl der Erbitterung, ein leiser und feiner Haß auf, doch sie erkannte ihn nur an dem jähen, grellen Widerschein, der wie ein Blitz über die Züge des Schlafenden irrte. Eine plötzliche Zärtlichkeit verdrängte schnell, was da so drohend aufzüngelte, und warf einen aus den Tränen vieler durchweinter Nächte gewobenen feuchten Schleier um sie. Der Kopf des Mädchens sank nieder, und ihre müden Blicke starrten in den Schoß. Ein tiefer Seufzer hob die halbentblößte Brust, die Hände streckten sich wie zur Abwehr aus und wollten einem unfaßbaren Gefühl den Eintritt in die Seele weigern.

Mit einem Male war dem Mädchen, als wünsche es, daß der Geliebte vollkommen genesen zu neuer Liebeskraft aus diesem Schlummer erwachen möge, oder daß seine Augen unter den schweren Lidern einsänken und brächen, vom Tode ausgelöscht und zerdrückt. Der Schlafende stöhnte. Da erbebte das Mädchen und starrte ihn an, als erwachte es selbst aus wüstem Traum. Nun schlug er die Augen auf. Der bleischwere Schlummer hatte die Krankheitserlebnisse der letzten Stunden in weite Ferne gerückt und mit jener blassen Bewußtseinsschicht überzogen, die sonst nur die Träume haben. Er lächelte, räusperte sich ein wenig und sagte zu der noch immer Sprachlosen, die ihm, um sich selbst zu beruhigen, mit der Hand durch das Haar strich: „Seit dem Beginn meiner Krankheit habe ich eben zum ersten-

mal geträumt.“ „Erzähl’ mir den Traum doch!“ sprach die Pflegerin und sah dem Wachen ins Antlitz. Da lächelte der Mann und schüttelte den Kopf: „Wenn ich das könnte! Der Traum ist so weit und unantastbar für Worte. Ich habe ihn vergessen. Doch ich war müde, und er hat mich gestärkt. Wir wollen ihn segnen.“ So sprechend, senkte er die Blicke auf die Decke, einer heimlichen Freude voll. Er fühlte, daß er ein Geheimnis hatte und sich ängstlich bemühte, es auch ihr nicht auszuliefern, denn nach innen leuchtete es mit seltsam stärkender Wärme und Kraft. Seine müden, schlanken Finger erwiderten die Zärtlichkeit, die sein Haupthaar empfing, und wühlten sich in die reichen, blonden Flechten ein, deren Gold seine Arme überrieselte.

Doch wie geschah ihm da? Mit dieser Berührung durchzuckte ihn ein Schmerz in der Herzgegend und erfüllte ihn augenblicklich mit einer tiefen Schwäche und Todesnähe. Das Mädchen erschrak und wich zurück in die Mitte des Zimmers, von wo aus sie den Liebsten lauernd beobachtete. Wie ein jäher Sonnenstrahl, dessen Lichtquellen man nicht sieht, das dunkelste Gewölk im Nu zu erhellen und fortzuschieben vermag, so hatte sein Schlaf scheinbar die Krankheit beiseite geschoben und verbannt. Nun fiel sie wieder über ihn her und wütete wie ein zorniger Dämon.

Da erklang mit einem Mal ein Ton, so leise und fein wie das Singen einer Stimmgabel. „Horch!“ rief das Mädchen und führte die Hand an das Ohr. „Ich höre nichts,“ stöhnte der Kranke und wischte sich mit dem Arm die Schweißtropfen von der Stirn. Das Mädchen lauschte, atemlos, denn der Ton war zu einem süßen Liede angewachsen, dessen Singen zu ihr drang und sie tief bewegte. Rasch steckte sie sich die Haare zusammen, als müßte sie sich bereitmachen, um einem zu folgen, der sie rief. „Hörst du noch immer nicht,“ schrie sie

fast und eilte an das Bett. Er schüttelte den Kopf und wehrte die Heftigkeit, die ihn bedrängte, ungeduldig ab. Das Lied aber wuchs und erfüllte den ganzen Raum mit seinem Wohlklang. Wie ein Wasser, das steigt und steigt, bis es über die Ufer tritt, so stieg das Lied auf den bewegten Wellen der Krankenzimmerluft empor und hüllte das Mädchen ein. Verzückt stand sie da. Ein seliges Lächeln umspielte ihre Züge und tauchte ihr Wesen tief in den Traum dieser unfaßbaren Stunde. Ihr war, als würde ihr jede Sorge, ihr Leid und ihr Schmerz um den Geliebten zu einem Lied, als ströme alles hinüber in die süßen Klänge, die sie berauschten und umgarnten. Ihre bleichen Wangen röteten sich, und jeden neuen Ton grüßte ihre Sehnsucht. Da plötzlich sank eine tiefe Traurigkeit über ihr Antlitz. Das Lied entfernte sich und lockte nur noch verhauchend und leise. Ihr war, als zöge es sie nach und als wollte es entschweben wie ein flüchtiges Glück. Da warf sie ihren Mantel um die bloßen Schultern und eilte zur Tür, wie um die Flucht des Liedes zu verhindern. Plötzlich schwollen die Töne noch einmal mächtig an und prägten sich ein, aber nur, um noch leiser zu werden und hinzusterben. Jetzt hielt sie nichts mehr. Sie riß die Tür auf und eilte verzweifelt dem Liede nach, das sofort wieder trostreich und stärkend erklang und ihr damit den Weg wies, der sie von der Krankenstube weg in die Weite führte, bis sie sich im Abendnebel bei den Erlensträuchern verlor und, mit den verklingenden Tönen gleichsam verschmolzen, dahinströmte in die dämmernde Nacht. Sie hatte keinen Abschied genommen. Der Freund sah sie nicht, denn er lag, der Wand zugekehrt, reglos wie immer nach einem Krampf.

Als die Ärzte am nächsten Morgen in das Krankenzimmer traten, war ihr Staunen groß. Das war nicht mehr die Beute der Schmerzen, das gestellte Wild, das

war ein Mensch und saß aufrecht, nachlässig in die Kissen gestützt, und reichte den Herren die Hand, die nicht mehr bebte. Sie machten sich über ihn her, fühlten ihm den Puls, beklopften ihn, drehten und wendeten ihn, als gälte es, ihn zuzubereiten wie ein Gericht. Doch sie fanden nichts mehr, keines der Zeichen, das sie suchten. Die Stimme des Genesenden erschreckte sie. Es war eine harte Stimme, geborstener Töne voll; sie brach jedes unwillkommene Wort entzwei und warf es beiseite. Klar, abweisend und kalt blickten die Augen, die so lange in Fieberfeuchte getaucht waren. Mit keinem Wort erwähnte er den Verlust, den er erlitten. Die Bestürzung in allen Gesichtern, die so schwer und widerwillig der Freude über die gebannte Gefahr Platz machte, erregte seinen Hohn. Die Herren sahen, daß sie überflüssig geworden, und erkannten schnell, daß eine unaufhaltsame Genesung auf dem Wege war und ihre ohnmächtigen Künste verdrängte. Sie nahmen Abschied, verlegene Worte der Freude stammelnd, die ihre Überraschung nur schlecht verhehlten.

Der Patient blieb allein zurück. Er streckte und reckte sich wie nach einer gut durchschlafenen Nacht und schüttelte ungläubig den Kopf. War er überhaupt krank gewesen? Um sich's zu beantworten, sprang er aus dem Bett. Schwindelfrei stand er da und sog die frische Seeluft ein, die durch das geöffnete Fenster strömte. Arme und Beine knirschten und knackten in den Gelenken. Ihm war, als sei er gepanzert und als erhöhten Eisenschienen die Kraft seiner Glieder. Er fühlte, daß ein stählerner Nacken ihm den Kopf emporhob und den Rücken höhlte. Ausgelöscht war jede Erinnerung, jede Sehnsucht zu Asche verbrannt. Befreit stand er da. Leer und gesund. Unbeschwert von Träumen, die ihn zerwühlten und deren Ahnungen ihn warnten, blickte er in eine neue Welt.

Das Mädchen, das er geliebt und das so hingebungsvoll und tapfer mit seiner Krankheit gerungen hatte, es fehlte ihm nicht, ja er wußte nichts von ihr, wie man von einer Speise nichts mehr weiß, die man einmal als ein Hungernder verzehrt hat. Seine neu erwachten Gedanken kehrten sich dem Leben zu, wie eine Armee wohlgeschulter Soldaten sich kampfbereit einem ungeduldig erwarteten, noch unsichtbaren Feinde zukehrt. Alle Menschen, die er kannte, traten vor sein inneres Auge, Männer und Frauen. Doch keinem der Wesen eilte ein Gefühl entgegen, kalt und fremd waren ihm alle und sollten es bleiben. Kein Mensch und kein Ding war von einer Liebe umgeben, und er war doch einer, der um Liebe gelitten hatte und dem Leben und Lieben eins gewesen.

Er trat hinaus auf den Altan und sah, daß der Frühling mit allen seinen Blüten und der ganzen werbenden Pracht seiner Verheißung ihn umfing. In den Tagen seiner Jugend war er zu solcher Zeit in Helm und Harnisch hinausgestürmt, die Kämpfe des Lebens zu bestehen und sich trunken zu machen durch die erhabensten Gefühle. Kalte Augen blickten heute in die Blütenluft, fremd und hart sah er in die lachende Welt. Sie lockte nicht mehr, und sie drohte nicht mehr. Er war gesund. Ein Geschöpf in der Schöpfung. Nichts sonst. Er beugte sich über den Balkon und bemerkte im Schatten eines Lindenbaumes einen alten, gebückten Mann, der sein Ränzel schnürte und den an dem Baumstamm lehnenden Wanderstab ergriff. Eben wendete er den Kopf und erblickte den Genesenen. Da erkannte dieser den fremden Arzt.

Der nickte ihm nun zu und rief hinauf: „Was für ein schönes Grab ist dein Herz! Du bist jetzt gesund, weil du gestorben bist. Leb' wohl!"

Betroffen wich der Lauschende zurück. Und von

ganz ferne grüßte ihn eine Sehnsucht nach den überstandenen Leiden seiner Jugend. Aber es war nur ein flüchtiger Gruß ......

JAKOB WASSERMANN: EHE

Agathe stammte aus einer angesehenen Adelsfamilie, die im Nassauischen begütert war. Ihr Vater hatte lange Zeit in Frankreich gelebt, hatte dann in Deutschland tätigen Anteil an der Revolution genommen und war in den Märztagen durch einen unglücklichen Schuß getötet worden. Sie war die jüngste unter sieben Schwestern, die man wegen ihrer Schönheit die Plejaden nannte. Ihren Gatten hatte sie bei einem Hofball in Darmstadt kennen gelernt, Sylvester stand damals im achtundzwanzigsten Lebensjahr. Er hatte nicht die Absicht, zu heiraten. Er hatte ein Vorurteil gegen die Ehe, das ihm berechtigt schien, weil es durch vielfache Erfahrung und mancherlei Einblick in das Eheleben anderer Menschen erzeugt und erhärtet worden war. Er wollte seine Freiheit nicht verlieren; er hatte Angst davor, an ein Haus, an eine Stube, an einen Tisch gefesselt zu werden; er wünschte nicht, seine Selbstbestimmung einzubüßen; er trug kein Verlangen nach Familienfrieden und ungestörter Idylle, er war zu sehr an die Aufregungen des Ungefährs, an die Zufälle und Abenteuerlichkeiten des Umherschweifens gewöhnt. Er hatte viel von der Welt gesehen, aber doch nicht genug, die Lockrufe in ihm waren noch nicht verstummt. Dies alles sagte er Agathe. Er sagte ihr, daß er nicht für sich bürgen könne.

Allein Agathe wußte ihn zu überzeugen, daß eine gemeinschaftliche Existenz mit ihr zu seinem Glück ausschlagen werde, und je länger er sie kannte, je mehr

war er geneigt, ihr zu glauben. Er nahm eine Art von Tatkraft in ihr wahr, die er noch an keinem menschlichen Wesen bemerkt hatte. Es war die Tatkraft gewisser Pflanzen, die aus zartesten Anfängen zu einer unwiderstehlichen Gewalt emporwachsen, mit der sie Abgründe überbrücken und Felsen zerreißen. Dieser nicht zu beirrende Wille machte ihn zum Untertan Agathes, ohne daß er es wußte. Er bewunderte sie, ohne es zu wissen. Sie konnte ihn einfach rauben, denn der Widerstand, den er ihrer Liebe entgegensetzte, hatte seine Quelle in einer sonderbaren Furcht vor ihr, Furcht vor ihrer Entschlossenheit, vor ihrem Mut, ihrer naiven Leidenschaft und dem stürmischen Tempo, in dem sich ihr Geist und ihr Herz bewegten, lauter Dinge, denen er sich nicht gewachsen fühlte. Er war nicht stark in Handlungen, nicht einmal in Überlegungen, nur seine Eindrücke waren von großer Tiefe und Unvergeßlichkeit. Sie liebte ihn mit dem ganzen Ungestüm ihrer Natur. Er ließ sich von ihr lieben, und an diesem Punkt begann seine Schuld. Obwohl er ihre Liebe erwiderte, gab er sie nicht freiwillig her, sondern er gewöhnte sich so daran, sein Gefühl erobern zu lassen, daß er völlig passiv wurde und jeden Zoll zu bezahlen versäumte. Sie verlebten glückliche und reine Tage, aber Agathe bemerkte nicht, daß sie ihrem Mann bequem wurde. Sie schien ihm zur Gefährtin auserlesen, ja er sah in ihr das Wunder einer Gefährtin, aber mit der Zeit wurde ihm dies selbstverständlich. Sie ließ ihm nichts zu erraten übrig, sie enthüllte sich in jedem Augenblick, und in jedem Augenblick ohne Rückhalt und ohne Vorbehalt. Wäre sie nicht so reich erschaffen worden, in seiner Nähe hätte sie bald verarmen müssen, denn alles, was in ihm schenken und bauen konnte, wurde ihr gegenüber stumm und lustlos. Trotzdem war ihm ihre Gesellschaft unentbehrlich, die Jahre

gingen hin, die aufwachsende und zum Menschen werdende Silvia kettete sie noch fester aneinander, bis eines Tages eine Unruhe in Sylvester erwachte, über die er sich lange keine Rechenschaft geben konnte.

An einem Morgen fing es an, als er in ihr Schlafzimmer trat. Agathe saß vor dem Spiegel und frisierte sich. Dieses Schauspiel habe ich schon viele tausendmal gesehen, zuckte es Sylvester durch den Kopf. Agathe begann von Wirtschaftssorgen zu sprechen, und er hörte nicht den Sinn ihrer Worte, sondern nur den Klang ihrer Stimme. Und irgend etwas in dieser Stimme, sei es der bekannte Tonfall, sei es die bekannte Folge der Worte, erbitterte ihn in einer höchst ungerechten und sein eigenes Gefühl beleidigenden Weise. Er wartete, welche Bewegung sie machen würde, und riet im stillen, daß sie den Kopf an einer genau von ihm bestimmten Stelle fassen und auf die linke Hand stützen würde. Es geschah so, und seine Erbitterung verwandelte sich in Widerwillen. Er sah ihre auf den Stühlen liegenden Kleider, die Schuhe, Bänder und Wäschestücke, und jeder einzelne dieser Gegenstände vermehrte seinen unheimlichen Haß. Die Decke ihres Bettes war zurückgeschlagen, und der Geruch des Frauenkörpers, der dem Linnen zu entströmen schien, erweckte keine Begierde oder Zärtlichkeit mehr in ihm.

Von jener Stunde an wuchsen Unlust und Unzufriedenheit beständig in seinem Innern. Daß sie darunter litt, blieb ihm nicht verborgen, und er freute sich dessen; ihm war, als müsse er Rache an ihr üben, ihm war, als hätte er durch Agathe seine Jugend verloren, als wäre sie die Diebin seiner Illusionen und seiner Hoffnungen. Die zehn Jahre, die er an ihrer Seite verbracht, erschienen ihm wie ebenso viele Jahre der Verbannung und der Kerkerhaft. Eine schreck-

liche Angst vor dem Altwerden packte ihn, und der Spiegel wurde ihm zum Zeugen der Zerstörung. Der Anblick der Furchen auf seiner Stirn und der Unebenheiten seiner Wangen verfinsterte seinen Geist, und oft, wenn er über den Vernichter grübelte, der so tückisch unter der Epidermis wühlte, über dies langsame Hinschwinden und Niederbrennen, erfaßte ihn eine quälende, aber in ihrem innersten Kern beglückende Sehnsucht, die er anfangs nicht zu betäuben versuchte.

Eines Nachmittags saß Agathe mit der kleinen Frau des Inspektors zusammen. Sie schwatzten über Frauensachen, Sylvester hatte am Tisch Platz genommen und las in einem Buch; bisweilen blickte er zu den beiden hinüber und da bemerkte er, daß die kleine Inspektorin ebensooft einen raschen, erkundenden Blick auf ihn warf. Er beobachtete sie schärfer, und sie spürte es sofort, denn sie versteckte die Füße unter dem Kleid, und Schultern und Arme zeigten jene koketten halben Bewegungen, die zu gefallen berechnet sind. Es lag darin etwas Belebendes für Sylvester. Die sinnliche Strömung, die zwischen ihm und dem fremden Weib entstanden war, machte ihn feurig und froh. Er erhob sich und ging an den Frauen vorüber, und er tat es nur deshalb, damit er im Vorübergehen mit seinem Ärmel das Gewand der Inspektorin streifen konnte; in der Sekunde, in der es geschah, glaubte er sie zu besitzen; in derselben Sekunde wurde ihm auch bewußt, daß er fort mußte, fort von Agathe und dem Kind, daß er dadurch seinen Untergang vielleicht herbeiführen würde, daß aber sein Bleiben diesen Untergang nicht verhüten könne. Er stellte sich dann hinter Agathes Stuhl, Agathe schaute zu ihm empor, und sie lächelte vergnügt, weil sie ihn lächeln sah. Aber sein Lächeln galt nicht ihr, es galt der andern, die auch zu ihm aufblickte. Und obwohl ihm Agathes Züge vertraut

und angenehm vertraut waren, da ihre Art zu sprechen, zu denken, zu lachen, zu weinen ihnen die ihm allein enträtselbaren charakteristischen Formen verliehen hatte, obwohl ihr Antlitz ihm wie ein Gefäß voll zarter und heiliger Erlebnisse war, die sein Dasein verändert und verschönert hatten, hingen seine Gedanken und Empfindungen doch an dem gewöhnlichen und leeren Gesicht der Fremden, die nichts weiter als hübsch war, hübsch, jugendlich und unbekannt.

Er hatte danach die Inspektorin weder gesprochen, noch hatte er das flüchtige Spiel zum zweitenmal anzufangen versucht. Aber er hatte sich selbst begriffen. Er sah ein Gleichnis für seine Not. Jemand will eine Reise antreten; auf dem Weg zum Bahnhof begegnet ihm ein Freund, der ihm die Reise dringend widerrät; die Gesellschaft des Freundes entzückt ihn, sie verbringen Tage, Wochen, Jahre miteinander, endlich aber schlägt dem Zurückgehaltenen das Gewissen; war es gleich kein bestimmter Auftrag, der ihn einst zu der Reise veranlaßt, so war es doch sein innerer Trieb; ihm ist, als sei er sich selber ungehorsam gewesen, als habe er sich selbst betrogen; ihn peinigt der Gedanke an die Schönheit der Landschaften, die er nicht gesehen hat, an die Möglichkeiten und Aussichten, die ihm entgangen sind, und mag sein gegenwärtiges Glück noch so groß sein, das Gefühl des unwiederbringlichen Verlustes wird ihn nicht zur Ruhe kommen lassen.

Sylvester wollte noch einmal frei sein. Weiß ich denn, an welchem Tag sich die Pforte hinter mir schließen wird? fragte er sich. Weiß ich denn, was mich hinschleudern, kraftlos, wunschlos, müde machen wird? Ihm tauchten Bilder auf von mannigfacher Lockung. Es riefen ihn Stimmen von allen Seiten. Er wollte leben, ohne Ziel und ohne Maß leben. Nicht der Luxus der Städte, nicht Feste und Geselligkeit

zogen ihn hin; es kam wie von einem Traum. Ergreifen und ergriffenwerden waren Worte, vor denen er wie vor einem Urwald stand. Wenn er an die unendlichen Gestaltungen des Lebens dachte, überlief ihn ein Schauer, den er seit seiner Jugend nicht mehr verspürt hatte. Er taumelte dahin und suchte Platz. Die Vielzahl der Wege berückte seine Augen. Eine wechselvolle Erwartung stürmte wie Brandung in ihm. Es mußten nicht nur lächelnde Gesichter sein, auch Tränen zu sehen war er bereit. Schon ahnte er, wie sein Herz verstrickt wurde; noch ist es nicht zu spät, sagte er sich, noch ist der wunderbare Magnetismus in mir, den ich verloren zu haben gefürchtet. Und darauf eben kam es an Dies war zu erproben. Seine Seele war erfüllt von einer Schar bunter Genien; wenn er im Walde ging oder einsam lag und vor sich hinsann, gewahrte er Frauen und Mädchen mit schönen Augen und schönen Haaren; sie warteten auf ihn; jede war in einer stillbeschlossenen Bewegung; jede beglückte ihn durch ihre eigentümliche Weise, zu sein. Aber auch die Wirklichkeit hatte einen neuen Zauber für ihn gewonnen: eine, die am Brunnen stand und Wasser schöpfte; eine, die am Fenster ihrer Kammer saß und zum Mond emporschaute; eine, die hinterm Zaun auf ihren Geliebten wartete; eine, die verschleiert in einem Wagen zur Kirche fuhr; eine, die vor seinem Blick errötete und sich dann niederbeugte, um ihr Schuhband zu knüpfen. Jede hatte ihr Geheimnis; die Augen einer jeden Frau waren geheimnisvoll; er liebte ihre Augen bis zum Schmerz; jedes Auge war ihm eine unerforschte Welt; dies war das Göttliche, das Geisterhafte; aber das Sinnliche, das Nahe waren ihre Hände, sanfte, stolze Wesen für sich, sonderbar entkleidet, herrlich gegliedert, unbewußt die gehütetsten Regungen verratend.

Sein Herz verschmachtete nach Zärtlichkeit, denn es war ihm klar geworden, daß er die Leidenschaft nicht kannte. Er hatte geliebt, oft und heftig; er hatte als junger Mann vieles Ungewöhnliche erlebt an Begegnungen, an Hingabe, manche Stunde der Gnade und der Lust, manche Wochen des Rausches, manche Nacht jener halb gern gelittenen Leiden, die traurig und erfahren machen, aber ein Gefühl, das alles bisherige Leben tötet und ein neues dafür schafft, das auflöst und sammelt in einem Atem, von dem jeder zu wissen scheint und zu welchem doch nur Gottes Lieblinge erwählt werden, das kannte er nicht. Er wollte es kennen lernen. Und wenn er heimkehren mußte, ohne es gefunden zu haben, dann wußte er wenigstens, daß es ein solches Gefühl für ihn nicht gab.

ERNST WEISS: BEGEGNUNG

Doktor Erik Gyldendal ging jetzt langsam die Prater-Hauptallee hinab; es war gegen halb sechs Uhr abends. Er liebte es, anderen Leuten beim Tanzen zuzusehen und konnte stundenlang beim „Prochaska", oder bei der Wirtschaft „Zum Vater Radetzky" stehen und den böhmischen Köchinnen, den Wiener Stubenmädchen und den slowakischen Bauerntöchtern zusehen, wie sie mit Soldaten der verschiedenen Regimenter Polka, Walzer und die „Beseda" tanzten. Das war etwas, was seine Kusine nicht verstehen konnte. Wenn ihr Bruder (zur Zeit, als er beim Train diente) mit seinem Verhältnis in die Praterbuden tanzen ging, weil an Wochentagen in Wien sonst nirgends getanzt wird und er sich an Sonntagen der Familie widmen mußte, so bewunderte sie ihn (wie alle jungen Mädchen ihre Brüder, solange sie „Einjährige" sind) — aber da-

stehen, ganz in den Staub eingehüllt, den die schweren Stiefel aufwirbelten, bis in die feinsten Fibern erschüttert von dem Dröhnen und Zittern des Fußbodens, — das erschien ihr im höchsten Grade häßlich und unästhetisch.

Aber die Leute kamen erst um sieben Uhr in die Tanzbuden (nach Ladenschluß und nach der Befehlsausgabe) — Gyldendal hatte also noch Zeit. Er kehrte um. Seit drei Nächten hatte er nicht geschlafen; das sah man ihm an, wenn er seine hünenhafte Gestalt über die grünen, laubbeschatteten Wege schleppte. Sein Gesicht war fast grau und seine Unterlippe zitterte unaufhörlich, wie wenn er an irgend etwas angestrengt dächte. Aber es war nur der Gedanke an Schlaf, der ihn beschäftigte. Er dachte: wenn ich jetzt im kühlen Zimmer wäre — die Rouleaus wären herabgelassen — da würde ich schlafen, schlafen, schlafen! Aber das war eine Täuschung — das wußte er; wenn er jetzt mit einem Fiaker nach Hause kam, da war er wieder wach, unerträglich wach, jeder seiner Nerven hatte wieder die gequälte Lebendigkeit, das unwillkürliche Zittern und Zucken, all die infamen Martern, welche sein Schicksal waren seit einem halben Jahr. Zu oft hatte er die Probe gemacht. —

Plötzlich hörte er sich angerufen: „Herr Gyldendal!“ Er wandte sich um, wollte nach dem Hut greifen, besann sich, steckte die Hand wieder in die Tasche und ging weiter, den gleichen Weg, den gleichen Schritt, die gleiche Maske auf seinem Gesicht. Dina Ossonsky kam ihm schnell nach, ging neben ihm her, sah ihm von unten her in das gleichsam erstarrte Gesicht und versuchte selbst zu lächeln.

„Kennen Sie mich nicht mehr?“ fragte sie.

Gyldendal zog den Hut und wandte sich ab. Dina kam ihm nach, schweigend gingen sie nebeneinander

her. Sie war hübscher geworden seit dem letzten halben Jahr, seit dem letzten „Adieu auf immer“.

Sie war sehr elegant mit ihrer weißen Spitzenbluse, die so riesig einfach aussah, aber aus echten Brüsseler Spitzen gearbeitet war. — Über ihrem blassen, großäugigen Gesicht schaukelte ein schwarzer Hut mit kleinen dunklen Moosröschen Und dann lief ein Parfüm neben ihr einher, ganz zart, wie ein Hauch von einer fernen Wiese, die gemäht wird. Ihre Augen leuchteten ... Sie versuchte ihren Arm in den seinen zu hängen, aber er ließ ihren Arm fallen. So gingen sie nebeneinander.

„Ich muß dich sprechen, Gyldendal,“ sagte sie. „Ich darf dir doch noch ‚Du‘ sagen? Du hast es mir ja auch gesagt ... Aber ich möchte nicht hier mit dir sprechen, nicht hier vor den vielen Leuten. Komm zu mir, ich wohne jetzt allein. Janina ist wieder in Odessa, sie läßt dich tausendmal grüßen. Also — komm' zu mir, gleich jetzt; oder ich gehe zu dir, willst du?“

„Ich habe nichts mit Ihnen zu reden, Fräulein Ossonskaja,“ sagte er.

„Du,“ flüsterte sie, „du — ich tu alles, was du willst. Alles, alles. Geweint hab' ich, Gott, die Augen hab' ich mir ausgeweint nach dir, damals, als du fort warst; hab' dich gesucht — einmal hab' ich dich in der Universitätsbibliothek gesehen; du hattest den Kopf zwischen die Hände gestützt ... Und du warst so blaß. Sag', was hast du, bist du nicht gesund? Was fehlt dir? Nicht wahr, du kommst zu mir?“

„Nein.“

„Warum? Glaubst du, daß du mich zurückstoßen kannst wie einen bösen Hund? Sei doch lieb, Erik, du, du! Sieh, wie oft hast du mir das gesagt: ‚Sei lieb, sei brav — sei mein Liebling!‘ Und jetzt soll alles zu Ende sein? Nach einem halben Jahr?“

„Du hast es ja selbst so gewollt."

„Ich hab' damals nicht gewußt, was du mir bist. Ich dachte, es würde vorübergehen. Wenn du nur wüßtest, wenn du dir nur vorstellen könntest, was ich gelitten habe!"

„Liebes Fräulein Ossonskaja," sagte er kalt, „damals haben Sie nicht gewollt, heute . . ."

„Nein, wie hart . . . Wie hart du damals warst: ‚Alles oder nichts', erinnerst du dich? Ich konnte nicht ‚ja' sagen, kein anständiges Mädchen konnte ‚ja' sagen."

„Nun," meinte er ironisch, „heute verlange ich es auch nicht mehr von dir; ich habe meinen Irrtum eingesehen. Jetzt solltest du doch zufrieden sein."

„Nein, Erik, ich werde nie zufrieden sein ohne dich. Ich gebe dir alles; alles verzeih' ich dir — ich habe dich ja mit ihr, mit der Helene Blütner gesehen; alles will ich vergessen, was du mir getan hast, aber du mußt wieder gut zu mir sein. Ich bin dir ja treu geblieben. Warum quälst du mich so? Warum?"

Er geriet in Wut. „Und du? Und du? Ruhe will ich, hörst du? Gar nichts will ich von dir als Ruhe. Laß mich gehen, wohin ich will; ich will nicht mehr mit dir gehen." Eine Pause.

„Es kann nicht anders sein. Fühlst du das nicht? Nach solch einer Szene, wie der am 26. November, können zwei Menschen nichts mehr miteinander zu tun haben, weder im Bösen, noch im Guten, weder heute, noch sonst."

„Du kannst ja auf diese Szene stolz sein," sagte sie.

„Dina, bring mich nicht auf! Du kennst mich nicht!"

„Ja, Erik, du hast ganz recht; drohe nur; aber ich fürchte dich nicht. Du hast mich unglücklich gemacht — was kannst du mir noch antun?"

Sie gingen schnell die Donaustraße herauf. Plötzlich blieb er stehen. „Ich kann nicht weiter," sagte er. „Laß mich allein! Seit drei Nächten hab' ich kein Auge zugetan. Ich kann Aufregung nicht ertragen, ich kann nicht. Wenn du noch eine Spur Neigung für mich hast, ich bitte dich, laß mich allein, Dina!"

Dina senkte den Kopf. Ihr schwarzer Hut mit den roten Samtrosen schwankte. Sie zog ihre langen, grauen Handschuhe aus. Sie reichte ihm ihre bloße Hand, die bloße, kleine, braune Hand, an deren kleinem Finger vier oder fünf Ringe waren.

Er nahm ihre Hand zwischen seine breiten, blassen Hände, die zitterten. „Seit wann trägt Dina Ringe?" fragte er freundlich und doch so unendlich fern.

Dina erwiderte sein Lächeln nicht. Sie ging dem Donaukai zu; ihr eleganter schwarzer Taftrock schleppte im Staub. Ihr Parfüm war noch da, während sie schon weit weg war.

„Diese Russinnen können sich doch nie daran gewöhnen, ihre Röcke zu raffen wie Damen! Wenn es wenigstens auf einer Bergwiese im Ural wäre, daß sie so gingen!" Seine Phantasie war jetzt unglaublich reizbar. Erinnerungen kamen und gingen, freundlich und quälend, wie sie wollten. Er stellte sich alles mögliche vor und war dann gequält durch diese Bilder, die sich jetzt an den geringsten Eindruck knüpften und die doch nicht zu seinem Leben gehörten.

Langsam kehrte er in den Prater zurück und dachte: schlafen, o Gott, nur eine einzige Nacht wieder schlafen!

PETER ALTENBERG

„SEMMERING 1912". 1913. Vierte vermehrte Auflage. Mit dem Bilde des Dichters. 248 Seiten. Geheftet 3 Mark 50 Pfennig, in Halbpergament 4 Mark 50 Pfennig.

GABRIELE D'ANNUNZIO

FEUER. Roman. 2 Bände. (Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane.) In Pappbänden 2 Mark, in Leinenbänden 2 Mark 50 Pfennig.

SCHALOM ASCH

DER BUND DER SCHWACHEN. Drama. 1912. 95 Seiten. Geheftet 2 Mark, in Leinen 3 Mark.

RAOUL AUERNHEIMER

DAS PAAR NACH DER MODE. Lustspiel. 1913. 163 Seiten. Geheftet 2 Mark, in Halbpergament 3 Mark.

LAURENZ HALLERS PRATERFAHRT. Erzählung. 1913. Dritte Auflage. 121 Seiten. Umschlagzeichnung von Fritz Schönpflug. Geheftet 2 Mark, in Leinen 3 Mark.

HERMANN BAHR

DAS PHANTOM. Komödie. 1913. Zweite Auflage. Mit drei farbigen Dekorationsskizzen von Koloman Moser. 152 Seiten. Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark.

ERINNERUNG AN BURCKHARD. 1913. Mit drei Porträten. 136 Seiten. Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark.

DAS HERMANN-BAHR-BUCH

1913. 10. Tausend. Mit 21 Abbildungen. Entwurf des Umschlages von Erich Mende. 318 Seiten. Geheftet 1 Mark, in Pappband 1 Mark 50 Pfennig.

HERMAN BANG

ZUSAMMENBRUCH. Roman. (Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane.) Pappband 1 Mark, in Leinen 1 Mark 25 Pfennig.

MARTIN BERADT

GO. Roman. (Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane.) Pappband 1 Mark, in Leinen 1 Mark 25 Pfennig.

ALICE BEREND

FRAU HEMPELS TOCHTER. Roman. (Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane.) Pappband 1 Mark, in Leinen 1 Mark 25 Pfennig.

OSKAR BIE

DIE OPER. 1913. Mit 135 Abbildungen und 11 handkolorierten Tafeln. 555 Seiten. Einbandentwurf von E. R. Weiß. Gebunden 20 Mark, in Halbleder 25 Mark.

BJÖRNSTJERNE BJÖRNSON

BRIEFE. Lehr- und Wanderjahre. 1912. Herausgegeben von Halvdan Koht unter Mitwirkung von Julius Elias für die deutsche Ausgabe. Zweites Tausend. 342 Seiten. Geheftet 5 Mark, in Leinen 6 Mark.

THEOPHILE von BODISCO

IM HAUSE DES ALTEN FREIHERRN. Roman. 1913. Zweite Auflage. Entwurf des Umschlages von Franz Christophe. 287 Seiten. Geh. 4 M., Pappband 5 M.

JOHAN BOJER

LEBEN. Roman. 1913. 267 Seiten. Geheftet 3 Mark 50 Pfennig, in Leinen 4 Mark 50 Pfennig.

OTTO BRAHM

KRITISCHE SCHRIFTEN ÜBER DRAMA UND THEATER. 1913. Herausgegeben von Paul Schlen-

ther. Mit dem Bildnis des Verfassers nach einer Zeichnung von Emil Heilbut. 480 Seiten. Geheftet 5 Mark, gebunden 6 Mark 50 Pfennig.

G. A. CRÜWELL

SCHÖNWIESEN. Schauspiel. 1911. 177 Seiten. Geh. 2 Mark 50 Pf., in Halbpergament 3 Mark 50 Pf.

RICHARD DEHMEL

GESAMMELTE WERKE IN DREI BÄNDEN. 1913. Einbandentwurf von E. R. Weiß. In Leinen gebunden 12 Mark 50 Pfennig, in Halbleder 16 Mark.

1. Band: Erlösungen / Aber die Liebe / Die Verwandlungen der Venus. 359 Seiten.
2. Band: Weib und Welt / Zwei Menschen / Der Kindergarten. 383 Seiten.
3. Band: Lebensblätter / Betrachtungen / Der Mitmensch / Michel Michael. 399 Seiten.

SCHÖNE WILDE WELT. Neue Gedichte. 1913. Dritte Auflage. 125 Seiten. Geheftet 3 Mark, in Leinen 4 M., in Halbpergament 4 M., in Ganzpergament 5 M.

FREDERIK VAN EEDEN

GLÜCKLICHE MENSCHHEIT. Essays. 1913. 287 Seiten. Mit einer Einleitung von Franz Oppenheimer. Geheftet 4 Mark, gebunden 5 Mark.

EMMY VON EGIDY

MATTHIAS WERNER. Roman. 1913. 286 Seiten. Geheftet 3 Mark 50 Pfennig, in Leinen 4 Mark 50 Pfennig.

OTTO FLAKE

FREITAGSKIND. Roman. 1913. Zweite Auflage. 294 Seiten. Geheftet 3 Mark 50 Pfennig, in Leinen 4 Mark 50 Pfennig.

IRENE FORBES-MOSSE

DIE LEUCHTER DER KÖNIGIN. Phantasien. 1913. Zweite Auflage. 172 Seiten. Geheftet 3 Mark, in Leinen 4 Mark, Geschenkband 5 Mark.

GUSTAF AF GEIJERSTAM

DIE BRÜDER MÖRK. (Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane.) Pappband 1 Mark, in Leinen 1 Mark 25 Pfennig.

WILLI HANDL

HERMANN BAHR. 1913. Mit dem Bildnis Hermann Bahrs. 160 Seiten. Geheftet 2 Mark 50 Pfennig, in Halbleinen 3 Mark 50 Pfennig.

OTTO ERICH HARTLEBEN

BRIEFE AN FREUNDE. 1912. Zweite Auflage. Herausgegeben und eingeleitet von Franz Ferdinand Heitmüller. Mit 9 Abbildungen und 5 Faksimilen. 334 Seiten. Geheftet 4 Mark, in Leinen 5 Mark.

GERHART HAUPTMANN

FESTSPIEL IN DEUTSCHEN REIMEN. 1913. 111 Seiten. Zweiunddreißigste Auflage. Einbandentwurf von Ernst Stern. Geheftet 2 Mark, in Pappband 3 Mark.

WILHELM HEGELER

DAS ÄRGERNIS. Roman. (Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane.) Pappband 1 Mark, in Leinen 1 Mark 25 Pfennig.

MORITZ HEIMANN

NOVELLEN. 1913. 247 Seiten. Entwurf des Umschlags und Einbands von E.R.Weiß. Geheftet 3 Mark 50 Pfennig, gebunden 4 Mark 50 Pfennig.

HERMANN HESSE

AUS INDIEN. Aufzeichnungen von einer indischen Reise. 1913. Sechste Auflage. Entwurf des Umschlags und Einbands von Erich Mende. Geheftet 3 Mark, in Leinen 4 Mark.

FELIX HOLLAENDER

STURMWIND IM WESTEN. Roman. (Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane.) Pappband 1 Mark, in Leinen 1 Mark 25 Pfennig.

BERND ISEMANN

LOTHRINGER NOVELLEN. 1913. 239 Seiten. Geheftet 3 Mark 50 Pfennig, in Leinen 4 Mark 50 Pfennig.

JOHANNES V. JENSEN

DES KÖNIGS FALL. Roman. 1912. Viertes Tausend. 354 Seiten. Geheftet 3 Mark 50 Pfennig, in Leinen 4 Mark 50 Pfennig.

GEORG KAISER

KÖNIG HAHNREI. Drama. 1913. 167 Seiten. Geheftet 2 Mark 50 Pfennig, in Halbpergament 3 Mark 50 Pfennig.

BERNHARD KELLERMANN

DER TUNNEL. Roman. 1913. 100. Auflage. 402 Seiten. Umschlagzeichnung von Hans Baluschek, Einbandzeichnung von Erich Mende. Geheftet 3 Mark 50 Pfennig, in Leinen 4 Mark 50 Pfennig, Geschenkband 6 Mark.

ANNETTE KOLB

DAS EXEMPLAR. Roman. 1913. Zweite Auflage. 289 Seiten. Entwurf des Einbandes von Erich Mende. Geheftet 3 Mark 50 Pfennig, in Leinen 4 Mark 50 Pfennig.

HERTHA KOENIG

EMILIE REINBECK. Roman. 1913. Zweite Auflage. 328 Seiten. Einbandzeichnung von Erich Mende. Geheftet 4 Mark, Pappband 5 Mark.

SIEGFRIED KREBS

AUGUST DANIEL VON BINZER ODER DAS ENDE DER ROMANTIK. Roman. 1912. 193 Seiten. Entwurf des Einbandes von Franz Christophe. Geheftet 2 Mark 50 Pfg., Pappband 3 Mark 50 Pfg.

HERMAN KROEPELIN

TIDEKE FLOTOW. Roman. 1913. 299 Seiten. Entwurf des Einbandes von Erich Mende. Geheftet 4 Mark, in Leinen 5 Mark.

ANGELA LANGER

STROMAUFWÄRTS. Aus einem Frauenleben. Mit dem Bilde der Verfasserin. 1913. Zweite Auflage. 225 Seiten. Geheftet 3 Mark, in Leinen 4 Mark.

EMIL LUDWIG

DIE REISE NACH AFRIKA. 1913. Dritte Auflage. 279 Seiten. Mit einer Karte und 42 Abbildungen. Geheftet 4 Mark, in Leinen 5 Mark.

RICHARD DEHMEL. 1913. Mit dem Bildnis Richard Dehmels. Geheftet 3 Mark 50 Pf., gebunden 4 Mark 50 Pf.

AAGE MADELUNG

DER STERLETT. Novellen. 1913. 219 Seiten. Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark.

THOMAS MANN

DER TOD IN VENEDIG. Novelle. 1913. Dreizehnte Auflage. 145 Seiten. Geheftet 2 Mark 50 Pfennig, in Halbpergament 3 Mark 50 Pfennig.

JULIUS MEIER-GRÄFE

WOHIN TREIBEN WIR? Zwei Reden über Kultur und Kunst. 1913. Zweite Auflage. 115 Seiten. Geheftet 1 Mark 50 Pfennig, in Pappband 2 Mark 50 Pfennig.

WALTHER RATHENAU

ZUR MECHANIK DES GEISTES. Essays. 1913. 348 Seiten. Dritte Auflage. Umschlagentwurf von E. R. Weiß. Geheftet 4 Mark 50 Pf., gebunden 6 Mark.

HANS REISIGER

JAKOBSLAND. Roman. 1913. Zweite Auflage. 238 Seiten. Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark.

GABRIELE REUTER

ELLEN VON DER WEIDEN. Roman. (Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane.) Pappband 1 Mark, in Leinen 1 Mark 25 Pfennig.

HENRY HANDEL RICHARDSON

MAURICE GUEST. Roman. Zwei Bände. 1912. Zweites Tausend. 802 Seiten. Entwurf des Einbandes von Erich Mende. Geheftet 8 Mark, in Leinen 10 Mark.

FELIX SALTEN

GESTALTEN UND ERSCHEINUNGEN. Essays. 1913. Zweite Auflage. 313 Seiten. Geheftet 4 Mark, gebunden 5 Mark.

Inhalt: Andersen / Wilhelm Busch / Boccaccio / Frank Wedekind / Arthur Schnitzler / Torresani / Graf Keyserling / Tolstoi / Alfred Freiherr v. Berger / Mahler / Theodor Herzl / Josef Kainz / Gespräch über Kainz / Hartmann / Sonnenthal / Die Schablone Lewinsky / Krastel / Lia Rosen / Suzanne Després / Caruso / Strakosch / Der Alfred Grünfeld / Die Metternich / Ferdinand der Bulgare / Roosevelt / Johann Orth / Der alte Hagenbeck / Bildnis einer singenden Frau.

ARTHUR SCHNITZLER

PROFESSOR BERNHARDI. Komödie. 1912. Dreizehnte Auflage 1913. 255 Seiten. Geheftet 3 Mark, in Halbleinen 4 Mark.

FRAU BEATE UND IHR SOHN. Novelle. 1913. Zehnte Auflage. 155 Seiten. Umschlag und Einbandzeichnung von Erich Mende. Geheftet 2 Mark 50 Pfennig, in Pappband 3 Mark 50 Pfennig.

EGMONT SEYERLEN

DIE SCHMERZLICHE SCHAM. Geschichte eines Knaben um das Jahr 1900. 1913. Zweite Auflage. 601 Seiten. Einbandentwurf von Erich Mende. Geheftet 6 Mark, in Leinen 7 Mark 50 Pfennig.

BERNARD SHAW

PYGMALION. Komödie. 1913. 109 Seiten. Zweite Auflage. Geheftet 2 Mark 50 Pfennig, gebunden 3 Mark 50 Pfennig.

DIE AUSWAHL AUS BERNARD SHAWS SCHRIFTEN von Charlotte F. Shaw. 1913. Zweite Auflage. 227 Seiten. Geheftet 3 Mark, in Leinen 4 M.

ELISABETH SIEWERT

LIPSKIS SOHN. Roman. 1913. Zweite Auflage. 247 Seiten. Geheftet 3 Mark 50 Pfennig, gebunden 4 Mark 50 Pfennig.

CHRISTIAN STAUN

LEHRJAHRE IN DER GOSSE. Roman. 1913. 396 Seiten. Geheftet 4 Mark, gebunden 5 Mark.

ALBERT STEFFEN

DIE ERNEUERUNG DES BUNDES. Roman. 1913. Mit einer Zeichnung von Walo von May. 205 Seiten. Geheftet 4 Mark, gebunden 5 Mark.

HERMANN STEHR

GESCHICHTEN AUS DEM MANDELHAUSE. 1913. Zweite Auflage. 289 Seiten. Geheftet 2 Mark 50 Pfennig, in Leinen 3 Mark 50 Pfennig.

SIEGFRIED TREBITSCH

DER TOD UND DIE LIEBE. Novellen. 1913. 219 Seiten. Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark.

JAKOB WASSERMANN

DER MANN VON VIERZIG JAHREN. Roman. 1913. Zehnte Auflage. 227 Seiten. Entwurf des Umschlages und Einbandes von Erich Mende. Geheftet 3 Mark, in Leinen 4 Mark.

ERNST WEISS

DIE GALEERE. Roman. 1913. 277 Seiten. Geheftet 3 Mark 50 Pfennig, in Leinen 4 Mark 50 Pfennig.

Der vollständige Verlagskatalog über die Werke aller Autoren des Verlags steht kostenfrei zur Verfügung.

Autorenverzeichnis

Otto Alscher
Peter Altenberg
Gabriele d'Annunzio
Schalom Asch
Raoul Auernheimer
Julius Bab
Hermann Bahr
Herman Bang
Paul Barchan
Richard Beer-Hofmann
Otto Behrend
Martin Beradt
Alice Berend
Henning Berger
Carl Albrecht Bernoulli
Max Bernstein
Gustav Biberich
Oskar Bie
Karl Bittermann
Björnstjerne Björnson
Theophile von Bodisco
Johan Bojer
Otto Brahm
Edvard Brandes
Robert und Elizabeth Browning
Laurids Bruun
Max Burckhard
Walter Calé
Victor Catalá
G. A. Crüwell
Richard Dehmel
Grazia Deledda
Anny Demling
Josef Diner-Denes
Frederik van Eeden
Emmy von Egidy
Arthur Eloesser
Hermann Faber
Karl Federn
Cäsar Flaischlen
Otto Flake
Theodor Fontane
Irene Forbes-Mosse
Egon Friedell
Efraim Frisch
Arne Garborg
Gustaf af Geijerstam
Knut Hamsun
Willi Handl
Otto Erich Hartleben
Selma Hartleben
Carl Hauptmann
Gerhart Hauptmann
Wilhelm Hegeler
Moritz Heimann

Franz Ferdinand Heitmüller
Hermann Hesse
Franz Hessel
Georg Hirschfeld
Einar Hjörleifsson
Sophie Hoechstetter
Hugo von Hofmannsthal
Arthur Holitscher
Felix Hollaender
Otto Helmut Hopfen
Friedrich Huch
Henrik Ibsen
Sigurd Ibsen
Bernd Isemann
Norbert Jacques
Kristofer Janson
Johannes V. Jensen
Else Jerusalem
Hans von Kahlenberg
Josef Kainz
Georg Kaiser
Rudolf Kassner
Eduard Kehlmann
Bernhard Kellermann
Alfred Kerr
Ellen Key
E. von Keyserling
Nils Kjaer
Charlotte Knoeckel
Annette Kolb
Eberhard König
Hertha Koenig
Sonja Kowalewska
Franz Kranewitter
Siegfried Krebs
Herman Kroepelin
Hans Kyser
Hans Land
Ludwig Landshoff
Angela Langer
Philipp Langmann
Vernon Lee
Gustav Leutelt
Jonas Lie
Oskar Loerke
Emil Lucka
Emil Ludwig
Aage Madelung
Thomas Mann
Rosa Mayreder
Julius Meier-Gräfe
George Meredith
Karin Michaelis
Robert Michel
Paul Mongré
Christian Morgenstern
Richard Muther
Peter Nansen
Otto Pniower

Johannes Raff
Walther Rathenau
Emil Reich
Ernst Reinmann
Hans Reisiger
Gabriele Reuter
Henry Handel Richardson
Ernst Rosmer
Carl Rössler
Alexander Ruths
Felix Salten
Jakob Schaffner
Karl Scheffler
Carl Ludwig Schleich
Paul Schlenther
Arthur Schnitzler
Emil Scholl
Toni Schwabe
Mathieu Schwann
Maria Seelhorst
Matilde Serao
Franz Servaes
Egmont Seyerlen
Bernard Shaw
Elisabeth Siewert
Reinhard Sorge
Christian Staun
Albert Steffen
Hermann Stehr
Emil Strauss
J. M. Synge
Hildegard Thildner
Leo Tolstoi
Cecile von Tormay
Siegfried Trebitsch
Alexander Ular
Karl Vollmoeller
Ruth Waldstetter
Jakob Wassermann
Ernst Weiß
Gustav Wied
Oscar Wilde
Bruno Wille
Adolph Wittmaack
U. C. Woerner
Josef Zytlaun

Luxusausgaben

HERMAN BANG: AUS DER MAPPE. Auflage 75 Exemplare auf Büttenpapier, numeriert und in Ganzpergament gebunden. Preis 15 Mark.

GERHART HAUPTMANN: GESAMMELTE WERKE in 6 Bänden. Auflage 200 Exemplare auf reinem Hadernpapier, numeriert und in Ganzleder gebunden. Preis 80 Mark.

GERHART HAUPTMANN: DIE JUNGFERN VOM BISCHOFSBERG. Auflage 30 Exemplare auf handgeschöpftem Büttenpapier, numeriert und in Ganzpergament gebunden. Preis 12 Mark.

GERHART HAUPTMANN: GRIECHISCHER FRÜHLING. Auflage 100 Exemplare auf holländischem Büttenpapier. In Ganzpergament 15 Mark.

HUGO VON HOFMANNSTHAL: DIE PROSAISCHEN SCHRIFTEN. Auflage 60 Exemplare (davon 50 zum Verkauf) auf Van Gelder, numeriert und in Ganzpergament gebunden. Preis 12 Mark der Band, bei Subskription auf das vierbändige Gesamtwerk; Einzelbände nicht im Handel. (Zwei Bände bisher erschienen.)

JOHANNES V. JENSEN: „DIE WELT IST TIEF ...“ Auflage 25 Exemplare auf handgeschöpftem Büttenpapier, numeriert und in Ganzleder gebunden. Preis 10 Mark.

FELIX SALTEN: HERR WENZEL AUF REHBERG. Auflage 25 Exemplare auf holländischem Büttenpapier numeriert und in Ganzpergament gebunden. Preis 10 Mark.

ARTHUR SCHNITZLER: DÄMMERSEELEN. Auflage 25 Exemplare auf handgeschöpftem Büttenpapier, numeriert und in Ganzleder gebunden. Preis 10 Mark.

KARL VOLLMOELLER: DES AISCHYLOS ORESTEIA. Auflage 50 Exemplare auf holländischem Büttenpapier, numeriert und in Ganzpergament gebunden. Preis 10 Mark.

JAKOB WASSERMANN: DIE SCHWESTERN. Auflage 25 Exemplare auf handgeschöpftem Büttenpapier, numeriert und in Ganzleder gebunden. Preis 10 Mark.

Pantheon-Ausgabe

Die Pantheon-Ausgabe stellt eine Sammlung von Einzelausgaben klassischer Werke dar. Jeder Band enthält eine Einleitung und Erläuterungen und ist mit dem Bild des Dichters in Photogravüre geschmückt.

Folgende Bände sind erschienen:

Brentano, Gedichte. (Auswahl und Einleitung von Alexander von Bernus)

Chamisso, Peter Schlemihl. (Mit 9 Abbildungen. Einleitung von Thomas Mann)

Droste-Hülshoff, Gedichte.* (Einleitung und Erläuterungen von Adelheid von Sybel-Bernus)

Eichendorff, Gedichte.* (Auswahl von Emil Strauß. Einleitung von Kurt Jahn)

Goethe, Faust I/II.* (Einleitung, Textrevision und Erläuterungen von Otto Pniower)

Goethe, Gedichte. (Zwei Bände.)* (Einleitung, Textrevision und Erläuterungen von Otto Pniower)

Goethe, Hermann und Dorothea. (Textrevision und Einleitung von Max Morris)

Goethe, Italienische Reise. (Drei Bände.) (Einleitung und Anmerkungen von G. v. Graevenitz)

Goethe, Torquato Tasso. (Textrevision, Einleitung und Erläuterungen von Otto Pniower)

Goethe, Werthers Leiden. (Textrevision und Einleitung von Otto Pniower)

Grillparzer, Des Meeres und der Liebe Wellen. (Einleitung von Hugo v. Hofmannsthal)

Hebbel, Gedichte (Auswahl, Textrevision und Einleitung von Julius Bab)

Pantheon-Ausgabe

Heine, Atta Troll – Deutschland. (Einleitung und Erläuterungen von Richard M. Meyer)

Heine, Buch der Lieder.* (Textrevision und Einleitung von Ernst Elster)

Heine, Romanzero. * (Einleitung und Erläuterungen von Richard M. Meyer)

Ibsen, Gedichte. (Einleitung und Erläuterungen von J. Collin)

Kleist, Das Käthchen von Heilbronn. (Mit 8 Vollbildern von Karl Walser. Einleitung von Arthur Eloesser)

Kleist, Michael Kohlhaas. (Textrevision von Otto Pniower. Einleitung von Erich Schmidt)

Lenau, Gedichte. (Auswahl, Einleitung und Textrevision von Leo Greiner)

Lessing, Nathan der Weise. (Textrevision von Otto Pniower. Einleitung und Erläuterungen von Albert Köster)

Moerike, Gedichte. * (Textrevision Einleitung und Erläuterungen von Franz Deibel)

Rückert, Gedichte. (Auswahl und Einleitung von Oskar Loerke)

Schiller, Gedichte. * (Textrevision, Einleitung und Erläuterungen von Richard Weißenfels)

Shakespeare, Hamlet. (Textrevision, Einleitung und Erläuterungen von Rudolf Fischer)

Shakespeare, Sommernachtstraum. (Textrevision, Einleitung und Anmerkungen von Gregor Sarrazin)

Uhland, Gedichte. * (Textrevision, Einleitung und Erläuterungen von Harry Mayne)

---

*Preis des Bandes in Leder gebunden 3 Mark, in Pergament 4 Mark. Von den mit * bezeichneten Bänden sind Luxusausgaben, auf handgeschöpftem Büttenpapier, erschienen; Preis 6 M. in Ganzpergament.*

Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane

Jeder Band gebunden 1 Mark, in Leinen 1 Mark 25 Pfg.
Einbandentwürfe von E. R. Weiß.

Gabriele d'Annunzio, Feuer (2 Bände)
Gabriele d'Annunzio, Lust (2 Bände)
Hermann Bahr, Theater
Herman Bang, Am Wege
Herman Bang, Hoffnungslose Geschlechter
Herman Bang, Die vier Teufel
Herman Bang, Zusammenbruch
Martin Beradt, Go
Alice Berend, Die Reise des Herrn Sebastian Wenzel
Alice Berend, Frau Hempels Tochter
Björnstjerne Björnson, Mary
Johan Bojer, Unser Reich
Laurids Bruun, Van Zantens glückliche Zeit
Laurids Bruun, Van Zantens Insel der Verheißung
Anny Demling, Oriol Heinrichs Frau
Theodor Fontane, L'Adultera
Theodor Fontane, Cecile
Theodor Fontane, Frau Jenny Treibel
Theodor Fontane, Irrungen Wirrungen
Gustaf af Geijerstam, Die Brüder Mörk
Gustaf af Geijerstam, Pastor Hallin
Gustaf af Geijerstam, Thora
Knut Hamsun, Redakteur Lynge
Otto Erich Hartleben, Die Serenyi
Wilhelm Hegeler, Das Ärgernis

Hermann Hesse, Unterm Rad
Georg Hirschfeld, Das Mädchen von Lille
Einar Hjörleifsson, Die Übermacht
Sophie Hoechstetter, Passion
Felix Hollaender, Das letzte Glück
Felix Hollaender, Sturmwind im Westen
Friedrich Huch, Geschwister
Norbert Jacques, Der Hafen
Hans von Kahlenberg, Eva Sehring
Bernhard Kellermann, Yester und Li
E. von Keyserling, Beate und Mareile
Charlotte Knoeckel, Maria Baumann
Hans Land, Stürme
Jonas Lie, Auf Irrwegen
Jonas Lie, Eine Ehe
Thomas Mann, Der kleine Herr Friedemann
Karin Michaelis, Treu wie Gold
Peter Nansen, Julies Tagebuch
Gabriele Reuter, Ellen von der Weiden
Gabriele Reuter, Frauenseelen
Gabriele Reuter, Liselotte von Reckling
Felix Salten, Olga Frohgemuth
Jakob Schaffner, Die Erlhöferin
Jakob Schaffner, Die Irrfahrten des Jonathan Bregger
Arthur Schnitzler, Frau Berta Garlan
Emil Strauß, Der Engelwirt
Emil Strauß, Kreuzungen
Leo Tolstoi, Chadschi Murat
Ruth Waldstetter, Die Wahl
Jakob Wassermann, Der niegeküßte Mund

Gesamtausgaben

BJÖRNSTJERNE BJÖRNSON

Gesammelte Werke. Volksausgabe in fünf Bänden. In Leinen 15 Mark.

RICHARD DEHMEL

Gesammelte Werke in zehn Bänden. Geheftet 30 Mark, in Halbpergament gebunden 40 Mark, in Ganzpergament 50 Mark.

RICHARD DEHMEL

Gesammelte Werke in drei Bänden. In Leinen 12 Mark 50 Pfennig, in Halbleder 16 Mark.

GUSTAF AF GEIJERSTAM

Gesammelte Romane in fünf Bänden. Geheftet 12 Mark, in Leinen 15 Mark.

OTTO ERICH HARTLEBEN

Ausgewählte Werke in drei Bänden. Geheftet 8 Mark, in Pappbänden 10 Mark, in Ganzpergament 15 Mark.

GERHART HAUPTMANN

Gesammelte Werke in sechs Bänden.Geheftet 24 Mark, in Halbpergament gebunden 30 Mark, in Ganzpergament 36 Mark.

GERHART HAUPTMANN

Gesammelte Werke. Gesamtausgabe in sechs Bänden. In Leinen 24 Mark, in Halbleder 30 Mark.

Gesamtausgaben

HUGO VON HOFMANNSTHAL

Die prosaischen Schriften gesammelt in vier Bänden. Jeder Band geheftet 3 Mark, Pappband 4 Mark, in Ganzpergament 6 Mark.

HENRIK IBSEN

Sämtliche Werke in deutscher Sprache. Zehn Bände. Geheftet 35 Mark, in Leinen 45 Mark.

HENRIK IBSEN

Nachgelassene Schriften in vier Bänden. Geheftet 24 Mark, in Leinen 28 Mark.

HENRIK IBSEN

Sämtliche Werke. Volksausgabe in fünf Bänden. In Leinen gebunden 15 Mark.

PETER NANSEN

Werke in drei Bänden. In Leinen gebunden 12 Mark.

ARTHUR SCHNITZLER

Gesammelte Werke. I. Die erzählenden Schriften in drei Bänden. In Leinen 10 Mark, in Halbleder 13 Mark, in Ganzleder 17 Mark.
II. Die Theaterstücke in vier Bänden. In Leinen 12 Mark, in Halbleder 16 Mark, in Ganzleder 21 Mark.

BERNARD SHAW

Dramatische Werke. Auswahl in drei Bänden. Geheftet 10 Mark, in Leinen 12 Mark.

S. F. V.



Pappband 1 Mark

351 Seiten Umfang mit 39 Beiträgen und 43 Bildern

19 BERLIN 12

Die neue Rundschau

24. Jahrgang der „Freien Bühne“

Redakteur: Prof. Dr. Oskar Bie

Jeden Monat erscheint ein Heft im Umfang von 144 bis 160 Seiten. Bezugspreis für das Vierteljahr sieben Mark; Einzelhefte M. 2.50. Probehefte sendet der Verlag oder jede Buchhandlung zur Ansicht.

Beiträge des letzten Jahres von:

Peter Altenberg / Julius Bab / Hermann Bahr / Herman Bang / Martin Beradt / Oskar Bie / Arthur Bonus / Max Dauthendey / Richard Dehmel / Arthur Eloesser / Julius Elias / Friedrich Engels (Briefe) / Herbert Eulenberg / Otto Flake / Irene Forbes-Mosse / Lucia Dora Frost / Gerhart Hauptmann / Wilhelm Hausenstein / Moritz Heimann / Hermann Hesse / Robert Hessen / Arthur Holitscher / Friedrich Huch / Sigurd Ibsen / Norbert Jacques / Johannes V. Jensen / Carl Jentsch / Alfred Kerr / Adolf Koelsch / Annette Kolb / Hans Kyser / Emil Ludwig / Frhr. von Mackay / Aage Madelung / Maurice Maeterlinck / Thomas Mann / Julius Meier-Graefe / Robert Musil / Friedrich Naumann / Friedrich Nietzsche (Briefe) / Franz Oppenheimer / Friedrich Perzynski / Otto Pniower / Felix Poppenberg / Hans Reisiger / Samuel Saenger / Felix Salten / Jakob Schaffner / Emil Schaeffer / Karl Scheffler / Paul Schlenther / Arthur Schnitzler / Bernard Shaw / Werner Sombart / Hermann Stehr / Emil Strauß / Ferdinand Tönnies / J. v. Uexküll / Jakob Wassermann / H. G. Wells / Stefan Zweig und anderen.

Generalregister zur Neuen Rundschau

Jahrgang I—XX. (1890—1909.) 140 Seiten. Geheftet 4 Mark, in Halbpergament 5 Mark 50 Pfg.

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig


Digitized by Google

